

J. Ch. Freiherr v. Zedlitz

ALBUM
oesterreichischer Dichter



Wien.

Verlag von Pfautsch & Voss.



ALBUM

oesterreichischer Dichter.



Wien.

Verlag von Pfautsch & Voss.

Album österreichischer Dichter.

Neue Folge.

J. Ch. Freiherr v. Zedlitz.	Otto Prechtler.
Joh. Ludw. Deinhardstein.	C. G. Ritter v. Leitner.
Betty Paoli.	Rudolf Hirsch.
W. Constant.	Karl Beck.
Karl Egon Ebert.	Alfred Meißner.
S. H. Mosenthal.	M. G. Saphir.

Mit 12 Porträten.

Wien, 1858.
Verlag von Pfautsch & Voß.

Vorwort.

Indem wir hiermit eine neue Reihenfolge des »Album österreichischer Dichter« bringen, glauben wir wiederholen zu müssen, von welchem Gesichtspuncte wir bei Zusammenstellung desselben ausgegangen sind, und erlauben uns, einen Theil des Vorwortes zur ersten Reihe hier wiederzugeben.

Bei Abfassung der Biographieen gingen wir von dem Grundsatze aus, daß die Richtigkeit der Daten die Hauptsache, um dem Freunde der heimischen Muse ein liebes Angedenken und dem künftigen Verfasser einer österreichischen Literaturgeschichte vielleicht einen nicht unbrauchbaren Behelf zu liefern. Wir hielten somit mehr den factischen als den kritischen Standpunct fest, weshalb wir uns absichtlich an solche Schriftsteller wendeten, die einerseits wegen ihrer Vertrautheit mit den Lebensverhältnissen der von ihnen Biographirten, für die wünschenswerthe Genauigkeit der Angabe einstehen, andererseits durch ihren anerkannten Ruf und durch die Nennung ihres vollen Namens für die Lauterkeit ihres Urtheiles bürgen können.

Was die Auswahl aus den Werken der Dichter betrifft, so galt es, unserer Ansicht nach, eine Anthologie des Besten, was sie geschrieben haben, nur insofern zu geben, als das Beste zugleich das Bezeichnendste für jene Züge war, die in ihren Biographien besonders herausgehoben sind; wo das nicht der Fall, wurde das Charakteristische selbst dem anerkannt Besseren absichtlich vorgezogen.

Vorwort.

Aus den Werken des Dichters sollte sein Leben sich herauslesen, hinwieder sein in der Biographie angedeuteter Entwickelungsgang in den beigegebenen Dichtungen sich nachweisen, so wie aus einzelnen Parallelstellen sämmtlicher Lebensbeschreibungen und aus wechselseitigen Beziehungen in den Gedichten selbst ein Bild der Zeit, der diese Dichter angehören, sich zusammensetzen lassen.

Man wolle auch jene heimischen Celebritäten, welche bis jetzt im Album noch fehlen, ja nicht für vergessen, sondern nur für aufgespart halten, um jedem Theile des Albums Talente verschiedener Rangstufen vorzubehalten, und durch Einreihung von Namen zweiter und dritter Größe zwischen jenen der ersten dem Ganzen Abwechslung und Relief zu verleihen.

Möchte unser Streben so viel Anerkennung finden, daß es uns baldigst möglich würde, eine fernere Fortsetzung zu bringen, um sowohl den älteren Notabilitäten der poetischen Literatur Oesterreichs, als auch den namhaftesten Talenten der jüngeren und jüngsten Zeit nach Gebühr Rechnung zu tragen.

Wien, im August 1858.

Die Herausgeber.

Joseph Christ. Freiherr v. Zedlitz

stammt aus einem berühmten altadeligen, in Oesterreich, Schlesien und Sachsen ansässigen Geschlechte, und wurde am 28. Februar 1790 zu Johannisberg in österr. Schlesien, woselbst sein Vater Landeshauptmann war, geboren.

Nachdem er sich in Breslau den Studien gewidmet hatte, trat er 1806 in das österr. Husarenregiment Erzherzog Ferdinand ein. Im Jahre 1809 ward er Oberlieutenant, und zeichnete sich als Ordonnanzofficier des Fürsten von Hohenzollern in den Schlachten bei Hausen, Regensburg, Aspern und Wagram rühmlichst aus. Familienverhältnisse bestimmten ihn später zum Austritt aus dem Militärdienst, und er lebte nun größtentheils zu Wien oder auf seinem Gute in Ungarn, wo er sich der Wissenschaft und Kunst hingab, für welche er so glühende Liebe und herrlichen Beruf in sich fühlte.

Seit dem Jahre 1816 schmückte er mehrere Zeitschriften und besonders das Taschenbuch „Aglaja“ mit seinen „Frühlingsrosen.“

Bei seltener sprachlicher und rhythmischer Vollendung gibt eine hohe Begeisterung für Menschenwürde und Völkerglück diesen lyrischen Gedichten besonderen Werth.

In dem Taschenbuche: „Aglaja“ erschienen auch die „Todtenkränze“, womit Zedlitz seinen Dichterberuf auf das Glänzendste kundgab.

In hochbegeisterter Dichtersprache veranschaulichen diese Gedichte, in einem Cyclus erhabener geistreicher Bilder die Idee der Unsterblichkeit, der Wandelbarkeit irdischen Glückes gegenüber, und bilden eine Art poetischen Todtengerichts über Europa's große Verstorbene.

Der Dichter hat darin den ersten glücklichen Versuch gemacht, die

italienische Canzone mit Erweiterung ihrer ursprünglichen Schranken in umfangreicher Dichtung anzuwenden. Ein so tief poetischer Gedanke in der für die deutsche Sprache in solchem Umfange neuen Form (denn die Canzone wurde bisher nur in Poesien kleineren Maßstabes angewendet) verarbeitet, dabei die glückliche Durchführung des Ganzen, die Verbindung der innigsten Empfindung mit einer würdigen Lebensansicht, dies alles würde zu einer Zeit wie die unsrige, in welcher man Werth- und Wesenloses mit dem Namen Poesie belegt, genügen, Hoffnungen auf eine neue Aera der Poesie zu erwecken; damals aber als Künste und Wissenschaften nach den kriegerischen Wirren eines halben Jahrhunderts während eines Jahrzehends der Ruhe neue Kräfte sammelnd zu erwachen begannen, mußten diese begeisterten Gesänge mit einem Jubel begrüßt werden, der überall dort seine vollstimmigen Accorde anschlug, wo diese Schöpfungen zuerst bekannt wurden.

C. Bolza übersetzte die »Todtenkränze« ins Italienische, wählte aber statt der Italien angehörigen Form der Canzone die des reimlosen Jambus; in Genf wurde eine französische Uebersetzung veranstaltet.

Diese selbstständig herausgegebenen und schon in dritter Auflage erschienenen »Todtenkränze« sind auch mit seinen »Gedichten« verbunden, welche zuerst 1832, und 1855 in fünfter Auflage in die Oeffentlichkeit traten. Was Zedlitz's Gedichte betrifft, so gehören sie in den Cyclus der Uhland'schen, Körner'schen, Pfizer'schen und Lenau'schen Sammlungen. Sie zerfallen in drei Abtheilungen; die erste: »Romanzen, Balladen, Lieder« eröffnet Zedlitz mit den Worten:

»Seht hier meines Frühlings Rosen
Frisch wie ich sie abgebrochen;
Mancher Dorn hat mich gestochen,
Mancher Duft hat mich erquickt.

Die zweite Abtheilung enthält »Gelegenheitsgedichte, Sonnette, Uebersetzungen und Epigramme«, die letzte die bereits erwähnten »Canzonen«. In der ersten Abtheilung befindet sich das weltberühmte Gedicht: »Die nächtliche Heerschau«, in welcher die todten Helden des Kaiserreichs gespenstig und schauerlich wieder aufleben. Das Gedicht ist von wunderbar ergreifender Wirkung, öfter ins Französische, fünfmal ins Englische (am besten im »Morning-Chronicle« im Jahre 1830) übersetzt worden.

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Raffet in Paris und Heidegger zu München haben davon geistreiche Skizzen in Steindruck und Aquarell geliefert. Ein großes Oelbild von Dietz über denselben Gegenstand hat auf einer Ausstellung zu Paris besondere Aufmerksamkeit erregt, und wurde vom Kaiser Louis Napoleon um 10,000 Franken angekauft. Ueberhaupt ist wohl kaum ein neueres Gedicht so in das Blut des Volkes übergegangen, als die »nächtliche Heerschau«, die fast in ganz Deutschland auf allen Straßen nach irgend einer selbst erfundenen Melodie gesungen wird. An Neukom und Titl fand dieses Gedicht zwei geistreiche und originelle Tonsetzer.

Von den übrigen Gedichten dieser Abtheilung stehen der »nächtlichen Heerschau« an Schönheit und Wirkung zunächst die »Dorfkirche,« der »Beduine«, der »arme Sänger«, der »sterbende Krieger« u. s. w.

In der Abtheilung der »Gelegenheitsgedichte« zeichnen sich aber vor allem aus das sinnige »Thränengrund«; »bei Beethoven's Begräbnisse,« »der Toast an Goethe's achtzigstem Geburtstage an der türkischen Grenze ausgebracht« und bei »Goethe's Tode«. Am bezeichnendsten für die Weltansicht des Dichters ist: »Das Kreuz in Hellas.«

Im Jahre 1836 erschien (zu Stuttgart) eine Uebersetzung von Byron's »Childe Harold«, an die der Dichter den Fleiß vieler Jahre verwendet hatte. Noch ist sie durch keine neuere ersetzt oder verdrängt worden, obgleich spätere Uebersetzer die unseres Dichters fast bis zum wörtlichen Nachdruck, ohne Angabe der Quelle, benützt haben.

Hat Zedlitz in seinen »Todtenkränzen« einen edlen, tiefpoetischen Geist, ein für das Heilige im Menschenleben empfängliches Gemüth beurkundet, so hat er, um Dem was in Bezug auf höhere Interessen sein weiches, fühlendes Herz bewegte, Worte zu geben, die nicht im einzelnen Liede verklingen, die eindringlichere Form des Dramas gewählt, und seine hehrsten, gewaltigsten Gedanken zu Gestalten verkörpert. Er ließ seine Gedanken Thaten werden, um die Ideale seines Geistes zu verwirklichen oder doch durch die Kunst der Wirklichkeit näher zu bringen. So entstanden nach und nach folgende Dramen, welche gesammelt in vier Bänden (Stuttgart 1830—1836) erschienen sind: »Turturell,« Trauerspiel; »Zwei Nächte zu Valladolid,« Trauerspiel (Wien 1825);— »Herr und Sclave,« Trauerspiel; — »Liebe findet ihre Wege,« Lustspiel (1827); — »der Stern von Sevilla,« Trauerspiel nach Lope de Vega (Stuttgart 1830); »der Königin Ehre,« Drama (1834);

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

»Kerker und Krone,« (1834) und »Cabinetsintriguen«. Die meisten der genannten Stücke wurden in Wien und auch auf anderen Bühnen mit Beifall gegeben. Hatte der Dichter wirklich die Absicht, die Eigenthümlichkeiten des ältern spanischen Theaters auf die deutsche Bühne zu verpflanzen, so hatte er zur Erreichung dieses Zweckes einen glücklicheren Weg eingeschlagen, als Andere, die ein Gleiches versuchten, und legt in seinen Dramen ein tiefes Studium des spanischen Theaters an den Tag. Das Trauerspiel »Zwei Nächte zu Valladolid« hat seinem Hauptinhalte nach unbestritten Aehnlichkeit mit Calderon's »Arzt seiner Ehre«, welches West unter dem Titel: »Don Gutiere« für die deutsche Bühne bearbeitet hat; aber die Fabel des Stückes gestaltete unser Dichter ganz eigenthümlich, wie uns denn auch die Charaktere markiger, seelenvoller erscheinen. Reiner als in West's Bearbeitung Calderon's »Donna Mencia« ist Zedlitz's »Donna Estella«; voll Kraft sind die männlichen Gestalten des Don Fugace, Don Garcia und Garcia's Bruder. Auch die Katastrophe in Zedlitz's Drama, da der sich betrogen wähnende Don Garcia in der Uebereilung des ersten Ausbruchs der Leidenschaft an der schuldlosen Estella blutige Rache nimmt, ist psychologisch wahrer und sittlicher als in »Don Gutiere«, der seine Rache schlau berechnet und vollführt. Die Ausführung ist tief poetisch, und wenn vielleicht die tragische Wirkung des Stückes von der pathetischen überboten werden dürfte, der Zauber der Sprache ist durch das ganze Stück wirksam; jede Scene enthält Empfindungen, welche durch die Pracht des Ausdrucks entzücken, wie etwa folgende:

Die Sonne senkt die gold'nen Feuerstrahlen
Allmälig nieder in den Schooß der Nacht!
Doch eh' sie sinkt, flammt sie in ganzer Pracht
Noch einmal auf; ein purpurn Rosenmeer
Schwimmt ausgegossen über Berg und Thäler,
Und in der Schönheit Fülle, hoch und hehr
Zieht sie hinweg, auf diamantnem Wagen
Zum liebentglühten Ocean getragen. —
So glänzt auch mir das Leben und ich scheide,
Noch einmal hell im blitzenden Geschmeide;
Und höhnend will es seine Herrlichkeiten
Auf meines Sarges schwarze Decke breiten.

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Im Lustspiel »Liebe findet ihre Wege« hat Zedlitz mit entschiedenem Glücke das spanische Intriguenstück auf der deutschen Bühne eingebürgert, und im »Stern von Sevilla«, welches Drama er selbst eine Bearbeitung nach Lope de Vega nennt, bewies er einen so feinen dramatischen Tact und hat in Ausführung und Sprache so viel aus dem reichen Horte seines eigenen Geistes beigebracht, daß die Bezeichnung »Bearbeitung« nur aus des Dichters Bescheidenheit entspringen konnte. Im Drama »der Königin Ehre« bewegt sich Zedlitz auch auf spanischem Boden. Der Stoff ist dem Kampfe der Zegris und der Abenceragen entlehnt. Auf die Form hat der Dichter hier große Sorgfalt verwendet. Unstreitig die Seele von Zedlitz's dramatischen Arbeiten ist aber sein »Kerker und Krone«, worin er zu gleicher Zeit, als Raupach mit seinem Drama »Tasso's Tod« auftrat, den Tod des italienischen Dichterheros dramatisch verherrlichte. Wenn man die Arbeiten Raupach's und Zedlitz's vergleicht, so lassen sie sich mit dem Satze: »Raupach hat ein Stück, Zedlitz ein Gedicht geschrieben,« am treffendsten characterisiren. Ueberdies schließt sich Raupach's Drama in Anlage, Ton und Motiven an Goethe's Meisterdichtung und ist gleichsam deren Ergänzung; Zedlitz hingegen hatte ohne die Absicht Goethe's Arbeit fortzusetzen und zu vollenden, in den hochtragischen Momenten eines gewaltigen Dichterlebens so viel an und für sich Anregendes gefunden, daß ihm der Stoff zunächst geeignet schien, seinen eigenen Gefühlen und Gedanken, als denen eines Dichterlebens, worin edle Gesinnung und Innigkeit der Empfindung sich um die Wette geltend zu machen suchen, den entsprechendsten Ausdruck zu leihen. Obwohl, wie oben gesagt, das Drama Zedlitz's mehr Dichtung als Stück ist, so fehlt es doch nicht an den effectvollsten Scenen, und wir verweisen, um unsere Behauptung zur Geltung zu bringen, nur auf den Schluß des zweiten Actes und auf den Schluß des fünften. Tasso ist zum Capitol aufgebrochen; Angioletta ist zurückgeblieben. Sie blickt dem Abgehenden nach:

> Wie ist mir? Täuschen meine Sinne mich?
> So sah ich ihn noch nie! Aus seinem Auge
> Sprach nicht *sein* Blick; es war ein and'rer Strahl,
> Der ihn verklärt, und jeder seiner Züge
> Schien fremd mir und verändert. (Schreit auf.)
> Wehe mir!

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

O Gott! Er sinkt! Sie drängen sich um ihn!
Fort! Er ist todt!

(Sie stürzt durch den Säulengang ab. Immer lauter hört man: „Es lebe Tasso!« rufen, von Musik und Geläute der Glocken hinter der Scene und dem Donner des Geschützes begleitet.)

Das ist kein Theatereffect und doch welch' eine erschütternde Wirkung muß dieses: Es lebe Tasso! während er selbst stirbt, im Zuseher hervorbringen.

Nach einer langjährigen Pause, in der sich der Dichter zu keiner neuen Hervorbringung entschließen konnte, erschienen endlich seine neuesten Dichtungen, die eine ganz neue Epoche seiner poetischen Anschauungen documentiren: »Das Waldfräulein« (3. Auflage, Stuttgart 1851), das »Soldatenbüchlein« (3. stark vermehrte Auflage, Stuttgart 1852) und endlich: »Altnordische Bilder« (Stuttgart 1850).

In seinem »Waldfräulein« führt uns Zedlitz durch die grünen Dämmerungen märchenhafter Waldeinsamkeit in den geheimnißvollen Zauberkreis mittelalterlicher Romantik. Man glaubt sich in eine Feenwelt versetzt, wenn man dieses in der gerundetsten Form geschriebene reizende Gedicht liest, das ohne Prunk der Sprache durch seine naive Einfachheit nachhaltigen Eindruck im Leser hervorbringt. Das »Soldatenbüchlein« ist zum Unterschiede der meisten unter diesem oder ähnlichen Titeln erschienenen Jammerreime der Wohldienerei, keine Manifestation der Loyalität, die sich verkriecht, wenn die Gefahr da ist, und in lächerlichen Weisen rumort, wenn sich das Wetter verzogen hat; Zedlitz's Soldatenbüchlein ist kein Sammelkasten für verwundete Soldaten, den man nicht der schlechten Gedichte, sondern der tiefen Wunden der wackern Krieger wegen füllt; aber es ist der begeisterte Erguß einer echten von den Heldenthaten der österreichischen Armee hingerissenen Dichterseele. Der Stoff der den rühmlichen Thaten der Sieger ebenbürtigen Gedichte ist mit poetischem Tacte aus den zahllosen Heldenproben der Armee gewählt, und mit der Zedlitz eigenen Meisterschaft verarbeitet. Viele derselben leben volksthümlich im Munde der Armee, man möchte glauben, das bekannte: »Es muß der König mit dem Dichter gehen«, soll heißen: »Es muß der Krieger mit dem Dichter gehen«. Endlich sein letztes größeres poetisches Werk, die »Altnordischen Bilder« erschien zur Zeit einer im Publicum allgemein herrschenden Blasirtheit. Der Dichter selbst glaubte die Herausgabe

seines schon in den Jahren 1845 und 1846, einer für Dichtung viel empfänglicheren Zeit, vollendeten Werkes entschuldigen zu müssen. Als Entschuldigungsgrund führte er an, daß er den Druck des vollendeten Werkes »trotz der Ungunst der Zeit« nicht länger habe verzögern wollen. Doch echte Poesie bleibt zu jeder Zeit Poesie. Der Erkenntnißgrund des Guten liegt nicht im Guten selbst, sondern in den Erkennenden, und wenn die in einer Zeit fehlten, sie werden in einer andern schon wieder dasein. Die »Altnordischen Bilder« bestehen aus zwei Erzählungen; die erste, welche mehr als zwei Drittheile des Bandes ausfüllt, heißt »Ingvelde Schönwang«, und ist ein echt nordisches Epos, worin Blutrache und alle Greuel der wildesten Grausamkeit eine Rolle spielen. Der grauenvolle Stoff ist in der Behandlung wesentlich — vielleicht auf Kosten der Wahrheit — gemildert. Wo Sensen und Sicheln, von arbeitslustiger Hand geschwungen, durch die Mahden schwirren, dort mag die Blumenfülle, welche des Dichters Phantasie säet, am Platze sein. Hier aber in diesem Gesange der Blutrache und Grausamkeit, furchtbarer Rohheit und greuelvoller Wildheit, worin uns nur düstere Bilder der blutigsten Kämpfe und grauenerregender Unthaten erzählt werden, da muß auch des Dichters Wort scharf wie ein Schwert, gewaltig wie ein Hammer auf den Amboß niederschmettern und erdröhnen, jedes Wort muß zur That werden, und That muß sich an That drängen. Eine wundervolle Schöpfung des Dichters ist aber das zweite Gedicht dieses Werkes: »Svend Felding«, dessen Stoff dem dänischen »Kempe Visur« entnommen ist. Darin gibt er uns ein meisterhaftes Bild des dänischen Heldenlebens. Sven Felding, ein dänischer Lehensmann, wirbt für seinen König um die übermüthige Friesentochter Jutta. Jutta will aber den Brautwerber selbst mit ihrer Liebe beglücken, und dieser stellt der gekränkten racherfüllten Liebe Jutta's ritterlichen Muth und männlichen Hochsinn entgegen. Dies ist mit wenig Worten der Stoff, aus dem uns Zedlitz ein an den herrlichsten Scenen reiches poetisches Gemälde hingezaubert.

Der Dichter selbst hat immer seine früheren Dichtungen insgesammt, »die nächtliche Heerschau« und noch einige lyrische Gedichte, und »Kerker und Krone« ausgenommen, einzig für die Arbeiten seiner Lehrjahre, für mehr oder weniger gelungene Studien gehalten, und sogar der ungewöhnliche Beifall der »Todtenkränze« hat dieses Urtheil nicht zu ändern vermocht! Erst in den Werken dieser zweiten Epoche,

in der er aller Reflexionspoesie entschieden entsagt hat, und der Objectivität der Darstellung in dem Grade nachstrebte, daß fast keine Seite in diesen späteren Gedichten vorkommt, die nicht einer Illustrirung durch zeichnende oder plastische Kunst zugänglich wäre — hat er nach seiner Meinung das erreicht, was seinem Talente überhaupt erreichbar war, und sein »Waldfräulein« wie das Gedicht »Svend Felding« in seinen »Altnordischen Bildern« mochten wohl jedes in seiner Art neben den »Todtenkränzen« des Jünglings das Vollendetste sein, was seine Muse geschaffen; und werden stets zu den Zierden der deutschen Poesie zählen.

Nach dem Tode seiner trefflichen Gemalin, einer Tochter des vor dem Feinde gebliebenen Generallieutenants Baron Liptai, welche er am 19. April 1811 geehelicht hatte, und welche ihm im Jahre 1836 durch die Cholera entrissen wurde, entschloß er sich, in den Staatsdienst zu treten.

Durch Fürst Metternich und den Minister Graf Kolowrat lebhaft unterstützt, theilte ihn Se. Majestät Kaiser Ferdinand im Jahre 1837 der Staatskanzlei zur Dienstleistung zu.

In der Zeit seiner publicistischen Thätigkeit schrieb Zedlitz auch seine »Fromme Wünsche für Ungarn«, welche ungewöhnliches Aufsehen erregten und manches prophetische Wort enthielten; 1840 schrieb er über die orientalische Frage, und 1846 über den Aufstand in Galizien, und wurde auch eifriger Mitarbeiter der »Augsburger Allgemeinen Zeitung«.

Auch lieferte er mehrere kritische Aufsätze für die Wiener Jahrbücher der Literatur.

So wie sich Zedlitz durch seine poetischen Gaben, durch die in seinen Dichtungen sich aussprechende feste Gesinnung, die Männlichkeit und Würde der darin entfalteten Grundsätze, die vorurtheilsfreie Offenheit und Selbstständigkeit seiner Ansichten, die hohe Achtung der Mitwelt erworben hat, so hat er auch in Auszeichnungen verdienten Lohn gefunden.

Von Seiner Majestät dem Kaiser von Oesterreich wurde er schon 1810 zum wirklichen Kammerherrn ernannt; König Ludwig von Baiern verlieh ihm 1842 das Ritterkreuz des Ludwig-Ordens, und der Großherzog von Baden den Orden vom Zähringer-Löwen. Für das »Soldatenbüchlein«, in welchem der Dichter seine innigsten Gefühle nieder-

gelegt hat, und welches in mehr als 8000 Exemplaren verbreitet ist, wurde ihm eine seltene Auszeichnung zu Theil. Die kaiserliche Armee in Italien überschickte ihm durch einen Officier des Generalstabs einen prachtvollen goldenen Kunstpokal, mit Emblemen und Inschriften verziert, begleitet von einem Handschreiben des Feldmarschall Radetzky und von zahlreichen Briefen dortiger Generale und Officiere.

In den Dreißigerjahren erschien von L. v. Alvensleben ein biographisches Taschenbuch, worin des Dichters äußere Erscheinung folgendermaßen gezeichnet ist:

»Sehr gefälliges Aeußeres (Zedlitz zählte damals einige Jahre über 40); kräftiger Körperbau, schönes sprechendes Auge. Seine Unterhaltung sehr belebt, sehr geistreich; Ausdruck und Sprache gewählt und elegant. In allen seinen Aeußerungen spricht sich ein tiefes edles Gemüth aus; sein Lieblingsthema ist das Theater, über welches er mit Umsicht und Sachkenntniß zu sprechen weiß. Als Ritter und Dichter kennt er seine Pflichten gegen die Damen und die Ausübung dieser Pflichten scheint ihm nicht schwer zu werden.«

Als Glosse über eines seiner Gedichte, worin es heißt:

Wenn ihr singet auf den Meeren,
Müssen wie bei hohen Stürmen
Sich empor die Wogen thürmen,
Sich die Tiefen aufwärts kehren.

richtete ein deutscher Poet (in der Abendzeitung 1838, Nr. 44) unter andern folgende Worte an Zedlitz:

Wenn Du singest auf den Meeren,
Seh' ich alle Helden glänzen
Und mit Deinen Todtenkränzen
Aus den Tiefen aufwärts kehren;
Tasso mit der Sternenkrone
Neigt sich unter wilden Stürmen,
Unter hohen Wogenthürmen,
Hehrer Sänger, Dir zum Lohne.

Seit 1851 ist Baron von Zedlitz als Ministerresident Sr. königl. Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar am k. k. Hofe zu Wien accreditirt, und ist zugleich Geschäftsträger Sr. Hoheit des Herzogs von Braunschweig.

Dr. Const. v. Wurzbach.

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Gedichte.

(Fünfte Auflage. Stuttgart 1855 Cotta.)

Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten, todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor. —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis'.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah':
»Frankreich« ist die Parole,
Die Losung: »Sankt Helena!« —

Dies ist die große Parade
Im elyseischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

Die Dorfkirche.

In einem Dorf, am frühen Morgen,
Sah ich ein Kirchlein offen stehn,
Und wie's mir freundlich schien zu winken,
Trieb mich das Herz, hinein zu gehn.

Nur wenig Beter fand ich knieen,
Denn Werktag war's und Erntezeit;
Ein greiser Priester sprach den Segen
Und hielt das heil'ge Mahl bereit.

Da naht ein Weib sich dem Altare,
Den zarten Säugling an der Brust:
Ihr Antlitz schwamm in Doppelgluten
Der Andacht und der Mutterlust.

Und als ihr Mund das Brod des Lebens
Empfangen aus des Priesters Hand,
Sie's kaum berührt mit ihren Lippen
Und mit verklärtem Blicke stand.

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Da drückte schnell in hoher Wonne
Sie an den Mund den Säugling zart;
Reicht ihm den Theil der Himmelsspeise,
Den sie ihm liebend aufbewahrt. —

O, süße Macht der Mutterliebe,
Die Gottesblume dieser Welt,
Die Alles theilt, den Leib des Herren
Selbst nicht für sich allein behält!

Zieh', junge Frau, mit frommem Troste,
Und reicher Segen sei dein Theil!
Wie du vertraut, so sei erhöret,
Dem Kinde blühe Glück und Heil!

Und weinend trat ich aus der Kirche
Und dacht' an ein entferntes Grab:
Dort ruht schon längst, bedeckt von Rasen,
Die beste Mutter, die es gab!

Die hätte wohl, wie Pelikane
Die Brust sich öffnen für die Brut,
Auch ihre Kinder gern genähret
Mit ihrem besten Herzensblut!

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Todtenkränze.

(Dritte illustrirte Auflage. Wien 1841, Wallishausser. — Sind auch in den Gedichten, fünfte Auflage, Stuttgart 1855, Cotta, enthalten.)

Und dunkel ward's; es kam die Nacht! Im weiten,
Tiefblauen Aether schwamm des Mondes Nachen,
Und uns zu Füßen wirbelten die Fluten
Des breiten Stroms, die rastlos an den flachen
Gestaden, zwischen Au'n und Inseln gleiten! —
Stumm lag die Stadt, und die Bewohner ruhten!
Verborgne Schmerzensgluten,
Einsamer Seelen ungeheilter Kummer,
So wie der laute, jubelvolle Reigen
Stürmender Lust, und wilder Freude schweigen;
Still über alle breitet sich der Schlummer,
An den allein von allen Erdengaben
Noch gleiches Recht bis itzt die Menschen haben. —

Und als wir endlich wieder niedergleiten,
Da sah ich, mild vom Sternenlicht beglänzet,
Ein mächtig Bild, von Erz gegossen, schweben
Auf hohem Roß! — Siegreich das Haupt bekränzet,
Schien es in edler Ruhe herzuschreiten,
Und geisterähnlich das Metall zu leben! —
Mich faßt ein inn'res Beben,
Als ich hinan sah zu dem Riesenbilde!
Mir schien's zu reden mit dem Geistermunde,
Als brächt' es ernste, ungeahnte Kunde
In diese Welt, aus jenem Lichtgefilde!

»Ihr sollt' mich hören!« — schien es von den Stufen,
Worauf es stand, gebietend auszurufen! —

O du, viel größ'rer Sohn berühmter Ahnen,
O du, — so sprach ich — dem ein Gott zur Krone
Ein Haupt, werth sie zu tragen, auch gegeben,
Du hoher Mensch auf deinem hohen Throne,
Du kühner Streiter für der Wahrheit Fahnen,
Der du dein glühend und begeistert Leben
Geweiht dem edlen Streben
Für Recht und Licht, der du den dunklen Schleier
Verjährten, düstern Wahnes kühn zerrissen;
Der du den Geist, aus öden Finsternissen,
Geführt zu reiner, würd'ger Tempelfeier,
Der du gehaucht dein schöpferisches Werde
In deines Reiches brache, todte Erde! —

All überall, wohin das Auge blicket,
Bis an die letzte Grenzmark deiner Lande
Von der Sudeten Schnee, bis wo die Wogen
Der Ister wälzt zum fernen Heidenstrande,
Sind deiner Füße Stapfen eingedrücket,
Ist deines Wandelns helle Spur gezogen!
Ein ew'ger Ehrenbogen
Wölbt über deinem Namen sich, und bleiben
Wird ihm sein Ruhm, so lang in künft'gen Tagen
Für Großes noch bewegte Herzen schlagen!
Mag Well' auf Well' im Meer der Zeiten treiben,
Wie manches Bild ihr Strom hinweg getragen,
Das deine wird groß, hehr, unsterblich ragen! —

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

So wirst du stehn, die ew'ge Memnons-Säule,
Die freudig schallt, wenn Licht Aurora bringet,
Doch wenn zurück ins Meer die Sonne kehret,
In schmerzlich bangen Trauertönen klinget,
Von Nacht geängstigt, und dem Flug der Eule! —
So wirst du stehn, ein Schutzgott, der, verkläret,
Vom Sonnenquell genähret,
Die Hand ausstrecket über Oestreichs Fluren,
Die segnend, die dein großes Werk erhalten,
Die segnend, die in deinem Geiste walten,
Die sich, wie du, dem Dienst der Göttin schwuren,
Die, oft verkannt, gehöhnt, geschmäht, doch immer
Glanzvoller strahlt, in immer rein'rem Schimmer! —

»Doch war er glücklich?« frug mich mein Begleiter —
»Ich sah ihn wandeln mit dem Tod' im Herzen,
Gebeugt von Undank zu der Gruft ihn gehen,
Früh ausgelöscht die hellen Hoffnungskerzen,
Die einst so freudig brannten, und so heiter! —
Gebrochner Seele hab' ich ihn gesehen
Verlassen, einsam stehen,
Dem Frauenengel, der vorausgegangen*),
Nachblickend mit den stillen Wehmuthsthränen;
Ich sah in durst'gem, ungestilltem Sehnen,
Ihn ungeduldig in sein Grab verlangen;
Vom eignen Werk gramvoll die Blicke wenden,
Die Saat vernichten mit den eig'nen Händen!

---

*) Die erste Gemalin seines Neffen, Kaiser Franz des Ersten, die Joseph sehr liebte, starb unmittelbar vor ihm, und füllte die letzten Augenblicke des Kaisers mit doppelter Wehmuth.

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

»Und einen Baalstanz sah ich auf dem Grabe
Des edelsten der Könige begehen;
Sah hier in unverschämt bacchant'scher Freude
Der Finsterlinge feilen Chor sich drehen;
Sah dort die Mütze an der Freiheit Stabe,
Und, statt der Göttin mit dem Priesterkleide,
Zu schnöder Augenweide
Gemeiner Frechheit ekle Blöße prangen! —
Er aber, der nach reinem Licht getrachtet,
Er, der, ein Mensch, den Menschen hat geachtet,
Und nicht was blind das Glück um ihn gehangen,
Mußt' er nicht sehn so königlichem Streben,
Der Zeiten Greu'l, verleumdend, Schuld gegeben?«

„Dies ist das Glück, das große Seelen lohnet,
Dies ist der Preis für jedes hehre Streben,
Das sich sein Ziel auf Sonnenhöhen stecket! —
Wers gut meint mit der Welt, der läßt sie eben
Auf breitgetretner Spur, wie sie's gewohnet!
Wenn nach dem Schleier, der die Wahrheit decket,
Die Hand er ausgestrecket,
Hat sich der Mensch doch Zweifel nur gewonnen!
Ob echt, ob falsch, er grüble nicht, er glaube!
Gleich viel für dies Geschlecht von Koth und Staube,
Trinkt es der Wahrheit, trinkt's des Irrthums Bronnen,
Und immer bleibt's am sichersten geborgen,
Wenn Träumer nicht es aufzuklären sorgen!« —

Hinweg von mir mit deiner schnöden Lehre,
Du Geist der Lüge, der des Hohen spottet,
Und doch sein himmlisch Leben muß erkennen,
Das schaler Weltwitz noch nicht ausgerottet!
Und eure Zahl, wenn Legion sie wäre,
Wie dürft ihr wagen, Träumer die zu nennen,
Die gottbegeistert brennen,

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Das edle Menschenbild, das ihr geschändet,
Aus der Erniedrigung, des Wahnes Ketten,
Zu seiner Würde reinem Glanz zu retten!
Kommt einer nur herab, von Gott gesendet,
Kein einziger wie d e r, in hundert Jahren,
Er gnügt die Welt vor eurer List zu wahren! —

Gottlob! es ist ein heil'ger Sinn geblieben
Im Busen der Gesalbten, der Gerechten,
Der mächt'ger spricht als eure Lügenzungen!
Blick hin! dies Erz sagt's kommenden Geschlechten,
In diesen Marmor ist es eingeschrieben,
Aus w e l ch e r Brust gefühlte Huldigungen
Sich fromm emporgeschwungen! — *)
Was göttlich lautern Herzen sich verkündet,
Es wird bestehn, trotz aller Macht der Schlechten,
Begeist'rung wird's mit edler Glut verfechten,
Mit Glut, von reiner Flamme nur entzündet!
Urewig ist's, wie ihr es mögt bestreiten,
Was einmal wahr, bleibt wahr zu allen Zeiten! —

---

*) FRANCISCVS.
ROM. ET AVST. IMP.
EX FRATRE. NEPOS.
ALTERI. PARENTI.
POSVIT.
MDCCCVI.

Soldaten-Büchlein.

(Dritte Auflage. Stuttgart 1852 Cotta.)

Chor-Gesang.

Ruft laut im Jubelklang:
Radetzky lebe lang,
Der greise Held.
Glänzender Edelstein,
Lichthell und sonnenrein
Im Siegesfeld.

Du aller Ehren Bild
Bist Oestreichs starker Schild,
Droht ihm Gefahr;
Stolz in den Wolken schwebt,
So lang Radetzky lebt,
Der Doppel-Aar.

Fest in der dunklen Schlacht,
Mitten in Todes Nacht
Stehn wir bei Dir.
Folgen, ob blutig roth
Drohe Gefahr und Tod,
Nicht weichen wir.

Wir wollen mit Dir gehn,
Wir wollen bei Dir stehn
Zum letzten Mann!
Hoch Dir, Radetzky, hoch,
O lange, lange noch
Zieh' uns voran!

Die Wiener Freiwilligen.

»Die Wiener Gesellen will ich sehn,
Die lustigen, die flinken,
Die in die Schlacht so wacker gehn,
Im Kugelregen singend stehn
Wie muntre Finken.«

Der Marschall kam, da fand der Held,
Wie eben erst vom Schneider,
Mit schönen Mänteln schmuck im Feld
Die Wiener Burschen aufgestellt.
Woher die Kleider?

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Es grüßen jubelnd ihre Reihn
Den heißgeliebten Alten.
Der Marschall frug: »Was soll das sein?
Die Czakos kenn' ich noch allein,
Nicht die Gestalten.«

Da trugen sie dem Marschall vor,
Wie's war mit der Bescherung,
Und wie die Garderob' im Chor,
Sparsam und schlecht bestellt zuvor,
Bedurft' Vermehrung.

»Die Citadini zogen her
Gekleidet wie zum Tanze;
Uns hielt nicht Naht und Faden mehr,
Und Staub und Regen hat uns sehr
Getrübt am Glanze.«

»Wir griffen an, es kracht der Stutz:
Da liefen flugs die Bangen
Und warfen weg Gewehr und Putz;
Die Mäntel sind zur Flucht nichts nutz,
Man bleibt daran hangen.«

»Und weil wir All' in Lumpen schier,
Und der Feldmarschall heute
Parade hält, so tauschten wir
Zu Ehren ihm die Kleider hier,
Und wurden Leute.« —

Der Marschall lächelt: »Wiener Blut,
Ihr seid vom alten Kerne,
Von Herz und Seele brav und gut,
Geht's gut, geht's schlecht, stets froh der Muth,
So mag ich's gerne.«

»Oft sah ich wie Ihr selbst in Noth,
Doch ohne viel zu fragen,
Gefangnen mitgetheilt das Brot,
Und manchen Feind verletzt zum Tod
Der Schlacht enttragen.«

»Und waren eure Mäntel schlecht,
Und nahmt Ihr jenen Gecken,
Die sich mit Euch des Kampfs erfrecht,
Die ihren, und sie sind Euch recht,
So bleibt drin stecken.«

In Raab.

Stürmt, stürmt! die Fahnen wallen,
Die Trommeln wirbeln — herbei!
Stürmt, stürmt! die Hörner schallen,
Ihr Jäger, herbei, herbei!
Stürmt, stürmt! im Pulverdampfe
Wer winkt dort mit dem Hut?
Stürmt, stürmt! Es führt im Kampfe
Ein Held Euch, Wohlgemuth!

Und über die brennende Brücke
Drängt vorwärts Schaar an Schaar,
Nicht achtend die feindlichen Stücke,
Der stürzenden Balken Gefahr.
Bald sind die Schanzen verlassen,
Schon kämpft man Haus um Haus,
Schon kracht's in der Vorstadt Straßen
Aus allen Fenstern hinaus.

Durch die flammende Lohe jaget
Ein junger Krieger herbei
Auf schnaubendem Pferd, — o saget
Wer wohl der Jüngling sei?
Er jagt wo die Kugeln schlagen
Am dichtesten in die Reih'n,
Er will im blutigen Wagen
Um Raab der Erste sein.

Das ist der Kaiser, der muthig
Hier streitet um seinen Thron,
Auf hebt vom Boden — blutig —
Die ungarische Kron';

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Es ist Franz Joseph, die Blume
Von Habsburg, die — jung und zart —
Zum ernsten Heldenthume
Gestählt und gehärtet ward.

Als ihn die Seinen schauen
Auf dem furchtbaren Todesfeld,
Wie er im Kugelgrauen
Rothwangigen Muthes hält;
Da, mitten im Kampf, erschallte
Laut auf der Volksgesang:
»Den Kaiser Gott erhalte!
Er lebe froh und lang.« *)

Seinen Namen auf den Zungen
Manch Einer hier verschied,
Dem, eh er's ausgesungen,
Verklungen Stimm' und Lied!
So ist der Kaiser gezogen
In Raabs erstürmten Wall,
Unter des Hymnus Wogen,
Unter der Kugeln Schall.

---

*) Ein wahrer Vorgang. Als die mitten vom Feuer umringten Sturmtruppen den jungen Kaiser erblickten, stimmten sie die Volkshymne an.

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Waldfräulein.

(Dritte Auflage. Stuttgart 1851. Cotta.)

Vierzehntes Abenteuer.

Wie Waldfräulein beim Einsiedel herbergt.

Es zieht in sicherem Geleite
Die Maid an des Einsiedels Seite
Durch Berg' und Waldeskrümmen hin.
Noch bebt und zittert sie, und lang
Fliegt noch ihr Busen ängstlich, bang;
Doch endlich heitert sich ihr Sinn.
Einsiedel spricht ihr trostreich zu,
Und bringt ihr scheu Gemüth zur Ruh'! —
Waldfräulein fühlt sich neu gestärkt,
Und im gottseligen Gespräche
Sie kaum den rauhen Pfad bemerkt,
Der aus des wald'gen Thales Fläche,
An einem breiten, wilden Bach
Sie aufwärts führet, allgemach
Über Geröll und Steingedräng,
Durch eine Schlucht, den Felsweg eng. —
»Wie dank' ich Euch, ehrwürd'ger Mann,
Daß Ihr in meinen Kümmernissen
Mich aufzurichten so beflissen!«
Spricht sie und blickt gerührt ihn an.
Einsiedel seufzte tief und schwieg,
Das Blut ihm in die Wange stieg! —

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Sie gingen weiter, und im Gehn
Waldfräulein hold, bald hier bald da,
Etwas, das sie nicht kannte, sah
Und blieb dabei verweilend stehn;
Frug bald um dies, frug bald um das,
Bald war's ein Blümlein, bald ein Gras;
Des Wissens hatte sie Begehr,
Und frug so immer mehr und mehr;
Und ihre Sprache wie Gesang
Einsiedel in die Ohren klang!
»Was tönt doch eurer Stimme Laut
So lieblich, Jungfrau, und so traut!«
Waldfräulein drauf: »»Ihr scherzt fürwahr,
Die eure klingt noch eins so klar;
Wie sich die Honigwab' ergießt,
Die fromme Lehr' vom Mund Euch fließt!««
Der fromme Mann beschämet spricht:
»Mein Wort ist ungelehrt und schlicht!« —

So klimmten sie am Waldstrom fort!
Stets wonnevoller ward der Ort;
Die Felsen schlossen dicht und dichter
Zusammen sich; die farb'gen Lichter
Spielten in bunten Flammen drein,
Durch dunkles Laub, durch wild Gestein;
Und immer schwoll das Wasser mehr,
Und immer lauter schoß es her,
Und stäubt mit Diamantenglanz
In wildem, immer wild'rem Tanz;
Und wie sie gehn noch wenig Schritte,
Da stehn sie in der Felsschlucht Mitte,
Und steil herab den Flutenschwall
Stürzt, donnergleich, der Wasserfall,
Und füllt des Felsenbeckens Raum
Mit weißem Perlengischt und Schaum;
Und in den Wasserstaub hinein
Fällt licht der Sonnenstrahlen Schein,

Daß, eine Brücke, drüber hin
Zwei farb'ge Regenbogen ziehn! —
Waldfräulein überwältigt ganz
Von dieser hehren Wunder Glanz,
In neuem staunenden Entzücken
Weiß ihre Lust nicht auszudrücken;
Hält sprachlos fest Einsiedels Hand
Und blickt hin nach der Felsenwand,
Von der der Lichtschaum sich zum Grund
Hinabstürzt aus dem schwarzen Schlund,
Und, wie das Becken überfließt,
Ein wilder Strom ins Thal sich gießt! —
Einsiedel, in Gedanken, spielt
Sanft mit dem Händchen, das er hielt,
Läßt einen Finger nach dem andern
Betrachtend durch die seinen wandern,
Bewundernd, wie sie glatt und zart,
Indeß die seinen rauh und hart. —
Waldfräulein endlich zu ihm spricht:
»Wie seid Ihr so in Euch versunken,
Indeß ich vor Entzücken trunken? —
Man sieht Euch, frommer Vater, an,
Daß Ihr das Ird'sche abgethan,
Nach jenseits nur den Blick gericht't!
Euch kümmert wenig mehr die Welt,
Ihr habt auf dort den Sinn gestellt.« —
Einsiedel auf Waldfräulein sieht
Und nicht des Weges, den er zieht,
Und weil ein Baum lag über Quer,
Er gleitend bald gefallen wär'! —

Waldfräulein, die sich noch nicht satt
Am Wassersturz gesehen hat,
Möcht' gerne hier noch länger weilen;
Einsiedel aber mahnt zu eilen:
»Wir haben noch ein weit Stück Weg,
Und nirgend wo getriebnen Steg;

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Beschwerlich ist es hier zu steigen,
Auch wird sich bald die Sonne neigen;
Der Weg ist rauh, o Jungfrau huldig,
Doch stützet Euch auf mich geduldig,
Ich leit' Euch, seid drum ohne Sorgen,
Zu meiner Klause wohlgeborgen.
Ein schlechtes Dach für solchen Gast,
Doch räum' ich sie Euch gern zur Rast!
Ich halt' in warmer Nacht
Da draußen eine fromme Wacht;
Betrachtend, wie die Sterne gehn,
Und sich in ew'gen Kreisen drehn;
Wie sich in jenem goldnen Reigen
Die Allmacht wollt' so herrlich zeigen,
Daß nie an dieser Bilder Schein
Das Auge mag gesättigt sein;
Der Mensch in ihrem tiefsten Wesen
Von Neuem fort und fort möcht' lesen;
Die räthselvolle Zeichenschrift
Nach wahrem Sinne möchte deuten;
Den Hirten sehn der ew'gen Trift
Mit goldnem Stab die Heerde leiten!«

Indeß Einsiedel also spricht,
Vergißt er nicht des Führers Pflicht;
Und wo von Steinen eingeengt
Der Pfad, das Dorngebüsch gedrängt,
Bricht er der Jungfrau eine Bahn,
Leitet sie das Geröll hinan,
Faßt bald die Hand und bald den Arm,
Muß sie bald stützen und bald heben,
Muß halten ihren Leib umfaßt;
Und wie er hält die holde Last,
Fühlt er der sanften Glieder Beben,
Und ihren Athem fächeln warm!
Einsiedel seufzte tief und schwieg,
Das Blut ihm in die Wange stieg!

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Und in Gesprächen mancherlei
Kam so des Weges End' herbei:
Waldfräulein that von ihrem Herzen,
Von ihrem Gram und Liebesschmerzen,
Ablegen ihm aufricht'ge Beicht',
Und machen ihren Busen leicht.
Und als sie dacht' der Zeit zurück,
Da rief sie mit verklärtem Blick:
»Ich habe viel seither gelitten,
Mit Elend und mit Noth gestritten,
Und sah, zu enden meine Pein,
Nicht Rettung, als im Tod allein;
Und doch, wenn ich an ihn gedenke,
Mich in sein wonnig Bild versenke,
In seines Blickes Ewigkeit,
Und denk' der Worte, die er sprach,
Als ich in seinen Armen lag,
Und wie mir seiner Stimme Klang
Bis in die tiefste Seele drang,
Ein Zauber mich bezwang, mit Schweigen
Zu werden seinem Willen eigen —
Dann dünkt für diese Seligkeit
Jedweder Preis mir nur gering,
Und in der Schöpfung weitem Ring'
Nur noch ein Wunsch, ein Glück allein.
In seiner Arme Haft zu sein!«

Einsiedel in der Wüstenei
Wußte noch nicht was Liebe sei;
Doch wie er so die Maid gewahrt,
In seliger Begeist'rung ganz,
Schwimmend ihr Aug' im feuchten Glanz;
Sah, wie ihr purpurn von der Wang'
Ein tiefes Roth zum Nacken drang, —
Da, in den Rosen dieser Wangen,
Schien ihm itzt von der Liebe Art
Ein leises Ahnen aufgegangen,

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Er fühlt's in seinen Adern kochen,
Das Herz laut an die Rippen pochen,
Ihm war in seinem Haupt zu Sinn,
Als schwärm' ein Immenstock darin!
Wie sie bald rastend stille stehn,
Bald wieder rüst'gen Schrittes gehn,
Sind endlich sie gelangt zur Stelle
Und standen vor der stillen Zelle.
Am stillsten Ort im ganzen Wald
War des Einsiedels Aufenthalt.
An eines kleinen Brünnleins Rand,
Von Holze roh gezimmert, stand
Die Klaus', acht Schuh' kaum im Geviert,
Mit Geisblatt ihre Wand geziert.
Und auf dem Dach ein Glöcklein klein,
Das tönt' mit heller Stimme fein,
Daß es weit in die Ferne drang,
Wenn Sonntags froh anzog den Strang
Einsiedel — durch sein frommes Läuten,
Ob's selten auch ein Ohr vernahm,
Da Niemand in die Oede kam,
Den Tag des Herren anzudeuten!
Im engen Raum der Klause steht
Ein Schrein und Schämel zum Gebet;
Kein Hausrath sonst, und nur von Heu,
Statt allem Bett, lag frische Streu.
Ein Teller, Becher, irdner Krug,
Schien des Geschirres schon genug!

Eh in die Klause, eng und klein,
Einsiedel führt die Jungfrau ein,
Hieß er sie ruhen auf der Bank,
Unter des Geißblatts duft'ger Rank',
Daß sich die Zarte, wegesmatt,
Erst kärglich stärk' und esse satt.
Bringt Brod und Milch, und Honig her,
Stellt vor sie hin die rothe Beer',

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Und sieht mit stillem Wohlgefallen
Sie essen von den Gaben allen.
Einsiedel mit Gesprächen würzt
Das Mahl, und ihr die Zeit verkürzt!
Ihm schien, es sei ein selig Leben
Zu Zween in Gottesfurcht zu weben!
So kam die Nacht herbei gemach.
Einsiedel zu der Jungfrau sprach:
»Geht ein mit Gott, habt gute Ruh,
Schließ' Euch der Schlaf die Augen zu;
Macht's Euch, so gut Ihr könnt, bequem,
Ich meine Stätt' hier außen nehm'!
Und rufen Euch die Vöglein wach,
Dann führ' ich morgen aus dem Wald
Euch auf den freien Heerweg bald!«
So schlief Waldfräulein in der Zelle.
Einsiedel wachte auf der Schwelle!

Sein heißes Auge floh der Schlaf;
Was ist's, das seine Seele traf?
Was treibt ihn aus des Gleichmuths Bahn
Und facht den Sturm im Busen an?
Wie ist selbst über diesen Frommen
Der innre Krieg und Zwiespalt kommen?
Er möchte sammeln seinen Geist,
Möcht' in Betrachtung sich versenken,
Die Herrlichkeit der Nacht bedenken;
Vergebens! immer wieder ziehn
Zur Klaus' ihn dunkle Wünsche hin,
Und wie er wandelnd geht und denkt,
Er stets zum offnen Fenster lenkt!
Es warf des Mondes hellster Schein
Den Strahl grad in die Zell' hinein,
Und überdeckt mit seinem Licht
Waldfräuleins selig Angesicht!
Wie sie in sanftem Schlummer liegt,
Den Fuß sie etwas vorwärts biegt;

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Einsiedel kommt, und geht, und blickt,
Bleibt endlich stehn und ruft entzückt:
»Wie zierlich hat des Herren Gnade
Geformt doch dieser Jungfrau Wade!«

Je mehr auf den viel lieben Gast
Sein Aug' betrachtend ruht, erfaßt
Ein stumm Entzücken ihn, die Brust
Durchflutet unbekannte Lust;
Er wußte nicht wie ihm geschah,
Ihm däucht, er sei dem Sterben nah,
Und zu ihm komm' ein lichtes Schemen,
Um seine Seele heim zu nehmen;
Es sei die Welt um ihn zerstoben,
Und von den Engelschaaren droben
Der schönste zu ihm abgesandt,
Zu leiten ihn an seiner Hand,
Nachdem das ird'sche Sein zerronnen,
Ihm aufzuthun das Land der Wonnen!
Und langsam kehrt er um und sinnt,
Setzt sich dann, wo das Brünnlein rinnt,
Und thut ein fromm' Gebet dem Herrn,
Zu halten die Versuchung fern!
Und wie er also hat gethan,
Erwartet er des Tages Nahn!

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Altnordische Bilder.

(Stuttgart 1850 Cotta.)

Svend Felding.

Die schöne Jutta glüht in Scham,
Als sie den Hohn vernahm,
Und daß Svend Felding nur sein Mann
Und nicht der König sei von Dan. —
»Ei Svend,« sprach sie voll Wuth,
»Ei Svend, seid doch so gut
Und sagt mir offen und frei,
Wer wohl der Pfarrer sei,
Der eurem Vater den Segen sprach?
Wo war eurer Mutter Brautgemach?
War nicht der Wald ihr Closett,
Das grüne Gras ihr Bett,
Wo sie selbander gelegen?
War nicht der Kukuk laut
Der Pfaff, der sie getraut?
Trat nicht der Häher als Küster vor
Und die Waldvögel im Chor
Sangen das Amen beim Segen?« —
Drauf Svend: »Und bin ich kein ehlich Kind
Und sitz' nicht auf dem Thron,
So bin ich doch meines Vaters Sohn,
Hab' Gold und Macht und Ehr',
Ein schneidig Schwert und scharfen Speer
Und einen Freund mir wohlgesinnt,
In Dänemark, in Dänemark!«

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Schön Juta voll Verdruß
Maß ihn von Kopf zu Fuß
Und fuhr dann höhnisch fort:
»Meint ihr, der Purpurmantel dort
Sei euer angeboren Kleid?« —
Drauf Svend: »Gebt auf den Streit,
Mit Reden wird hier nichts gethan!
Ich bin Svend Felding, Danlands Mann.
Der König trägt nach Euch Begehr
Und hat mich abgesandt,
Daß ich Euch bringe in sein Land.
Ich hab's gelobt bei meiner Ehr';
Gescheh' was nicht zu ändern ist!« —
Drauf raffte Svend
In seinen Heldenarm behend
Schön Jutta zu dieser Frist,
Und trug sie mit Sitte
Aus der Friesen Mitte
Hinab zum Strand,
Wo sein Schiff gebunden stand.
Schön Jutta, bleich von Schrecken,
Fühlte die Macht des Recken
Und blickt ihm zürnend in's Gesicht
Und murmelt für sich hin und spricht:
»Wie ist so stark sein Arm,
Wie hält er mich so warm,
Der Bösewicht!« —
Drauf spannt sein goldnes Segel auf,
Hißt auf die goldne Rah'
Der Kämp', und steht am Steuer da
Und lenkt heimwärts den Lauf
Nach Dänemark, nach Dänemark.

Das Segel schwoll gelind,
Fort ging's mit gutem Wind;
Svend wohl zu schiffen verstand.
Schön Jutta ihre Blicke sandt'

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Heimlich auf dem Verdecke
Aus der hintersten Ecke
Nach Svend, der, ungerührt,
So scheint's, das Steuer führt.
»Wie glotzt er doch in's Meer hinein
So dumm? gleich wie im Sonnenschein
Ein Seekalb, das am Strande liegt!
Bin ich denn gar nicht in der Welt?
Ob er sich wohl verstellt? —
Es wär' fürwahr der erste Held,
Der nicht begehrte meiner Minne,
Den nicht mein Reiz besiegt!« —
So denkt sie in ihrem Sinne,
Denkt's, und ihr Busen fliegt;
Und schweigend blickt sie lang' auf ihn,
Der ihr ein Mann vor andern schien
An stattlicher Gestalt,
An der Arme Gewalt,
An kühnem Muth
Und adligem Blut;
Und mit glühendem Gesicht
Sie endlich näher tretend spricht:
»Ei Svend, ist das wohl fein,
Ihr laßt mich hier allein?
Es kümmert eure Königin,
So scheint's, nur wenig euern Sinn.
Was wählte man zu dieser Fahrt
Nicht einen Boten fein'rer Art,
Der säße zu meinen Füßen
Und würde mit Gesang
Und mit der Harfe Klang
Die müß'ge Weile mir versüßen!« —
Und Svend darauf: »Verzeiht,
Ich habe keine Zeit,
Ich muß hier andern Dienst versehn,
Am Steuer stehn
Für Dänemark, für Dänemark!«

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Schön Jutta ihre Augen senkt,
Beißt sich die Lipp' und denkt:
„Und wär' der Mann von Holz,
Ich bänd'ge dennoch seinen Stolz!“
Der Abend kam heran,
Und wie die Sonne niedergeht,
Das Meer in hellen Flammen steht,
Und auf der glatten Bahn
Das Schiff schwimmt ungesteuert.
Svend still am Ruder feiert
Und betrachtet gelassen
Der Wogen Glühn und Erblassen.
Schön Jutta tritt zu ihm hin,
Heftet den Blick auf ihn;
In seine lichten, blauen,
Süßlächelnd schauen
Ihre blauen Sterne, die dunkeln;
Doch er mit den lichten, hellen,
Sieht ruhig in die Wellen
Und betrachtet ihr stilles Funkeln!
Es setzt sich auf des Schiffes Kant
Schön Jutta, sieht in's Meer,
Bald auf Svend Felding her,
Und tauchet spielend ihre Hand
In die sommerwarme Flut
Des Meeres rosige Glut,
Vom Abend überhaucht.
Und wie sie tiefer und tiefer taucht,
Macht sie des Ermels Spange los
Und streift den Arm zur Schulter bloß,
Und läßt wie im stillen Sinnen
Die Wellen drüber rinnen;
Bald trocknet sie mit Lächeln
Ihn an der Lüfte Fächeln.
Svend Felding sieht in Ruh
Dem Spiele Jutta's zu;

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Sie merkt's, und scherzend spricht
Sie mit huldigem Angesicht:
„Nun Svend, sagt ungescheut,
Wenn nächtens heut
Euch mit lieblichen Schlingen
Zwei solche Arm' umfingen,
Thät Euch ein ros'ger Mund,
Wie meiner, Liebesworte kund,
Würd' Ihr Euch besinnen,
Wollt' ich Euch minnen,
Für solcher Minne Glück
Zu wagen Leben, Blut und Leib?“
Und Svend darauf zurück:
„Ich hab' daheim ein schönres Weib
In Dänemark, in Dänemark!“

Und tiefer als das Meer der Sonne Glut
Röthet der Jungfrau Wangen Zornesmuth.
Sie geht seitab und denkt:
„Das sei dir nicht geschenkt!
Bei meiner Maidenehr,
Das sollst du büßen schwer!“
Und als der Morgen folgt der Nacht
Und neu der Tag erwacht,
Steigt aus dem Meere grau
Von fern die Küste dunkelblau;
Und nah und näher an das Land
Treibt frischer Wind
Das Brautschiff, das gelind
Jetzt rührt an Danlands Strand.
Und als das Schiff fest hält am Grund,
Schon ungeduldig zur Stelle
Der König harrend stund.
„Wo ist sie?“ fragt er schnelle. —
Da schwenkt Svend seinen Hut
Und also zu dem König spricht:
„Herr Dänenkönig gut,

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Zwar nach Begehr
Ist deine Botschaft ausgericht't,
Doch freu' dich dessen nicht zu sehr.
Die Braut ist wohl recht schön und fein,
Doch könnte sie viel besser sein
Für Dänemark, für Dänemark!«

Zwei Nächte zu Valladolid.

(Trauerspiel in fünf Acten. Zweite Auflage im dritten Theile der dramatischen Werke. Stuttgart, 1835. Cotta.)

(Zweiter Act. — Vierte Scene.)

Estela. Lisarda. Don Fugaçe.

Estela.

Wer naht? — Ein Mann! Wer seid Ihr? — O, um Gott!
Ihr seid Fugaçe!

Fugaçe.

(Zu Estela's Füßen.)

Ja, ich bin's, Estela!
Erkennt Ihr mich?

Estela.

Was wollt Ihr hier, Verwegner?
Hier, in Valladolid? — O, fort, entflieht!

Fugaçe.

Ich fliehen? Nimmermehr!

Estela.

Wie könnt Ihr wagen,
Im Umkreis dieser Mauern zu verweilen?

Fugaçe.

Nichts fürcht' ich mehr! — Euch einmal noch zu sehen,
Trieb mich das Herz. Auf dieses kurze Glück
Stellt' ich mein Hoffen, und es ist erreicht.

Estela.

Auf die Gefahr uns Beide zu verderben!
Soll ich vergeh'n um Euch in banger Angst?
Soll ich erleben, daß aus diesem Hause
Von meinen Füßen weg man Euch zum Tode —?

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Fugaçe.

Willkommen heiß' ich ihn nach dieser Stunde.

Estela

Nicht mehr erkenn' ich euer edles Herz!
Bedenket Ihr so wenig, was sich ziemt?
Tragt keine Scheu, in dieses Haus zu dringen,
Zu solcher Stunde?

Fugaçe.

Estela, — Gott!

Estela.

Seit wann
Gilt Euch das Leben höher als die Ehre?
O, flieht! entfernt Euch schnell! Tilgt so die Schmach,
Daß eines ehrenwerthen Mannes Weib
Ihr nächtlich überfallt

Fugaçe.

Träum' ich? — O Himmel!

Estela.

Wenn meine Ruh' Euch lieb ist, Don Fugaçe,
Wenn Ihr mich achtet, achtet nur, nicht liebt:
So geht, ich fleh' Euch, geht im Augenblick!

Fugaçe.

Ist das Estela's Stimme, die ich höre?
Estela, die mir spricht?

Lisarda.

Seid doch barmherzig, Donna·
Regt sich kein Mitleid denn in eurer Brust?
O, blickt ihn an! Seht dieses Bild des Elends,
Seht dieses bleiche, eingesunk'ne Antlitz,
Aus dem das Leben schon geschwunden ist.

Fugaçe.

O, schweige! nicht der Felsenharten sprich
Von Mitleid, von Erbarmen! Sprich zu denen,
Die mich verfolgen, zu dem Todfeind sprich,
Der nach dem Blut aus meinen Adern dürstet;
Er wird dich hören, und sein Auge wird
Mit Thränen sich erfüllen; — nicht zu ihr!

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Estela.

Was that ich Euch, daß Ihr mein Herz zerfleischt?
Steht auf! — Was darf, was kann Don Garcia's
Gemalin thun für Euch? o, redet selbst!

Fugaçe.

Den letzten Abschied nehmen von Fugaçe. —
Mich haben Gram und Leiden aufgezehrt;
Ob ich am Ende stehe meiner Tage,
Ob fort zu leben mir ein hartes Los
Bestimmt hat, weiß ich nicht; doch Eines weiß ich:
Ob lebend oder todt, — ich bin verloren,
Und tragen will ich, muß ich mein Geschick!
Doch eine Blume noch wollt' ich mir pflücken
Und auf den Sarg sie legen meiner Freuden,
Die heißen Lippen einmal noch, im Scheiden,
Wollt' auf die Hand ich der Geliebten drücken,
Durch dieses letzte, seligste Entzücken
Wollt' ich mich weih'n zu jetz'gen, künft'gen Leiden.
Mir selbst das Haupt wollt' ich zum Opfer schmücken,
Auch diesen Trost muß mir das Schicksal neiden!

Estela.

O Gott, du siehst mich, siehst in dieses Herz!
War's nicht genug, noch nicht, — warum noch das?

Fugaçe.

Ich schmacht' dahin in doppelter Verbannung,
Vertrieben aus der Heimat und von Euch! —
O, wär' dies Haupt gefallen dem Gesetze,
Hätt' ich Don Pedro's Blut gesühnt mit meinem,
Mir wäre besser und vorüber Alles! —
Gestorben wär' ich, doch nicht ohne Trost!
Im süßen Wahne wär' ich hingeschieden,
Daß warme Thränen meinem Schicksal fließen!
Dann wäre mir des Lebens letzte Stunde
Des Lebens schönste, seligste gewesen,
Der Tod nicht Tod, nicht dunkel sein Gewand;
Des Leidens wär' ich dieser Welt genesen
Auf immer, und der letzte Liebesblick,

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Den mir das Dasein scheidend zugewandt,
Er hätte, wie der Abendsonne Gold,
Mit Rosenlichtern auf mein Grab geleuchtet!
Nun duld' ich mehr als Tod, als Schmerz des Sterbens!
Ihr schweigt, Estela? — Nun, — auch ich muß schweigen.

Lisarda.

Um Gottes willen, Herr! Ihr schwindelt, — wankt!

Fugaçe.

Laß mich! Mein Licht erlischt!

Lisarda (ihn unterstützend).

Erschöpft
Hat Euch die heft'ge Rede.

Estela.

O Fugaçe!
Erholt Euch! blickt mich an! — Wenn Ihr mich liebt,
Gebietet eurer Kraft! — Estela ist's,
'S ist die Geliebte, die den Theuern ruft! —
O Himmel, welcher Aufruhr ist in mir!
Los springen alle Bande! — hin zu ihm
Zieht mich's mit unbezähmbarer Gewalt! —
Auf meine Kniee drängt es mich zu sinken!

Fugaçe (sich erholend).

Ruft Ihr die flieh'nde Seele mir zurück?

Estela.

Ihr sollt nicht sterben ohne Liebestrost. —
Ja, meiner Zunge Bande sind gelös't,
Nun mag der Schmerz sein Schlangenhaupt erheben!
Hin wogen mag der lang gehemmte Strom!
Auch mir ist wohl, daß nun ein Augenblick
Nach hartem Schweigen mir gekommen ist,
Um auszuschrei'n die Qualen dieser Brust,
Die lang zurückgedrängten, die verhalt'nen!
Wie Regen fällt auf durst'ges Land, so trinkt
Mein Herz die eig'nen Thränen und schwillt auf,
Da es sich kühlen kann im Strom der Klagen.

Fugaçe.

Ich bin dir werth? du hast mich nicht vergessen?

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Estela.

Wohlan, mein Freund, kann Trost es Euch gewähren,
Ein Herz zu finden, das wie eures blutet,
Kann's Euch erfreuen, Armer, wenn Ihr wißt,
Daß durch den Schatten der verschwiegnen Nacht
Estela mit Euch klaget, mit Euch weint,
Mit Euch verzweifelt — nun so mag es Euch
Mein Mund bekennen und mein Herz!

Fugaçe.

Estela!

Estela.

Ich liebe Euch, nur Euch! Kein and'res Bild
Heg' ich im stillen Grunde meines Busens. —
Was Ihr gehört, was Euch mein Mund gestand
In dieser Stunde, laßt's lebendig sein
In eurer Brust! Laßt dieses Wort der Liebe
In trüber Dämm'rung eurer Seele leuchten,
Wie eines Sternes mildes Glänzen oft
Dem Schiffer lächelt, der die Flut befährt
Im Sturm und Ungewitter! — Doch nun geht
Und seht mich niemals wieder, — hört Ihr? nie!

Fugaçe.

O ew'ges Licht!

Estela.

Was that ich? — All' Ihr Engel!
O, gebt Besinnung mir! löscht diesen Brand,
Des Busens aufgeregtes Meer bezähmt!
Gebt mir Besinnung!

Fugaçe.

Theure!

Estela.

Fort von mir!
Mehr als ich geben durfte, gab ich nun,
Und ein Bekenntniß, das der Tod mir nicht
Entreißen sollen, euer Anblick hat's,
Es hat es Neigung, Mitleid mir entrissen.
Und nun bei allen Engeln schwör' ich Euch:

J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Naht Ihr Euch einmal noch im Leben mir,
Durchbohr' ich diese Brust mit eig'ner Hand!

Fugaçe.

Estela!

Estela

Hofft nicht, weil Ihr mich einmal schwach gesehn,
Ihr würdet so zum zweiten Mal mich finden.
Wie ich Euch liebe, ehr' ich meinen Gatten;
Darum kehrt niemals wieder, Don Fugaçe;
Bei meinem, eurem Heil, ich halte Wort!
(Sehr weich.)
Lebt wohl und geht mit Gott! — Ihr seid sehr krank,
Ich seh' es, theurer Freund!
(In Thränen ausbrechend.)
Geneset nicht!
Glaubt mir, zu innig lieb' ich Euch,
Als daß ich Euch Genesung wünschen möchte!
Ein nahes Ende wünsch' ich euren Leiden;
Mög' Euch vom Leben bald der Himmel rufen
Und mich mit Euch! — Mich drückt des Tages Schwüle,
Nicht mehr ertrag' ichs! — Auf dem sonnentbrannten,
Durchglühten Sande sink' ich lechzend hin! —
Nehmt mich mit Euch, in eures Grabes Kühle! —

Lisarda.

Still — Horch! — Hört Ihr? Geräusch im Vorhof!

Estela.

Allmächt'ger Himmel!
Fort, Lisarda, eile!
Sieh, wer sich naht.
(Lisarda geht ab.)

Fugaçe.

Beruhigt Euch, Estela!
Wer es auch sei, mit seiner letzten Kraft
Beschützt Euch dieser Arm!

Estela.

Weh! — meine Sinne
Sie schwinden!

Lisarda (hereinstürzend).
Ach, um aller Heil'gen willen!
Ihr seid verloren, edle Frau, zusammt
Dem Ritter! — Euer Herr —

Estela.
Weh' mir!

Fugaçe.
Don Garcia?

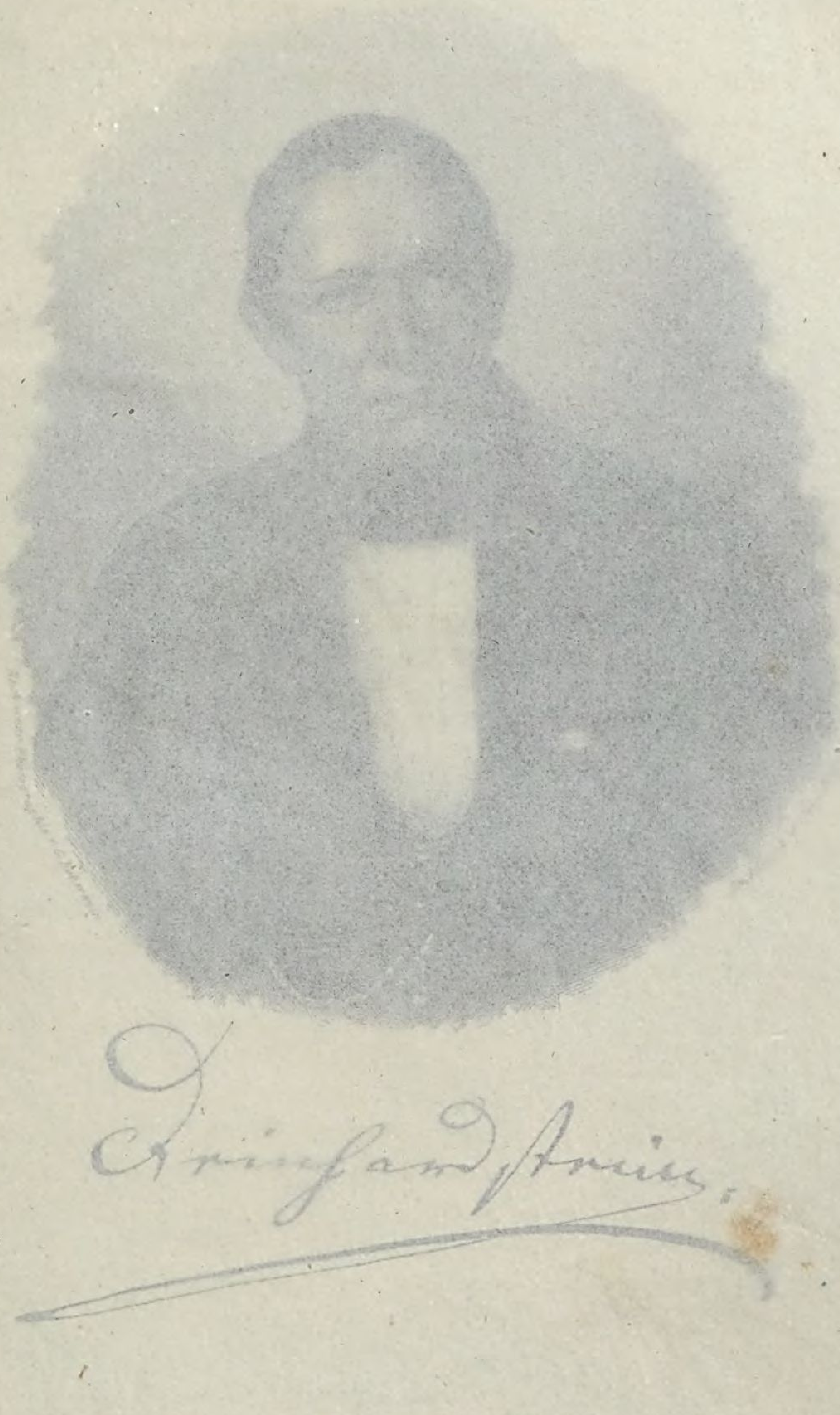
Lisarda.
Er ist zurückgekehrt — schon an der Thür!

Estela.
Hilf mir, barmherz'ger Gott!

Lisarda.
Kein Ausweg ist,
Er kann nicht mehr entflieh'n.

Estela.
Ja! — dort hinein —
Dort in die Blende! schnell, Lisarda, fort!
(Lisarda verbirgt Fugaçe hinter den Vorhang in die Blende.)

Estela.
Straf', o Himmel, das Verbrechen,
Doch die Unschuld strafe nicht;
Laß mich, wie gebroch'ne Pflicht,
Nicht ein schwer Verhängniß büßen! —
(Lisarda kehrt zurück und entfernt sich, wenn Garcia eintritt.)



J. Chr. Freih. v. Zedlitz.

Lisardo [illegible]

[illegible] wollen!

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Garcia?

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] hinein —

Dort in die [illegible] Lisardo [illegible]

([illegible] hinter [illegible] in die Blende.)

Estela.

Straf', o [illegible] das Verbrechen,

[illegible] Strafe nicht;

[illegible]

[illegible]

([illegible] eintritt.)


Nach einer Photographie v. G. Koberwein.
Stahlstich v. Carl Mayer Nbg.

Johann Ludwig Deinhardstein,

geboren zu Wien am 21. Juni 1794, ist der Sohn eines k. k. Hof- und Gerichts-Advocaten und Notars. Er machte seine Studien an der hiesigen Hochschule und begann seine öffentliche Laufbahn als Actuar beim Criminalsenate zu Wien, welche Beschäftigung jedoch, so sehr sie seinen humanen Grundsätzen Gelegenheit gab, auf wohlthuende Weise sich geltend zu machen, der Lebhaftigkeit seines Geistes nur wenig zusagte. Dem Zuge seines Herzens getreu, wendete er sich mit Vorliebe der schönen Literatur zu, und gab seinen Beruf durch poetische Leistungen zu erkennen Besonders war es das lyrische Fach, in dem er Ausgezeichnetes leistete; einzelne seiner kleineren Gedichte sind durch Klarheit und Schönheit des Gedankens, Concinnität des Ausdruckes und Glätte der Form wahrhafte Meisterstücke; wir erinnern nur an das treffliche Gedicht: »An eine Mutter, die den Sarg ihres Kindes trug« in dem Taschenbuche »Aglaja« für 1821 u. m. a. Aber auch für die dramatische Dichtungsart zeigte D. ein ausgezeichnetes Talent, wobei ihm seine Vertrautheit mit den damaligen Bühnenzuständen und seine nicht gewöhnliche Gabe des declamatorischen Vortrages (»Dichtungen für Kunstredner.« Wien, 1815), für welche damals in mehreren Salons der Residenz ein ehrenvolles Feld sich darbot, trefflich zu statten kamen. Er trat anfangs nur schüchtern, man möchte sagen, anfragsweise, mit ganz kleinen Bluetten auf, wie z. B. mit den allerliebsten dramatischen Kleinigkeiten: »Das Sonett«, »Mädchenlist«, »der Witwer« u. a., welche nebst einem größeren Drama: »Boccaccio«, das, obwohl bühnlich weniger wirksam, zu seinen schönsten Schöpfungen gehört, späterhin bei J. B. Wallishausser gesammelt in Druck erschienen. Schon in diesen dramatischen Erstlingen zeigte sich viele Bühnenkenntniß, Leichtigkeit in der Erfindung, Gewandtheit in der Durchführung, welche, unterstützt durch mundgerechten Dialog und gefällige Versification, des

Zweckes nicht verfehlten. Durch seine Erfolge ermuntert, ließ er nach und nach mehrere dramatische Versuche erscheinen, namentlich in Kotzebue's »Almanach dramatischer Spiele, fortgesetzt von Mehreren,« die Stücke: »Das Bild der Danaë,« Künstlerdrama; »Tartüffe,« nach Molière übersetzt, auf der Hofbühne aufgeführt, aber nach einigen Darstellungen verboten; »Florette,« »das diamantene Kreuz,« »der Egoist,« eine wahrhaft ausgezeichnete Leistung u. m. a.

Inzwischen hatte D. über der Praxis die Theorie nicht vergessen. Mit regem Eifer lag er dem Studium der Aesthetik ob, und wußte, seinen Kenntnissen auf diesem Gebiete, trotz manchen Anfechtungen von Seite älterer Fachgenossen, die ihm, seiner scharfen und satyrischen Beweglichkeit wegen, viele Unannehmlichkeiten bereiteten, so viel Anerkennung zu erringen, daß er nach der Pensionirung des bekannten lyrischen Dichters Lorenz Leopold Haschka, dem Oesterreich sein ursprüngliches »Gott erhalte« verdankt, mit der Supplirung der Lehrkanzel desselben an der Theresianischen Ritterakademie betraut wurde. Als Professor der Aesthetik war D. vollkommen in seinem Elemente. Er versah die gleiche Supplentur auch eine Zeit lang an der Wiener Hochschule bis zu dem Eintritte des gelehrten Professors Franz Ficker, und wußte sich hier, wie dort, durch die Klarheit seiner Ansichten, durch die seltene Gabe, zu wecken und in den Kreis seiner Anschauungen die Zuhörer hineinzuziehen, so wie insbesondere durch die Lebhaftigkeit und Anmuth seines Vortrages, worin er alle seine damaligen Kollegen, treffliche und gelehrte Männer, wahre Zierden der Wiener Universität, weit übertraf, beliebt, ja unvergeßlich zu machen. Wir erinnern uns noch mit Vergnügen, wie er einmal nach der Schlußprüfung für mehrere seiner Schüler, namentlich für Franz Exner, den nachherigen Mitreformator unseres Studienwesens, für den Verfasser dieses Aufsatzes, für Vincenz Kořen, derzeit k. k. Schulrath in Dalmatien und im Küstenlande, u. m. a. eine eigenthümliche Vorzugsclasse, eine Supra-Eminenz, in Anwendung bringen wollte, um die Bestrebungen derselben mit einem besonders ermunternden Terminus zu bezeichnen. Nach Haschka's Tod (1827) erhielt D. die Professur der Aesthetik am Theresianum definitiv. Daß diese Sicherung seiner ämtlichen Stellung auf seine Productivität nur günstig einwirken konnte, ist natürlich. Obwohl der Dichter, so wenig als irgend ein anderer Mensch, allein vom Brote lebt, so bedarf doch auch er einer festen

Basis im Leben, um freien Gemüthes seine Mußestunden der Muse zu widmen und nach seinen Ausflügen ins schöne, romantische Land eine behagliche Einkehr zu haben. D. schrieb um diese Zeit sein dramatisches Gedicht »Hanns Sachs«, das am 4. October 1827 zum ersten Male mit rauschendem Beifalle über die Breter des k. k. Hofburgtheaters ging und im Jahre 1829 mit einer Widmung an die Kaiserin Carolina Augusta gedruckt wurde. Dieses Stück hat so viel Natürlichkeit und Frische, so viel bühnliche Wirksamkeit und Charakteristik, daß es jedem halbwegs fähigen Darsteller Gelegenheit gibt, sich in einer ihm zusagenden Fachrolle zu bewegen, weshalb es auch bald nicht nur über alle größeren und kleineren Bühnen Deutschlands die Runde machte und die Gunst des Publicums gewann, sondern auch in die englische, französische, ungarische, böhmische, schwedische und dänische Sprache, in letztere von dem berühmten Adam Oehlenschläger, übersetzt wurde. Goethe selbst leitete das Stück bei der Aufführung auf der Hofbühne zu Berlin mit einem Prolog ein, in dem er sein Urtheil über dasselbe in folgenden Versen aussprach:

Er hat hingeschrieben mit leichter Hand,
Als stünd' es farbig an der Wand,
Und zwar mit Worten so verständig,
Als würde Gemaltes wieder lebendig.

Die Wirkung dieses Werkes begründete D.'s Ruf als Dichter in weiten Kreisen, und machte zugleich ihn selbst aufmerksam auf die Tragweite seines Talentes, die er von nun an mit besonnener Consequenz im Auge behielt, um so mehr, als ein Versuch auf dem Gebiete des historischen Drama's »Maximilians Brautzug«, trotz mancher gelungener Einzelnheiten, minder ansprach. Von nun an blieb es das von Goethe und Oehlenschläger, von letzterem in seinem »Correggio«, begründete, bisher nur zu sehr vernachlässigte Künstlerdrama, welchem D., wie schon früher in einzelnen Productionen, nun vorzugsweise seine dichterischen Kräfte zuwendete. Höchst lohnend war der Erfolg seines nächsten Productes auf diesem Gebiete, des ihm Jahre 1832 erschienenen Lustspieles: »Garrik in Bristol," das nicht minder gefiel als »Hans Sachs«, und eben so schnell wie dieses auf alle deutschen Bühnen überging, auf denen es noch fortwährend als Repertoirstück sich behauptet. In vielfachen Uebersetzungen, auch in englischer und dänischer, gelangte es auch auf die Bühne des Auslandes. In Christiania wurde es in

einer Bearbeitung von Oehlenschläger zur Feier des Regierungsantrittes des Königs gegeben. D. hatte nun seine eigentliche Sphäre gefunden, in welcher Verdienstvolles zu leisten seine neue Stellung ihm Anregung und Gelegenheit gab. Er erhielt nämlich in demselben Jahre, nachdem der ausgezeichnete Dramaturg und Literator Joseph Schreyvogel (in der literarischen Welt unter dem Namen Thomas und C. A. West ehrenvoll bekannt) als Hoftheatersecretär in Pensionsstand gesetzt worden war, die Stelle desselben unter dem Titel eines Vicedirectors des k. k. Hofburgtheaters, die er bis zu dem im Jahre 1841 erfolgten Tode seines Chefs, des Landgrafen zu Fürstenberg, mit eben so viel Geschäftskenntniß und Umsicht, als Geschmack und Glück bekleidete.

D. hatte auf diesem Posten, der die zweite Phase seiner ämtlichen und literarischen Thätigkeit bezeichnet, eine schwierige Aufgabe zu lösen. Schreyvogel hatte, unterstützt durch den kunstsinnigen, für alles Schöne und Edle hochbegeisterten Grafen Moriz Dietrichstein, das k. k. Hoftheater auf eine Höhe zu erheben vermocht, welche in der That das goldene Alter desselben bezeichnet, von dem der Verfasser dieser Biographie in seinem »Nachruf an Maximilian Korn« singt:

»O schöne Zeit, wo noch dem Widerstrahle
Vom gold'nen Alter unsrer Ideale
Des Künstlers Aug' begeistert sich erschloß!
O schöne Zeit, wo noch der Epigone
Nicht kühn genug war, vom verdienten Throne
Herabzustürzen, was für ihn zu groß!
Ein geist'ger Adel waltet' in den Räumen
Des Hauses, das die Welt bedeuten soll,
Die Muse lebt' in ihren sel'gen Träumen,
Und selbst der Scherz war edlen Ernstes voll.«

Diesen Charakter einer Kunstanstalt zu erhalten, welche allen ähnlichen Deutschlands damals zum Muster dienen konnte, war die Aufgabe des neuen Leiters, die derselbe auch, mit seltenem Tact in der Wahl und mit glücklicher Hand in der Ausführung, zu lösen wußte. Er führte den Dichter Friedrich Halm mit seiner »Griseldis«, so wie Gutzkow mit seinem »Werner« auf der Hofbühne zuerst ein, er brachte die beiden letzten Werke unseres trefflichen Fr. Grillparzer: »Der Traum ein Leben« und »Weh' dem, der lügt!« auf die Breter,

er führte die Schöpfungen der vorzüglichsten Dichter der Gegenwart in würdiger Besetzung und Ausstattung vor, öffnete jedem jüngeren Talente, insoweit es möglich war, ohne den Dichter selbst, oder die Bühne, die ihm die Schranken öffnen sollte, bloßzustellen, den Zugang in den unentweihtesten Tempel der dramatischen Muse, ließ die bühnengerechten Werke der Franzosen, Spanier, Italiener und Engländer, unter diesen drei früher nicht dargestellte Stücke Shakespeare's, in die Scene setzen und suchte die Künstlergesellschaft, welche durch den Tod und Abgang mancher Notabilitäten schmerzliche Verluste erlitten hatte, durch die Herbeiziehung neuer Mitglieder, wie der Künstlerinnen Neumann, Enghaus (verehelichten Hebbel), der früher abgegangenen großen Sophie Schröder, des trefflichen Carl Laroche, den er bei Goethe in Weimar kennen gelernt hatte, sowie ausgezeichneter Gäste, wie Crelinger, Haitzinger, Wolf, Stubenrauch, Eßlair, Seydelmann, Rott u. a., in den Stand zu setzen, den strengsten Anforderungen Genüge zu leisten. Deßgleichen sorgte er für die Restaurirung des inneren Schauplatzes. Nebstdem führte er dem Repertoir mehrere eigene Werke vor, von denen die meisten mit entschiedenem Beifalle aufgenommen wurden, darunter, seiner eigenthümlichen Tendenz getreu, wieder einige Künstlerdramen, wie »Pigault Lebrun«, »Die rothe Schleife«, in welchem Stücke Voltaire die Hauptrolle spielt, und einige moderne Lustspiele, wie »Modestus«, »Zwei Tage aus dem Leben eines Fürsten« u. a. Auch seine Bearbeitungen nach Shakespeare: »Die Widerspenstige« und »Viola« (Was ihr wollt) haben sich allenthalben auf der deutschen Bühne erhalten. Außer diesen lieferte D. noch mehrere andere bühnengerechte Arbeiten, welche im Jahre 1837 unter der Firma Dr. Römer in 3 Bänden in Druck erschienen; unter diesen sind als Originalstücke: »Stradella,« »Liebe und Liebelei,« »Brautstand und Ehestand,« als Uebersetzungen: »Die Gönnerschaften,« »Leichtsinn und seine Folgen,« »Luise von Lignerolles« hervorzuheben. Sie wurden alle, mit Ausnahme des »Stradella«, zuerst auf dem k. k. Hofburgtheater dargestellt, und später die Originalstücke in die Reihe der bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen gesammelten dramatischen Werke D's. aufgenommen, von denen bereits 6 Bände ausgegeben sind, der 7. unter der Presse ist. Das jüngste dramatische Product D's. ist ein im k. k. pr. Theater an der Wien dargestelltes Gelegenheitsstück zur Allerhöchsten Vermälungsfeier Seiner k. k. apost.

Majestät, das sich durch tactvolle Fassung, wahrhaft patriotische Gesinnung und bühnengerechte Anordnung lauten Beifall errang. Eine Sammlung von D's. lyrischen Gedichten erschien im J. 1845 bei Duncker und Humblot in Berlin, und sind Seiner Majestät dem Könige von Preußen gewidmet. Seine Erzählungen und Novellen, obwohl einer früheren Zeit angehörig, dennoch vorzugsweise ihres interessanten Inhaltes wegen lobenswerth, sind im Jahre 1847 bei Heckenast erschienen. Im Jahre 1856 erschien bei C. A. Hartleben in Pest ein Band seines classischen Theaters des Auslandes, Molière's »Tartuffe« und Massinger's Trauerspiel »Der Herzog von Mailand«, enthaltend. Ihre Majestät die Königin von Preußen geruhte die Zueignung dieses Werkes anzunehmen.

Schon während seiner Leitung des Hofburgtheaters mit dem Titel eines n. ö. Regierungsrathes bekleidet, erhielt D., nach Abgabe derselben an Frz. v. Holbein, eine diesem Range entsprechende Stellung als stabiler Referent der Polizei-Hofstelle in Censursachen, welches schwierige Amt, das Männer wie Kopitar, Schreyvogel, Wolf u. a. mit ihm theilten, ihn bei der Unkenntniß der damit verbundenen Verhältnisse manche Anfeindungen, namentlich im Auslande, dagegen aber auch bei allen, welche sich von seiner Humanität und seinem Billigkeitssinne zu überzeugen Gelegenheit fanden, Achtung und Würdigung finden ließ. Gegenwärtig fungirt D. als Beirath des Statthalters in literarischen, hauptsächlich theatralischen Angelegenheiten.

Die Celebrität seines Namens über die Grenzen der schönwissenschaftlichen Literatur hinaus verdankt D. der Redaction der Wiener »Jahrbücher der Literatur«, die er nach Kopitar's Tode im Jahre 1829 übernahm und bis zu dem im Jahre 1851 erfolgten Schlusse dieses großartigen, in Oesterreich bisher leider nicht ersetzten Institutes mit anerkennenswerther Umsicht und Gewandtheit fortführte. Das Verdienst ist ihm selbst vom Auslande nicht abgesprochen worden. Lediglich in der Absicht, um geeignete Mitarbeiter für die ihm anvertraute Zeitschrift zu werben, und die Interessen derselben durch Anknüpfung persönlicher Beziehungen und mündliche Aufklärung über Tendenz und Verhältnisse an allen Orten zu fördern, unternahm er seit dem Jahre 1830 fast jährlich eine literarische Reise nach Deutschland. So gelang es ihm, nicht nur alle wissenschaftlichen Capacitäten des Inlandes, die ihm zumeist persönlich befreundet waren, sondern auch die vorzüglich-

sten außerösterreichischen Gelehrten und Schriftsteller, wie Böttiger, Carus, Creuzer, Fichte, Geier, Grimm, Goethe, Gottfried Hermann, Humboldt, Immermann, Maßmann, Menzel, Oken Ritter, Rückert, Schelling, Tischendorff, Zschokke u. m. a. für die Jahrbücher zu gewinnen, dieselben mit den bedeutendsten wissenschaftlichen Instituten Deutschlands, Belgiens, Englands, Frankreichs, Italiens und des Orients in innige Verbindung zu bringen, ihnen selbst in Amerika Eingang zu verschaffen und sie zu einem so willkommenen Vereinigungspuncte für den Austausch ernstkritischer Urtheile über die wichtigsten Erscheinungen in allen Fächern der Literatur zu gestalten, daß ihr Aufhören noch jetzt allgemein bedauert, und eben so allgemein ihr Wiederaufleben gewünscht wird. Als Nebenertrag einer der Reisen, welche D. zu dem besagten Zwecke unternahm, gab er seine »Reiseskizzen«, welche in flüchtigen Umrissen manche interessante Persönlichkeit und Localität zeichnen. Die Zeit dieser Redactionsführung bildet gewissermaßen die dritte Phase in D.'s vielseitiger literarischer Thätigkeit.

Wie D. als Dichter durch Geschmack, Tact, Klarheit im Gedanken und richtiges Maßhalten in der Ausführung vortheilhaft sich auszeichnet und einen wohlthuenden Gegensatz zu der abenteuerlichen Ueberschwenglichkeit und unschönen Selbstüberhebung neuerer Dramatiker bildet: so weiß er auch als Mensch durch geselliges Wesen, humane Gefälligkeit, ungezwungene Heiterkeit und die Gabe stets schlagfertigen Witzes für sich einzunehmen. Er hatte daher auch das Glück, schon in der ersten Hälfte seines Lebens mancher Auszeichnungen sich erfreuen zu können, welche Anderen, wenn jemals, erst am Schlusse ihrer Tage zu Theil werden. D. ist Commandeur und Ritter vieler Orden, die er als Anerkennung seiner literarischen Verdienste erhielt, so wie wirkliches und correspondirendes Mitglied mehrerer Gelehrtengesellschaften. Gewiß hat das Vaterland noch manche willkommene Leistung von ihm zu erwarten!

Johann Gabriel Seidl.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Gedichte.

(Berlin 1844. Duncker und Humblot.)

An die Leser!

Ich ging allein durch Wald und Feld
Mit meinem Gram allein;
Die Welt war schlecht für mich bestellt,
Nichts konnte mich erfreu'n.

Da kam ein Weib, jung, schön und schlank,
Sie schien so sanft, so gut,
Sie grüßte mich, ich bot ihr Dank
Und leichter floß mein Blut.

Und wie ich ihr in's Auge sah,
Da hob sich meine Brust;
Und Alles glühte fern und nah
Vor mir in eig'ner Lust.

Sie war? — ich weiß es selbst nicht recht,
Mir war zu wunderbar;
Nehmt hin was sie mir gab und sprecht,
Ob es — die Muse — war.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Vor dem Dichten.

So soll, was meine Brust so warm getragen,
Hinaus jetzt kommen in die kalte Welt,
Mit spitz'gen Krallen wird's der Hohn zerschlagen,
Dem Gift des Neides wird es hingestellt;
Die lichte Blüthe von viel dunklen Tagen,
Von Lieb' erzeugt, von Sehnsucht aufgeschwellt,
Die soll ich jetzt mit ihrem zarten Leben
Der rauhen Hand der Thorheit übergeben.

Du Vogel, dessen seelenvolles Singen
Mein ahnend Herz mit Zaubermacht beschlich,
Ihr Blumen, deren Düfte zu mir dringen,
Du Quelle, die dem Mutterschooß entwich;
Ach! ihr dürft nicht mit bangen Zweifeln ringen,
Ihr alle seid glückseliger als ich,
Wie's euch gefällt, könnt blüh'n ihr, strömen, singen,
Mag's Beifall euch, mag es euch Tadel bringen.

Den flüssigen Krystall der reinen Quelle,
Ihn kümmert's nicht, wer an den Ufern steht,
Ob sie nun eben sich an einer Stelle
Dem kleinen Fische nicht nach Willen dreht,
Der haschen möchte mit geschäft'ger Schnelle
Brotkrümlein, die man oben aufgesät,
Mit freud'gem Muth die volle Kraft zu üben,
So eilt er hin, von reiner Lust getrieben.

Aushaucht die Blume ihre milden Düfte,
Ob auch die Raupe ihr am Stiele kriecht,
Das schöne Haupt frei hebend in die Lüfte,
Bemerkt sie, was sich unten reget, nicht;
Am jungen Busen, wie am Felsgeklüfte,
Versprühet sie das gleiche Zauberlicht,
Sie duftet nicht, daß Einem sie gefalle,
Für Keinen duftet sie, und doch für Alle.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Die kleine Nachtigall, die dort im Flieder
Den süßen Schmerz geheimer Sehnsucht klagt,
Auf schlankem Zweig wiegt sie sich hin und wieder,
Das Licht begrüßend, das im Osten tagt;
Ausströmen läßt sie ihre Liebeslieder,
Nicht achtend, ob's dem Sperling so behagt,
Sie singt und singt und mit der Töne Beben
Haucht sie des Lebens Seele in das Leben.

So will auch ich, wie Vogel, Blume, Quelle,
Dem Triebe folgen, der die Brust bewegt,
Vielleicht geschieht's, daß die bewegte Welle
Manchmal an ein befreundet Ufer schlägt,
Vielleicht weiß nur die einsame Libelle
Das Plätzchen, wo sie sich um Blumen legt,
Gescheh' was mag, mich trieb nicht Sucht nach Ruhme,
Ich that nur so wie Vogel, Quell und Blume.

Bewußtsein.

Willst deines Lebens froh Du sein,
Wähl' lieber Thu'n als Scheinen,
Vor Allem aber präg' Dir ein,
Sei mit Dir selbst im Reinen.

Wer Allen recht es machen will,
Der treibt ein bös' Geschäfte,
Beständig fern von seinem Ziel,
Kommt er um Lust und Kräfte.

Ein blauer Himmel dem gefällt,
Dem Andern Regenwetter,
Der möchte göttlicher die Welt,
Der menschlicher die Götter.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Der Krämer in dem großen Rom
Vertauscht um Gold die Musen,
Dem Künstler am Sanct-Petersdom
Zerspringt das Herz im Busen.

Ein jeder sagt die Meinung sein,
Und Kein's will einen Zügel,
Wer fern steht, hält den Berg für klein,
Wer nah, für groß den Hügel.

Du mußt, was Du erschaffen magst,
Rein in dem Innern spüren,
Und was Du so zu denken wagst,
Das wag' auch zu vollführen.

Die Nachtigall.

1. Im Freien.

Am Abend unterm Weidenbaum
Sitzt sie in kühler Ruh',
Da hauch' ich durch den grünen Raum
Ihr all' mein Wünschen zu.

Und mit den blauen Aeuglein schielt
Sie manchmal nach mir hin,
Das liebe, liebe Zauberbild,
Die süße Träumerin.

Und ewig, ewig preis' ich sie
Und meiner Freiheit Lust,
Denn wie ertrüg' ich ohne die
Die Sehnsucht in der Brust.

Ich fliege her, ich fliege hin,
Frei in der freien Welt,
Und sing' von meiner Königin,
Wie's eben mir gefällt.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

2. Gefangen.

Dies Verlangen, dies Verlangen,
In dem lust'gen Wald zu sein,
Und gefangen, und gefangen,
Welche namenlose Pein!

Draußen singen sie die Lieder,
Von dem ausgeträumten Traum,
Niemals, niemals sing ich wieder
Auf dem grünen Weidenbaum.

Mond! was kommst Du aufgegangen,
Du beleuchtest meine Noth;
Ach! gefangen, ach! gefangen,
Wär' ich doch nur lieber todt!

3. In ihrem Zimmer.

Kannst Du's sagen, kannst Du's tragen,
Immer fort mit ihr allein,
Theilen darfst Du ihre Schmerzen,
Ihren Athem saug'st Du ein.

Eng' Gewebe, liebe Stäbe,
Haltet ewig mich in Haft,
Arme, leere, kalte Freiheit,
Selige Gefangenschaft.

Am ersten Mai.

Im Mai, im Mai, am ersten Mai
Da kommt die Lust ins Leben,
Da hat der Meister seiner Welt
Den ersten Kuß gegeben;
Was lange schlief, da wacht' es auf
Und will nicht ruhen länger,
Und voller wird da jede Brust,
Und jede Knospe enger.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Da schaut der Herr zum ersten Mal
Auf Erdenlust herunter,
Die Blumen blicken schüchtern auf,
Und werden immer bunter;
Die duftet schon — und die versucht
Die Farben d'rein zu mischen,
Die Sonne glüht, die Quelle springt,
Und Vogelsang dazwischen.

Und Blum' und Quell' und Sonn' und Sang
Und alles Lebens Flammen,
Sie schmelzet Lieb' und Sehnsucht jetzt
In eine Lust zusammen;
Da schließt der Herr die junge Welt
In seine Schöpferarme,
Daß sie an seiner reichen Brust
Zu Farb' und Glut erwarme.

Im Mai, im Mai, am ersten Mai
Da kam ein Sproß' ins Leben,
Der sich entfaltend aller Zeit,
Hat Duft und Frucht gegeben;
Da hat ein zweiggewalt'ger Stamm
Die Wurzeln eingeschlagen;
Ein Eichenstamm, der auch zugleich
Viel Lorbeern hat getragen.

Rudolf, der Held, der Kaiser Ahn',
Der Hort vom deutschen Reiche,
Die, Sturm und Donner trotzende
Allmächt'ge Rieseneiche —
Geboren ward an diesem Tag,
Den sich die Zeit erkoren,
Zu retten sie von Schmach und Noth,
Rudolfus ward geboren.*)

*) Rudolf von Habsburg ward geboren am 1. Mai 1218.

D'rum sei uns auch der neue Mai
Ein Tag der neuen Freude;
Wie sich die weiße Erde färbt
Mit grünem Hoffnungskleide,
So wollen wir der Hoffnung auch
Der Tage Wechsel weihen,
Was uns der Winter weiß gebleicht,
Wird wieder grün im Maien.

Am Sylvesterabende.

Wir stehen an einem off'nen Grab
Geheimnißvoll bewegt,
Es legt die Zeit ein Jahr hinab,
Wenn zwölf die Glocke schlägt;
Ein Schauder schleicht durch uns're Reih'n,
Denn unwillkürlich fällt uns ein,
Im Sinken zieht der Leiche Hand
Uns näher an des Grabes Rand.

Doch rufen Heil! wir nach dem Jahr,
Wie einem alten Freund,
Der's, ob auch manchmal rauh er war,
Doch gut mit uns gemeint.
Der oft am besten uns beglückt,
Wenn er uns mürrisch angeblickt,
Und scheidend, das was er uns gab,
Nicht mit hinunter nimmt in's Grab.

Den Glauben an des Wahren Macht,
Der Schönheit Zauberlicht,
Des Guten Sieg, trotz Sturm und Nacht,
Raubt Jahres Scheiden nicht.
Ja tilgt es alles Glückes Spur,
Und ließ uns die Erinn'rung nur,
Wir schwelgten, ob, von Qual umdräut,
Im Angedenken beff'rer Zeit.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

D'rum sei befreit auch uns're Brust
Vom Grame, der sie preßt;
Aus einem Sarge steigt die Lust
Von einem Wiegenfest,
Das junge Knäblein, schön und zart,
Ist von des Vaters guter Art;
Aus seinem klaren Auge bricht
Der Hoffnung morgenhelles Licht.

Und Myrthen in der Bräute Haar,
Und junger Rosen Glut,
Und grüne Lorbeern reicht es dar,
Und frisches Traubenblut.
Und noch so manches liebe Loos
Streut es aus seinem reichen Schooß,
D'rum sei ihm froher Gruß gebracht,
Und froh des alten Jahr's gedacht.

An eine Freundin.

Bleib als Mädchen wie die duft'ge Blume,
Die, so schön und liebevoll sie glühet,
Still, doch stets und stets bescheiden blühet
Klar in ihrer Unschuld Heiligthume.

Werd' als Weib, wozu das Weib erkoren,
Führerin im wilden, düstern Leben,
Die, ein Engel, Frieden kommt zu geben,
Den der Mann im Sturm der Zeit verloren.

Wie auch immer Dir die Welt sich zeige,
Bleib' nur treu dem wärmeren Gefühle,
Frei von des Verstandes kaltem Spiele,
Glaube, hoffe, liebe, dulde, schweige!

Joh. Ludw. Deinhardstein.

An eine Mutter, die den Sarg ihres Kindes trug.

Drücke, Du Schweigende,
Deines entschlummerten
Engeleins Ruhebett
Sanfter an Dich!

Sage, was wankt dein Fuß,
Sage, was sinkt vom Aug',
Weib! jener Tropfen Dir
Heimlich hinab?

Soll's eine Perle sein
Um deines Kindes Haupt,
Wind ihm die Perle nur
Lächelnd in's Haar.

Soll's eine Thräne sein,
Die deinem starren Aug'
Langsam der Schmerz entpreßt,
Trockne sie, Weib.

Sinken die Blumen nicht,
Rosen und Lilien,
All' in der Erde Schooß
Müde, zur Ruh!

Weib, warum klagst Du denn,
Daß Dir dein Blümlein sank,
Steh'n die gesunkenen
Nicht wieder auf?

Was in der Erde liegt,
Liegt in der Mutter Schooß,
Mütter, das weißt ja Du,
Lieben ihr Kind.

An Oehlenschläger nach seiner Uebersetzung meiner dramatischen Dichtungen.

Du hoher Meister, der des Nordlands Sagen
Kraftvoll, wie seine Tannen sich erheben,
Von Liebestreue und von Heldenleben
Zum Süden trug, um Wnrzel dort zu schlagen;

Du hoher Meister. der zum Nord getragen
Des Südens Blüthen, reich ihn zu beleben,
Der sie mit tausend Flammen hat umgeben,
Wie sie aus deiner Wunderlampe schlagen:

Wie dank' ich Dir, daß was in bessern Stunden
Ich durch der Musen holde Gunst gefunden,
Durch Dich sich nun darf dauernder erheben.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Du hast mild heilend manche Schicksalswunden
Auf's neu' die Ueberzeugung mir gegeben,
Nie ein verlor'nes sei ein ehrlich Streben.

An das Blut.

Du kleiner Strom, der unf're Brust
Mit Schmerzen jetzt, und jetzt mit Lust
Durchflutet für und für;
Von allen Strömen, wie sie kühn
In ihrer Wogen Allmacht zieh'n,
Scheinst Du der kühnste mir.

In deinem kleinen Wellenhaus
Schläft Furcht und Hoffnung, Wonn' und Graus
Und was uns quält und freut.
Wie rennst Du mit so keckem Lauf
Im Haus des Meisters ab und auf
In deinem Purpurkleid!

Des guten Ursprungs stolz bewußt,
Schäumst Du hier auf in rascher Lust,
Gehst dort in stillerm Gang;
Oft auch geschah's, daß deiner Flut
Zu ungestümen Uebermuth
Gerechte Kraft bezwang.

Wer nicht, dein Herr, mit regem Fleiß
Als Diener Dich zu lenken weiß,
Der muß dein Diener sein,
Du überschwemmst im Augenblick
Uralter Klugheit Meisterstück
Und bester Saat Gedeih'n.

Ein jeder Schiffer stellt sein Gut
Auf deine trügerische Flut,
Die ihm so viel verspricht;

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Das Schiff ist — uns're Leidenschaft,
Das Steuerruder — Willenskraft,
Den Hafen kenn' ich nicht.

Wer Wellen bänd'gen kann, heißt stark,
Ihm schwellt den Arm gesundes Mark,
Gesunder Sinn den Muth;
Doch dreimal bess'ren Sieg errang
Der stärk're Mann, der Dich bezwang,
Gewaltigere Flut!

Es rast der Sturm, die Woge schwillt,
Der Schiffer sinkt — da unten hüllt
Ihm's all sein Leiden zu:
Wenn Du die Ufer überzwingst,
Wenn Du den Mann zum Abgrund bringst,
Bringst Du ihn auch — zur Ruh?

Nur keinen Stein.

Werft keinen Stein auf Jene, die gefallen,
Der Mensch ist schwach, Versuchung über allen,
Vielleicht hat nichts Euch mit der Welt entzweiet,
Vielleicht das Glück nur Euch vom Fall befreiet,
Nur keinen Stein.

Habt Ihr denn auch in ruhelosen Stunden
Der Kränkung Qual, des Mangels Pein empfunden?
Empfandet Ihr bei leicht bewegtem Blute
Tyrannendruck, den Hohn vom Uebermuthe?
Nur keinen Stein!

Kennt ihr der Meinung magische Gewalten,
Durch keine Macht im Sturme aufzuhalten,
Die den, der sie nicht kann zum Opfer bringen,
Daß er ihr Opfer werde, weiß zu zwingen,
Nur keinen Stein!

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Ihr saht die That, doch auch des Thäters Schmerzen?
Habt Ihr gelesen auch in seinem Herzen?
Er fiel — allein er hat wohl auch gestritten,
Er hat gefehlt, doch hat er auch gelitten.
Nur keinen Stein!

Und müßt mit Abscheu wenden Ihr die Blicke,
So wendet sie zu Besseren zurücke.
Kann nicht durch Euch sein kaltes Herz erwarmen,
So gebt ihn auf, ja nehmt ihm selbst Erbarmen,
Nur keinen Stein!

Der Stein, den Ihr geschleudert auf die Sünder,
Er fällt auf Euch, vielleicht auf eure Kinder;
Man frägt Euch vor des höchsten Thrones Stufen:
Wer hat zu And'rer Richter Euch berufen?
Nur keinen Stein!

Als reuerfüllt mit flehender Geberde
Das Weib gekniet vor dem Herrn der Erde,
Und als der Herr sie All' betrachtend fragte:
»Wer wirft zuerst? — Wer war es, der es wagte?«
Nur keinen Stein!

Freiheit.

Die Freiheit ist kein Schmeichelsang,
Dem Kraft und Wahrheit fehlen,
Die Freiheit ist ein Jubelklang
Aus Millionen Kehlen.

Die Freiheit ist kein Kampfgeschrei
Rohwüthender Barbaren,
Die Freiheit macht nur Blüthen frei,
Wenn sie gefesselt waren.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Daß nach der Ordnung der Natur
Sie blüh'n und duften können,
Die Freiheit will verbinden nur,
Die Freiheit will nicht trennen.

Der Willkür Macht zertrümmert sie,
Und duldet keine Knechte;
Des Bettlers Rechte schützet sie,
Sie schützt des Fürsten Rechte.

Ihr müßt, wo man sie finden kann,
Nicht Frosch und Sperling fragen;
Doch fragt nur bei der Lerche an,
Die Lerche wird es sagen.

An die Kunst.

O Kunst, Du reicher Segensquell',
Du Kind der Phantasie.
Vor Dir, Du dreimal Heil'ge, beugt
In Andacht sich mein Knie.

Du, mehr als Freundschaft, mehr als Lust,
Mehr als der Liebe Glück.
Du bringst der armen kalten Welt
Die gold'ne Zeit zurück.

Der armen Welt, die dich so oft
Verspottet und verkannt,
Der armen, schalen, kalten Welt,
Voll Thorheit und voll Tand.

Der Welt, die Dich mit Schmuck behängt,
Den ihr die Zeit verleiht,
Dich, die in nackter Schönheit Glanz
Siegt über alle Zeit.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

O Kunst, o Kunst, die Du so stark,
Und doch so mild zugleich
Mit welcher wundervollen Macht
Beherrschest Du dein Reich!

Wer, Himmlische, Dich angeschaut
In deiner Herrlichkeit,
Wie zieht ihm aus der Brust der Zorn
Und Neid und Eitelkeit.

Und fromme Demuth ziehet ein,
Wie warm sein Herz auch schlägt,
Und etwas wie's im Frühling sich
In jungen Zweigen regt.

Ob ihn die Menge höhnt, ob sie
Ihn nun vergöttert schier,
Ich weiß es nicht, denn immerdar
Schaut er nur hin nach Dir.

Und ringt und ringt den langen Tag
Und durch die läng're Nacht,
Und glüh't und sinnt und wirkt und schafft,
Und sä't und hofft und wacht.

Bis ihn zuletzt zum Siegeslohn
Dein Lorbergrün umlaubt
Oft spät vielleicht, allein gewiß,
Und wär's um's blut'ge Haupt.

Lebensregeln.

Genieße voll die Gegenwart;
Sind schöne Stunden Dir verklungen,
So rufe wieder sie zurück
In Träumen der Erinnerungen.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Der Zukunft blicke fest in's Aug',
Gefaßt nimm hin, was sie mag bringen,
Doch magst Du auch zuweilen sie
Mit Hoffnungskränzen Dir umschlingen.

Wenn Vögel singen, freue Dich,
Wenn Hunde bellen, laß' sie bellen,
Zerstöre keines Menschen Lust,
Dem Narren selbst laß' seine Schellen.

Gib Jedem was ihm zukommt, doch
Hab' auch dabei die Hand am Degen,
Ihn rasch zu zieh'n, wenn And're frech
Bei Dir auf's Nehmen sich verlegen.

Das Schlechte meide nicht allein,
Du mußt's aus tiefer Seele hassen,
Sei nicht allein des Guten Freund,
Du mußt dafür das Leben lassen.

Vom Ziele, das Du Dir gesetzt,
Vermöge nichts Dich — abzuweichen,
So wirst Du, wenn auch Morgens nicht,
Am Abend es gewiß erreichen.

Hans Unbekannt.

S' war einmal ein Mann — Hans Unbekannt —
So ward der arme Kauz genannt —
Der setzt sein höchstes Glück darein,
Nun einmal recht bekannt zu sein.

Er war nicht schlecht, er war nicht gut,
So ein gewöhnlich Dutzendblut,
Er war nicht dumm, er war kein Wicht,
Bedeutend nur — das war er nicht.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Bekanntsein, meint er, dies allein
Kann uns das wahre Glück verleih'n,
Was man auch hat, man achtet's nicht,
Wenn Niemand lebt, der davon spricht.

Da war er denn bei Tag und Nacht
Auf das Bekanntsein nur bedacht,
Zu thuen Etwas in der Welt,
Das Jedem in die Ohren gellt.

Zuerst nahm er ein schönes Weib,
Er nahm sie nicht zum Zeitvertreib,
Er nahm sie, daß von dem Gemal
Man spricht, bewundernd sein Wahl.

Allein vergebens war seine Müh',
Man schwieg von ihm und lobte sie,
Ein jeder lockte sie zu sich,
Doch ihn ließ Jedermann im Stich.

Man unterschied da sehr genau,
Man nannt' ihn nie den Mann der Frau,
Man stellte stets die Frau voran
Und nannt' ihn von der Frau den Mann.

Besungen wurde ihr Gesicht,
Doch seiner achtete man nicht,
Er zog mit ihr von Land zu Land
Und blieb dabei — Hans Unbekannt.

Nun dacht' er, wag' es mit der Kunst,
Da macht sich was mit blauem Dunst,
Wer da nur Glück hat, der gefällt
Und macht auch Lärmen in der Welt.

Gedacht, gethan — er musicirt —
Er malt — er dichtet — declamirt —
Nicht gut, nicht schlecht — mit heißem Müh'n —
Doch Niemand kümmert' sich um ihn.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Da schrie er: Sie versteh'n Dich nicht —
Es ist ein albernes Gezücht,
Jetzt ist zum Widerspruch die Zeit,
Damit bringst Du es sicher weit.

Machst Du an das Dich was bekannt,
So wird dein Name mitgenannt,
Du tadelst — das reizt ihren Zorn,
Damit gewinnst Du Dir den Sporn.

Es machten sich so viele breit
Der Hänse in der neuen Zeit,
Wie trieb's da mancher keck und toll,
Nur daß man von ihm reden soll.

Da steckt er wie ein Wiedhöpflein
In jeden Sumpf den Schnabel ein,
Kroch wie ein Hündlein bald, und bald
Bläht er sich auf in Froschgestalt.

Allein es kam nicht, wie er wollt',
Ob er in einemfort gegrollt
Ob er gelobt in einemfort,
Es hörte Niemand auf sein Wort.

Wenn spricht ein Mann an einem Ort,
Entgegenbellt ein Pudel dort,
Vergaß Hans Unbekannt dabei,
Daß Pudellärm nicht Meinung sei.

Wie er auch schrie, ein Jeder schwieg,
'S kam nicht zum Kampfe, nicht zum Sieg,
Der lachte — er war wuthentbrannt,
Der blieb bekannt — er unbekannt.

Weil man denn aller Rücksicht bar,
Ward's auch mit seinen Wünschen gar,
Am Fieber Eitelkeit verschied
Hans Unbekannt, des Lebens müd.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Der letzte Wunsch, von dem er sprach,
Als er schon hingewelkt und schwach,
War der: Setzt mir ein Monument,
Daß man doch nach dem Tod mich nennt.

Das stellte man denn prachtvoll auf,
Und setzte seinen Namen d'rauf —
Doch wer da kam von nah und fern,
Er kannt' ihn nicht — den guten Herrn.

In das Tagebuch eines Jeden.

Die Wunden, die die Zeit Dir schlug,
Du kannst sie leicht ertragen,
Nur die vernarben nimmermehr,
Die Du Dir selbst geschlagen.

Viel stärker als das Leid, das Du
Durch jene hast erduldet,
Ist das Bewußtsein, daß Du nicht
Das Leid hast selbst verschuldet.

Nimm ruhig hin, was Dir der Tag
Vom Uebel hat beschieden,
Wenn Du am Abend sagen darfst:
Ich bin mit mir zufrieden.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Hans Sachs.

(Dramatisches Gedicht in vier Acten. Zweite Auflage im sechsten Bande der dramatischen Werke. Leipzig, 1853. Weber.)

Vierter Act. Dritte Scene.

Kaiser Maximilian (kommt aus seinem Cabinet).

Was gibt es hier?

Sachs (wie außer sich vor Freude).

Ach Gott, dies ist dein Werk!
Jetzt oder nie ist mir die Hilfe nah'.

Erster Kämmerling (zum Kaiser auf Sachs zeigend).

Wir sollten melden ihn, doch hattet Ihr
Verboten, Euch zu stören, also durften
Wir es nicht wagen, ob er dringend bat.

Maximilian.

Ihr habt' ganz recht gethan. — Was willst Du, Sachs?

Sachs.

Ach! hoher Herr! Vergebt mir, wenn ich Euch
Bei wicht'gen Dingen störe, aber seh't,
Mich trifft ein Unglück von so großer Art,
Daß ich nicht Hilf' mir weiß, ja selbst nicht Rath.

Maximilian.

Wenn ich Dir helfen kann, so thu' ich's gern,
Du weißt, ich bin Dir gut — sag' mir dein Leid,
Doch fass' Dich kurz, ich habe viel zu thun.
(Die Kämmerlinge treten in den Hintergrund.)

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Sachs.

Ach! hoher Herr! Ich hab' Euch schon erzählt
Von Kunigunden, wie ich sie geliebt,
Und wie sie grausam aus dem Land mich trieb;
Das Alles ist vorbei — sie hat's bereu't,
Was sie an mir gethan, und unter Thränen
Hat sie auf's Neu' der Liebe mich versichert.

Maximilian (lächelnd).

Ich wünsch' Dir Glück, und ihr.

Sachs.

Mein hoher Herr!
Das wär' schon recht, käm' nicht das Aergste nach.
Der Vater zwingt sie, jenem dummen Fant,
Dem Rathsherrn Runge, den das Mädchen haßt,
Die Hand zu geben.

Maximilian.

Das ist freilich schlimm!
Doch wenn des Mädchens Freiheit ist gekränkt,
Und Unrecht ihr vom eig'nen Vater droh't,
Zeig's den Gerichten an.

Sachs.

Das geht nicht, Herr!
Ich bin verhaßt bei Allen, und der Vater
Ist Bürgermeister worden; heut' um Zeh'n
Tritt feierlich die neue Würd' er an.
Da seht Ihr selbst, zög' ich den Kürzern wohl;
Eh' meine Klage nur zur Sprache käm',
Läg' sie schon lang vielleicht im Leichentuch.

Maximilian (lächelnd).

Du bist nicht glücklich in der Liebe, Sachs.
D'rum höre meinen Rath: gib Du sie auf:
Ich biete Dir ein ruhig Leben an,
Daß Du mit Muße pflegen kannst der Kunst;

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Vor tausend Andern bist Du auserwählt,
Und mit Talent begabt, wie's Wen'ge sind,
Dir winkt ein höher und ein schöner Ziel
Als eines spröden Mädchens Liebe zu; —
Ja recht besehen, scheinet mir sogar
Gefährlich jene Liebe deinem Ruhm.

Sachs (rasch).

Glaubt das nicht, hoher Herr! die Liebe ist
Die Seele meiner Reime, gebt mir nur
Erst Kunigunden, und Ihr sollt es seh'n,
Wie ich will dichten, was Ihr nur verlangt,
Historien und Schwänke guter Art,
Und Fastnachtsspiele, wie der Folz sie schrieb;
Doch ohne sie, ja Herr! da kann ich nicht
Ein armes Verslein schreiben; kalt und todt
Ist all mein Inn'res. D'rum habt Mitleid, Herr,
Und schaffet Hilfe mir in meiner Qual.

Maximilian.

Ja, sag' mir nur zuvor, was ich soll thun?

Sachs.

Ihr seid ein hoher und ein mächt'ger Herr,
Ihr seid gewiß dem Kaiser wohl bekannt:
Bringt es dahin, daß Steffen nichts verfügt,
Bis nicht der Kaiser selbst den Fall entschieden;
Er ist gerecht, an ihn will ich mich wenden,
Er wird Erbarmen haben.

Maximilian (gutmüthig).

Schau, mein Sachs,
Das geht nicht an, der Goldschmied bleibt einmal
Vater von seinem Kind', man kann ihm nicht
Es auferlegen, Dir es anzutrau'n.

Sachs.

So seht zum mind'sten, daß man sie nicht zwingt,
Dem Runge zum Altar zu folgen — das

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Kann wohl der Kaiser noch verhindern, das
Ist ungerecht.

Maximilian.

Es ist ein böser Handel.

(Er geht nachdenkend im Zimmer auf und ab.)

Sachs (immer dringender).

Ihr überlegt? o hoher Herr, gebt nach
Der Stimme, die in eurem Innern spricht,
Ich will ja nichts für mich, nur sie allein,
Sie laßt nicht untergeh'n, ich will noch heut'
Mein Handwerk wieder angeh'n, Tag und Nacht
Will ich der Arbeit opfern, daß ich nichts
Von dem, was ist und war, bemerken kann,
Ja, Alles will ich thun, was Ihr begehrt,
Nur

(scheu und leise)

keine Verse machen, dies, o Herr,
Dies Einz'ge könnt' ich nicht.

Maximilian, der einen Gedanken verfolgt, winkt dem ersten Kämmerling, und sagt ihm einige Worte ins Ohr. Sachs blickt verstohlen und mit hoffender Angst nach dem Kaiser. Der erste Kämmerling verneigt sich, gleichsam bejahend den gegebenen Auftrag, und winkt dem zweiten Kämmerling ihm zu folgen. Beide gehen durch die Mittelthüre ab.

Maximilian (zu Sachs).

In einer Stunde
Komm zu dem Rathhaus auf den großen Platz,
Dort wollen wir das Weitere besprechen.

(Er will fortgehen.)

Sachs (scheu).

Darf ich mit ein'ger Hoffnung von Euch geh'n,
Erlauchter Herr?

Maximilian.

Ich sage Dir nichts zu,
Doch kann's gescheh'n, daß Dir geholfen wird.

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Dein Lieben ist, wie ich bemerkt, gar sehr
Verbunden mit der Kunst, die mir gefällt,
(mit freundlichem Lächeln)
Und da mir's nicht gelungen, Dich zu heilen
Von deiner Liebesnoth, so muß ich wohl
Auf and're Mittel denken, deine Kunst
Uns zu bewahren, weil Du schon einmal
Nicht dichten kannst, wenn Du nicht lieben darfst.
Jetzt geh' nur deines Weg's und sei getrost,
Ich bin Dir ja den Führerlohn noch schuldig.
(Er klopft Sachs auf die Schulter.)

Sachs küßt ihm den Saum seines Mantels.

Maximilian geht in sein Cabinet.

Sachs mit freudiger Rührung.

Hilft dir ein Mensch, mein Herz! in deiner Pein?
Hilft dir von allen Menschen Er allein!

(Geht ab.)

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Garrick in Bristol.

(Lustspiel in vier Aufzügen — Wien 1834. Wallishausser.)

Erster Act. Siebenter Auftritt.

Hild. Frondham.
(Wie sie allein sind, verschließt Hild alle Thüren.)

Frondham (für sich).
Er schließt die Thüren? Was soll das bedeuten?

Hild
(stellt zwei Stühle in den Vordergrund, er setzt sich in den einen und deutet auf den andern).
Ist's nicht gefällig, sich zu setzen?

Frondham
(thut es, indem er den Alten in einemfort verwundert betrachtet).

Hild
(nach einer Pause).
Sie
Sind in Erstaunen, wie ich sehe. — Frondham,
Ich hab' es gut mit Ihnen vor.

Frondham
(rückt seinen Stuhl dem Hild's nahe, freudig überrascht)
Herr Hild!
(Bei Seite.)
So wär' es doch? er wüßte mein Geheimniß
Und gäbe Sara mir zur Gattin?

Hild.

Ja,
Sie sind ein liebenswürd'ger Mann — bescheiden,
Talentvoll, — das gefällt mir, und ich habe
Im Stillen auf Ihr Glück gedacht.

Frondham (aufspringend).

Sie geben
Den Himmel mir!

(Für sich.)

Es ist kein Zweifel mehr,
Ich bin am Ziel.

Hild.

Nur Ruhe. — Platz genommen.

Frondham (setzt sich).

Hild.

Sie sind dramat'scher Dichter, das ist schön.
Die Anerkennung, die der Dichter wünscht,
Und die er braucht, wird Ihnen so am schnellsten
Und am lebendigsten.

Frondham.

Beim Himmel, ja,
Ich fühl's, daß mich Natur zum Künstler schuf;
Nicht leben könnt' ich ohne jenen Segen,
Den uns die Kunst verleiht. — Zwar bin ich arm,
Doch jene Kraft, die mir im Innern glüht,
Soll bald ein unabhängig Los mir gründen.

Hild.

Daß es geschehe, will ich möglich machen.
Es hängt bei Ihrer Laufbahn äußerst viel
Vom ersten Auftritt ab.

Frondham.

Mein Stück wird morgen
Vollendet und —

Joh. Ludw. Deinhardstein.

Hild.

Geduld. — Sie sind noch jung:
Ein Werk, auf das mit Sicherheit man zählt,
Braucht der Erfahrung; deshalb hab' ich, schnell,
Ihr Glück zu fördern, mich entschlossen, Ihnen
Ein Stück —

(Den Stuhl dem Frondham näher rückend, im Tone des tiefsten Geheimnisses.)

Vernehmen Sie nun, Frondham, was
Bisher ich sorgsam Jedermann verborgen,
Was Niemand weiß, — daß ich nicht Kenner nur,
Daß ich auch Dichter bin. — Ich habe mich
Entschlossen, sag' ich Ihnen, junger Freund,
Ein Stück zu schenken, das ich selbst verfaßt,
Und das man geben soll mit Ihrem Namen.

Frondham
(sinkt in den Stuhl zurück, für sich).

Ich bin des Todes! — Er hat sein Stück gemeint
Und nicht die Tochter!

Hild
(steht auf und legt ihm die Hand auf die Schulter).

Kommen Sie zu sich.
Ich diene gerne, wo ich kann. — Das Stück
Ist angenommen und wird übermorgen
Auf uns'rer Bühne dargestellt. Man kennt
Den Autor nicht, doch quält mich der Gedanke,
Daß man ihn doch zuletzt errathen könnte;
Allein, wenn Sie genannt sind, dann fällt auch
Weg jede Möglichkeit, an mich zu denken. —
Daß es gefällt, ist außer Zweifel; doch
Es könnte denn vielleicht nicht so gewaltig
Durchgreifen, wie es sich für meine Lage schickt.
Für Sie ist mäß'ger Beifall schon genug,
Um aufmerksam auf Sie zu machen.

Frondham.

Freilich!

(Für sich.)

Ein Werk von diesem Mann mit meinem Namen!
'S ist zum Verzweifeln! — Doch, schlag' ich es ab,
Vergibt er die Beleid'gung nie, indeß
Der Weg vielleicht zu ihr mich führt. — Ja, — fort,
Fort, Eitelkeit, und mach' der Liebe Platz.

Hild.

Verbannen Sie nur die Bescheidenheit,
Die Sie besinnen macht, und nehmen Sie,
Was schwer Sie wieder finden dürften.

Frondham.

Ich
Bin sehr erfreut von Ihrer Huld und will
Noch heute zum Director, mich zu nennen.

Hild
(mit zufriedenem Lächeln).

Es ist — ich kann's gesteh'n — ein gutes Stück,
Die schwere Frucht von vieldurchwachten Nächten.
Die heut'gen Dichter sind zu kurz, zu sehr
Erpicht auf den Effect der fehlt bei mir
Nun ganz und gar; 's ist Alles ausgeführt
Bis in das Kleinste: achtzig Bogen voll,
Nur wenige Personen, neunzig Bilder,
Zweihundert Gleichnisse. Den Witz hab' ich
Verschmäht, der schickt sich nicht für mich.

Frondham (seufzend).

Versteht sich.

(Für sich.)

Mein Ruf! — mein Ruf! — Das Ding scheint ganz entsetzlich!

Hild.

Ich bin ganz sicher des Erfolg's; wenn nur
Uns die Schauspieler nichts verderben, die
Sind uns're Schergen. — Weil Sie Ein's schon wissen,
So hören Sie nun auch den Grund, warum
Ich jenen Stand so hasse, daß der Name

Schauspieler mir das Blut schon sieden macht. —
Vor dreißig Jahren schrieb in London ich
Ein Stück — und es — Sie werden es nicht glauben. —
Ward — ausgezischt; — vor fünfundzwanzig Jahren
Ein zweites in Dublin — ward ausgezischt!
Zum Glücke blieb mein Name unbekannt.
Sie kennen mich, und nun frag' ich Sie ehrlich:
Wer trug die Schuld daran?

Frondham.

Das liegt am Tag:
Nur die Schauspieler.

Hild.

Seh'n Sie? Hab ich wohl
Grund, sie zu hassen? — Doch mein Haus soll auch
Kein Mensch der Art betreten.

(Er öffnet die Mittelthür.)

Geh'n Sie nun
Und setzen den Director Sie in Kenntniß.

Frondham.

Herr Hild, darf ich — wenn —

Hild.

Die Kritik betreffend,
Braucht's keine Furcht; dafür ist schon gesorgt.

(Er geht nach der Thür, Frondham vor ihm her.)

Frondham.

Herr Hild, nur Eines —

Hild

(drängt ihn nach der Thüre).

Sparen Sie den Dank;
'S ist gern gescheh'n.

Frondham

(der immer zu reden versucht).

Herr Hild —

Hild

(der ihn indessen bis an die Thür gedrängt hat, hält sich die Ohren zu, mit zufriedenem Lächeln).

Schon gut! schon gut! (Frondham ab.)

Ende des ersten Actes.

Vierter Act. Vierter Auftritt.

Versammlungszimmer im Schauspielhause mit zwei Mittel- und vier Seiteneingängen. Ringsumher liegen Theaterrequisiten.

Frondham. Hild tritt durch die hintere Seitenthür rechts ein, ganz verstört. Er blickt vorsichtig um sich her, dann eilt er auf Frondham zu, faßt ihn an der Schulter und blickt ihm eine Weile wehmüthig in's Gesicht.

Frondham (für sich).

Jetzt, Liebe, stärke mich mit Muth und Kraft!

Hild.

Was sagen Sie dazu?

Frondham.

Ein Mißgeschick,
Wie es nicht vorzusehen war.

Hild.

Das ist
Der Ausdruck, Frondham! — Solch ein Werk! — Es ist
Noch nicht erhört, so lange Bühnen steh'n! —
Ich glaubte anfangs, als in dem Parterre
Ich murmeln hörte, daß man kecke Schwätzer,
Die And're im Genusse stören wollten,
Zur Ruh' verwiese, wie wohl sonst geschah,
Als ich Theater noch besucht; — allein
Es galt dem Stück. — Ich weiß wohl, wem ich Alles
Verdanke, — doch es ist einmal vorbei
Und nicht zu ändern. Warum wollten Sie
Nicht hören auch. — Deßhalb nun bin ich hier,
Ein kluges Wort zu reden.

Frondham
(ihm die Hand drückend),

Sorgen Sie
Für nichts, Herr Hild, und bau'n Sie ganz auf mich,
Ich bin bereit zu jedem Opfer, wenn
Auch Sie Erhörung meinen Wünschen schenken.

Hild.

Es soll gescheh'n. — Daß an dem ganzen Vorgang
Nur Garrick Schuld hat, ist mir klar, er will

Damit an Ihnen volle Rache nehmen;
D'rum hat er alle Schauspieler verhetzt,
Denn wie die spielten, ward noch nicht erlebt!
Im dritten Act kommt Garrick selbst, er hat
Die wirksamste der Rollen, — doch ich weiß,
Wie er sie spielen wird! er hat darauf
Es angelegt, daß der Spectakel dann
Recht losgeht erst. — Deßhalb nun, seinen Plan
Ihm zu vereiteln, ihm die Falle, die
Sie fangen soll, zur seinigen zu machen, —
Ich biete deßhalb Ihnen — wenn Sie nämlich
Noch heute — nach dem Ausgang meines Stücks,
Es wiederholt und öffentlich bekennen,
Daß Sie der Autor sind — obgleich Ihr Name
Nicht auf dem Zettel steht, — biet' ich hiermit
Ihnen achthundert Pfund, die Sie sogleich
Von mir erhalten können.

Frondham
(überrascht und tief beleidigt, nach einer Pause).

Hört' ich jetzt
Sonst keine Stimme, Hild, als die des Blut's,
Das ungestüm in mir emporschäumt, so
Bezahlten Sie den Antrag schwer mir!

Hild.

Wohl,
Ich biete Tausend. Das ist, darf ich meinen,
Wohl eine Zahl, um die ein junger Mann,
Dem nicht das Glück gelächelt, ein'ge bitt're
Nachreden sich gefallen lassen kann.

Frondham.

Zehntausend nicht, Herr Hild, nicht Hunderttausend!
Der Ruhm ist mir bedeutender als Geld,
Und soll ich ihn hingeben, kann ich's nur
Um Eines, was ihm gleichsteht: — um die Liebe. —
Ich will der Autor Ihres Stückes sein,
Und bleiben es vor aller Welt, doch nur
Um Einen Preis.

Hild.

Der ist —?

Frondham.

Wenn Sie mir Sara
Zur Gattin geben.

(Dringend.)

Hild, wir lieben uns
Und —

Hild
(aufwallend).

Still! kein Wort! — Sind Sie von Sinnen?
Ich — meine Tochter — Ihnen? — Ha! jetzt liegt
Der ganze Plan vor mir! Sie sind wohl selber
Am Schicksal meines Stückes schuld? — So glaubten
Sie mich zu fangen? — Trug um Trug! — Gehn Sie,
Verkünden Sie der Welt als Autor mich,
Ich widerspreche; — wer kann mir beweisen,
Daß ich es bin? Wer ist dabei gewesen,
Als ich es Ihnen eingestand? Von Ihnen,
Mein kluger Herr, ist's aber wohl begreiflich,
Daß Sie die Last abwälzen und mir zu:
Sie haben sich bereits bekannt und sind
Mein Feind um meiner Tochter willen, die
Ich Ihnen nicht zum Weibe gab. — Ich läugne,
Und man wird sehen, wem man besser glaubt:
Ihnen, — dem Frondham oder mir, — dem Hild.

Frondham (erschüttert).

Ist's möglich, daß die Eitelkeit den Mann,
So unbescholten sonst, so weit kann treiben,
Selbst bis zur Lüge! — zur Verleumdung selbst! —
Jetzt seh' ich ein, wie wohlverdient die Qual,
Die Sie empfinden, ist. — Gott bess're Sie!

(Geht schnell in die Seitenthüre vorn links ab.)



Betty Paoli

Hild.

Der ist —?

Frondhew.

Wenn Sie [illegible] Sara

Zur Gattin geben

[illegible]

[illegible] lieben uns

Und —.

[illegible]

[illegible] von Sinnen!

Ich — [illegible] jetzt liegt

Der [illegible] selber

[illegible] — So glaubten

Sie [illegible] Trug! — Gehn Sie.

[illegible] Pastor mich,

[illegible] mir beweisen,

[illegible] dabei gewesen,

[illegible]stand? Von Ihnen,

[illegible]s aber wohl begreiflich,

[illegible] abwälzen und mir zu

[illegible] bereits bekannt und sind

[illegible] meiner Tochter wissen, die

Ich [illegible] Weibe gab. — [illegible]

[illegible]

[illegible] Hild.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] selbst! —

[illegible] Qual,

[illegible] Sie!

([illegible] schnell in die Seitenthüre vorn links ab.)



Betty Paoli.

Betty Paoli.

Im Jahre 1841 erschien bei Heckenast in Pesth ein Band Gedichte — ein dünnes, auf kaum sechzehn Bogen gedrucktes Buch, das den Namen unserer Dichterin auf seinem Titelblatte trug. Wer ist Betty Paoli? fragte die neugierige Oberflächlichkeit im Publicum, deren Interessen an den Schöpfungen des Geistes selten einen größern Horizont hat, als den Umkreis eines Tisches im Salon, auf dem sie in goldberänderter Pracht liegen. Es ist eine Dichterin! konnten ihr diejenigen antworten, die dem Inhalte des Buches vertrauter entgegengekommen waren. Nie ist ein Ausspruch mit mehr innerer Wahrheit und Wahrhaftigkeit gethan worden.

Um jedes erste Buch webt ein eigenthümliches, schwer zu lüftendes Geheimniß, ein Duft, der allein es erklären läßt, warum wir den Verfasser solcher ersten Blätter für alle Zukunft nicht mehr aus unserer Seele entlassen. Wir sprechen natürlich nur von Schöpfungen, die den Stempel des Bedeutenden an sich tragen. Dieses Formlose und oft Rohe, dieses Unbewußtsein künstlerischer Technik, dieses Verschwenden von Effecten, mit denen der bewußte Künstler so gut hauszuhalten versteht — hat für uns etwas unendlich Reizendes und geheimnißvoll Bestrickendes; wir sehen eine wirkliche Schöpfung vor uns, etwas aus dem freiesten Walten des Geistes Entstandenes. Dies ist namentlich bei den ersten Werken von Männern der Fall, weniger bei Frauen. Der Entwicklungsgang des Jünglings zum Manne ist ein viel größerer und weiterer, als der der Jungfrau zur reifen Frau. Darum das Bestimmte, oft schon Fertige in den ersten Anfängen der Frau; das Unbestimmte, Nebelhafte und Formlose in den Anfängen des Jünglings.

Das Schaffen kommt eben bei Beiden aus verschiedener Quelle. Den Einen treibt der Drang, eine Kraftäußerung dazu; ein Anderes aber die Frau! Ihr ist poetisches Schaffen gewöhnlich eine Befriedigung, eine Zuflucht, eine Rettung.

Wir möchten diese Parallele nicht weiter ausdehnen, als sie eben auf die Schöpfungen der Dichterin, der dieser biographische Umriß gilt, Bezug hat.

Als der erste Band »Gedichte« von Betty Paoli erschien, war es gerade eine eigenthümliche Zeit. Die Periode der politischen Poesie hatte nicht lange zuvor begonnen; die Atmosphäre füllten bereits jene ausdehnsam leichten Stoffe, die sich später zu einem so dichten Gewölke zusammenballten. Die ganze lyrische Subjectivität des deutschen Volkes schien plötzlich in einen poetischen Leitartikel sich verwandelt zu haben. Mitten in dieses Stimmen und Summen eines beginnenden Concertes fielen die ersten Gedichte von Betty Paoli. Sie erregten Aufsehen, nicht weil sie den Zeitton nicht anschlugen, sondern weil man sogleich erkannte, nur eine Dichterin in der vollsten Bedeutung dieses Wortes habe solche »Gedichte« schreiben können. Vollendet in ihrer Form, voll musikalischen Ausdrucks in der Sprache und im Versbau konnte man sich kaum überreden, diese Gedichte rührten von einer jungen Dichterin her. Mehr aber als dies war es der Inhalt, die innere Lebenswahrheit, die Glut und Pracht dieser Gesänge, was ihnen auf den ersten Blick Bedeutsamkeit verlieh. Eine Dichterin, eine Frau wagte es in diesen Blättern die Geschichte ihres eigenen Herzens, die Schlachten ihrer Seele, die Niederlagen ihres Gemüthes zu schildern; rücksichtslos, wie die Wahrheit selbst, spiegelt sich das geheimste Seelenleben in diesen Gesängen ab, und sei es Klage über untergegangenes Glück, sei es Hoffnung auf ein wieder zu findendes — immer findet sie den Ton, den rechten Ausdruck dafür und geht nie irre. Die volle Berechtigung der Frau, ihre eigene Welt als eine Welt im Kleinen zu betrachten, tritt dem Leser vielleicht nirgends so schlagend und überzeugend entgegen, als in diesen ersten »Gedichten« der Paoli!

Dennoch mußte der aufmerksame Beobachter, wenn er unbefangen den Eindruck prüfte, den dieses Buch auf ihn machte, sich die Frage stellen: Liegt in diesen Gedichten eine weitere Entwicklung? Wird eine Frau, die das Geheimniß ihres Herzens, den Schleier ihrer Leiden und Freuden so sehr gelüftet hat, noch andere Phasen des geistigen Schaffens

durchringen? Sie, die Alles gesagt zu haben scheint, kann sie noch mehr sagen? Wird sie neue Formen, neue Gestaltungen für Dinge finden, die durch ihre Natur aus dem Bereiche der Subjectivität liegen müssen?

Fünfzehn Jahre sind seit jenem ersten Buche verstrichen. Die Dichterin hat, wie uns dünkt, auf diese Zweifel Antwort gegeben. Ein reiches poetisches Leben liegt vor uns, und dieser biographische Umriß (auf einen stolzeren Namen sollen diese Zeilen keinen Anspruch machen) möge dazu dienen, einer der ersten lyrischen Dichterinnen Deutschlands die gebührende Würdigung zu widmen.

Betty Paoli, mit ihrem wahren Namen Elisabeth Glück, ist den 30. December 1815 zu Wien geboren. Ihr Vater, seines Berufes Arzt, starb frühzeitig, seine Gattin mit dem kaum erwachsenen Kinde einer gesichert scheinenden Zukunft überlassend; denn die Mutter unserer Dichterin besaß ein eigenes, bedeutendes Vermögen. So gestalteten sich ihre Kindertage zu recht freundlichen und heiteren, und nichts ließ ahnen, daß in diese anscheinend gesicherten Verhältnisse das Mißgeschick einschneiden könne. Betty Paoli hatte ihr fünfzehntes Jahr erreicht, als der Bankerott des Kaufmannes, dem die Mutter ihr Vermögen anvertraut hatte, die bisherige Behäbigkeit plötzlich unterbrach, und das junge Mädchen sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, für sich und die Mutter Sorge zu tragen. Von diesem Augenblicke an entwickelte sich in der Mutter eine eigenthümliche, fast krankhafte Rastlosigkeit, ein beständiges Wandern von einem Aufenthaltsorte zum anderen

Man kann leicht denken, welchen Einfluß dieser beständige Wechsel neuer Scenerien und Eindrücke auf die Einbildungskraft des begabten Mädchen ausübte. Das Element der Ruhelosigkeit, für das sie in ihren Poesien einen so beredten Ausdruck findet, mag darin seine erste Begründung finden, und doch ist eben diese Ruhelosigkeit, dieses »Hangen und Bangen in schwebender Pein« nichts als Drang, eine stätige Heimat zu finden! Wen drängt es unaufhaltsamer zu ihr, als gerade die Frau! Anderseits waren diese beständigen Ortsänderungen von einem gewissen Nachtheil für sie verbunden; sie hinderten sie, sich so manches positive Wissen eigen zu machen, das nur die Consequenz fortgesetzten Unterrichtes ist. Vielleicht um so leidenschaftlicher regten sich in ihrer jungen Seele die Schwingen der Poesie. Kaum sechzehn Jahre alt, erschien von ihr in einem Wiener Journale das erste Gedicht. Merkwürdig war

daran der Umstand, daß dieses poetische Erzeugniß, so schwach es immer sein mag, gegen die Regeln der Metrik keinen Verstoß aufweist. Und doch hatte die Dichterin damals noch keine Ahnung davon, daß es Gesetze geben könne, in die selbst der freieste poetische Genius seine Ergüsse bannen muß. So unbewußt hatte das dichterische Mädchen die Melodie in sich selbst gefunden! Von großem Einflusse auf ihre geistige Entwicklung war ein zweijähriger Aufenthalt in Rußland, vom 18. bis zum 20. Lebensjahre der Dichterin. In tiefster Einsamkeit, ohne andern Umgang, als mit sich selbst, ohne andere Zerstreuung als jene, die Studium und Arbeit ihr boten, gestalteten sich diese Jahre für sie zu einem entscheidenden Lebensabschnitte. Es war die Zeit der Einkehr in sich selbst; Alles, was sich bisher in unbestimmten Regungen geoffenbart hatte, gewann Form und Gestaltung! Hier war es auch, daß sie manche Lücke ihrer Erziehung ergänzen konnte. Aus dieser Einsamkeit kehrte sie nach Wien zurück, »meines Zieles bewußt,« wie die Dichterin einmal zu uns selbst äußerte; »es war die Poesie! Nun ließ ich den Zerstreuungen des Lebens nicht mehr die Macht, mir dieses Ziel aus den Augen zu rücken. Ich darf von mir sagen, daß ich im Glück wie im Schmerz der Poesie treu geblieben bin.«

Im Jahre 1841 erschienen, wie wir bereits gesagt, die ersten »Gedichte«, Nicolaus Lenau gewidmet. Wir haben bereits den Character dieser Poesien angedeutet; mehr als das weitläufigste biographische Material sagen könnte, offenbart dieses Buch die Geschichte einer Seele, der in aller Pein und Drangsal der einzige Trost geblieben war, sich in Gesang auszuströmen.

Schon zwei Jahre später, zu Anfang des Jahres 1843, erschien eine zweite Sammlung von Gedichten. »Nach dem Gewitter (zweite Auflage 1850). Vielleicht weniger blendend als ihre aus dem heißesten Drange, sich selbst zu vernehmen, entstandenen Vorgänger, ziehen diese Poesien durch ihre ruhige gefaßte Stimmung an, und rechtfertigen in mehr als einer Beziehung ihren Titel. Der Sturm der Elemente scheint wirklich vorüber; am Nachthimmel erschienen hie und da Sterne auf tiefblauem Grunde! Jedes einzelne Gedicht spricht von einer ermatteten Seele, der es trotzdem schwer geworden, selbst die Ruhe der Erschöpfung zu finden. Man sieht es diesen Gedichten an: die lyrische Gewalt der Dichterin sucht bereits des bisherige Gefäß ihres Inhaltes zu zersprengen und auch objective Stoffe zu gestalten. Schon im näch-

sten Jahre 1844 gab die Dichterin kräftig den Beweis, wie sie darnach ringe, Herrin dieser lyrischen Gewalten zu werden. Sie veröffentlichte drei Bände Prosa, Novellen, unter dem Titel: »Die Welt und mein Auge.« Es war ein gewagter Schritt der Dichterin, abgesehen davon, daß sie sich hatte verleiten lassen, in diese Sammlung Jugendarbeiten aufzunehmen, die vor der Kritik nicht bestehen können. Die Dichterin hat sich die Welt und deren Erscheinungen »nach ihrem Auge« zurechtgesetzt; es versteht sich daher von selbst, daß sie auch hier, wo sie den epischen Stoff beherrschen sollte, von ihrem lyrischen Drange ergriffen wird; und so sind auch in diesen Novellen jene Partien die besten, die eine lyrisch gehobene Situation in sich bergen. Die Erfindung selbst ist meistens dürftig, dennoch aber stets zart und edel; manche dieser kleinen Arbeiten erhebt sich in Ausführung und Sprache weit über das Niveau des Gewöhnlichen.

Um diese Zeit trat in das Leben der Dichterin ein Ereigniß ein, das für mehrere Jahre ihre schriftstellerische Thätigkeit beschränkte. Die Fürstin Schwarzenberg, Witwe des Siegers bei Leipzig, bot ihr an, die Stelle ihrer Gesellschaftsdame anzunehmen und in ihrem Hause zu leben. Betty Paoli sah in diesem Antrag, der ihr eben so ehrenvoll als freundlich von der in jeder Beziehung hochstehenden Frau zugekommen war, einen wahren Glücksfall, und nahm ihn an. Fünf Jahre dauerte dieses Verhältniß; nur einmal während dieser Zeit war die Dichterin wegen ihrer wankenden Gesundheitsverhältnisse gezwungen, das milde Klima Italiens aufzusuchen, wo sie sechs Monate theils in Florenz theils in Venedig zubrachte. »Groß war der Gewinn,« äußerte sich öfters die Dichterin, »den ich aus dem beständigen Verkehr mit dieser wahrhaft außerordentlichen Frau zog. Ich gewann namentlich an geistigem Ueberblick und Verständniß der Menschen und Dinge, wie an innerem Halt. Ich kann dies mehr dunkel fühlen als klar bestimmen. Es ist wenig Gutes in mir, dessen Ausbildung ich nicht ihr verdanke. Was die Erziehung in mir versäumte, hat der Verkehr mit diesem ganz großen und ganz reinen Character nachgeholt.«

Im Jahre 1845 veröffentlichte die Dichterin, gleichsam als Fortsetzung ihrer epischen Studien, den »Romancero« (Leipzig bei G. Wigand und Bettina gewidmet). Dieses Buch besteht aus vier lyrischen Epen, worunter wohl »Maria Pellico« das bedeutendste sein dürfte. Wie die Novellen leiden auch diese epischen Gedichte an einem bedeutenden Feh-

ler. Sie sind zu breit angelegt und die Gedrängtheit und Energie des handelnden Stoffes ist größtentheils auf Kosten der lyrischen Situationen beeinträchtigt. Aber in Einzelnheiten birgt der Romancero wahrhaft bewunderungswürdige Partien; es ist eine Melodie in der Sprache, eine Vollendung im Vers, wie sie nur von einer Dichterin kommen können, die für den Ausdruck ihrer Gedanken keine Hindernisse mehr kennt.

Nach dem »Romancero« feierte die Dichterin eine geraume Zeit. Da kam das Jahr 1848; mit ihm, das in so viele politische und sociale Verhältnisse einschnitt, sollte auch für Betty Paoly ein Verhältniß abgebrochen werden, dessen Annehmlichkeit und Bedeutung für ihr geistiges Wesen wir bereits angedeutet. Die Fürstin Schwarzenberg starb — ein herber Schlag für unsere Dichterin! Sie verließ Oesterreich und brachte die nächstfolgende Zeit auf Reisen in Frankreich und Deutschland zu. Ihre Muse schien verstummt; die Lebenszeichen, die hie und da in den Journalen Zeugniß davon geben, daß sie der Welt noch gedenke, waren wenig geeignet vou ihrem poetischen Schaffen Kunde zu geben — es waren meist Feuilletonartikel in den Wiener Journalen. Um so mehr überraschte eine Sammlung von »neuen Gedichten« (1850).

Wir nehmen keinen Anstand, gerade diesen Poesien den Kranz vor allen andern bisher erschienenen zu reichen. Die Dichterin zeigt sich darin in der vollen Weihe ihres Berufes; ein weiblicher Antäus hat sie ihre ganze Kraft, den ganzen Schwung ihrer hochgehenden Seele wieder empfangen; sie steht wieder auf dem Boden ihrer Lyrik, den sie in den vorangegangenen Productionen theilweise verlassen. Voll Innerlichkeit und Gedankentiefe, in prächtigem Versbau, zeigt hier die Dichterin aufs Neue, welcher Gewalten sie fähig sei. Es sind in diesem Buche Gedichte, die in ihrer Vollendung sich kühn dem Besten anreihen können, was die lyrische deutsche Poesie hervorgebracht hat.

Im Jahre 1852 kehrte die Dichterin wieder in ihre Vaterstadt Wien zurück, die sie seitdem, kurze Zeiträume abgerechnet, nicht mehr verlassen hat. Sie ist seit ihrer Rückkehr vielfach literarisch beschäftigt; namentlich widmete sie dem Journale »Lloyd«, später der »österreichischen Zeitung« geistvolle Besprechungen des Burgtheaters und der neuesten Literatur. So wenig zuträglich nun dieses Herabsteigen eines freiwaltenden Genius auf den kritischen Markt der Tageserscheinungen sein mag — für die Muse Betty Paoli's hat sich bis jetzt die journalisti-

sche Beschäftigung noch von keinem Nachtheil erwiesen. Neu gekräftigt und glänzend, wie in ihren besten Producten, trat sie im Jahre 1855 mit ihrem »Lyrisches und Episches« (Pesth, Heckenast) vor das Publicum. Es ist hier nicht der Ort, auf Einzelnheiten in diesem Buche einzugehen, dem von Seite der Kritik, namentlich erst jüngst von Gutzkow, die verdiente Anerkennung ward. Es glänzen und tönen darin alle die Vorzüge, die sie zu einer so bedeutenden Erscheinung gemacht haben. Das »Epische« enthält nur zwei Stücke, beide von entschiedener Schönheit, »Mac Dugald« und »Ada.« In beiden Productionen ist, gegen die früheren epischen Schöpfungen gehalten, ein großer Fortschritt sichtbar. Der Stoff ist conciser und drastischer zusammengefaßt, der lyrische Schwung etwas gedämpft, die Sprache bewunderungswürdig rein und melodisch.

Eine Dichterin, die aus solchen Kämpfen, äußeren und inneren, aus geistiger Pein und Seelenqual zu solcher Bedeutung sich durchgedrungen hat, muß noch eine reiche poetische Zukunft vor sich liegen sehen. Unstreitig ist Betty Paoli in diesem Momente die erste lyrische Dichterin Deutschlands und wir wüßten nur die geniale Annette Droste-Hülshoff zu nennen, der sie im vollsten Maße ebenbürtig gehalten werden darf. Dennoch glauben wir nicht irre zu gehen, wenn wir schließlich die Meinung aussprechen: die Lyrik werde stets die stärkste Seite unserer Dichterin bleiben. Auf diesem Felde blühen ihr die reichsten Kränze; hier behauptet sie einen der ersten Plätze: als Dichterin des Schmerzes, als wahre Sängerin der Frauenseele!

Leopold Kompert.

Nach dem Gewitter.

Gedichte.

(Zweite vermehrte Auflage. Pesth 1850. Heckenast.)

Den Utilitariern.

Was schmäht ihr uns, die wir der Welt nicht achten.
Und unberührt von ihrem Thun und Trachten
In unserm Herzen uns're Welt erbau'n?
Was soll der Hohn, die feindliche Geberde?
Wir überlassen neidlos euch die Erde —
O laßt uns nach dem Himmel schau'n.

Ihr müht Euch ab im drangvollen Geschäfte, —
An Kampf und Arbeit übt ihr eure Kräfte,
Uns ward ein and'rer schönerer Beruf!
Euch winkt als Lohn nur Gold in finstern Schachten,
Indessen Gott für uns'rer Seele Schmachten
Die Sterne und die Blumen schuf.

Nein! glaubt nicht, daß ihr sie gleich uns genießet!
Denn für den stillen Träumer nur erschließet
Sich ihres Reizes Zauberfülle ganz.
Er, dessen Hand vertheilt die Menschenloose,
Gab euch die reife Frucht und uns die Rose,
Die Ernte euch und uns den Kranz!

Gestaltet denn nach eurem Sinn das Leben!
Wir wollen uns der Herrschaft gern begeben,

Betty Paoli.

So lang uns Licht umglänzt und Duft umhaucht.
Wogt ruhlos fort im eiligen Gewimmel,
Allein vergeßt nicht: Herzen braucht der Himmel,
So wie die Erde Hände braucht!

An diesem Einen mögt ihr es erkennen:
Als Er, den wir der Liebe Meister nennen,
Im Hause seines Freundes Lazarus
Zu kurzer Rast die Schritte angehalten,
Da galt ihm Martha's eifrig, rührig Walten
Geringer, als Maria's Seelengruß!

Letztes Ziel.

Des Mondes Licht zum einzigen Geleit
Ging ich durch tiefe Waldeseinsamkeit,
Der Nachtwind spielte mir um Stirn und Haar,
Ein Gruß des Friedens, süß und wunderbar.
Kein Vogel sang, doch sandten Blum' und Strauch
Den Duft empor als stillen Opferhauch.

Wo er hervorbricht aus dem Felsgeröll,
Da sank ich nieder an dem klaren Quell,
Sein labend Naß schöpft' ich mit hohler Hand
Und netzte meiner heißen Lippen Rand
Und träum'risch rief ich: O mir wäre gut
Den Tod zu trinken aus der frischen Flut.

Im Leben war ich immerdar allein,
D'rum will ich auch im Sterben einsam sein;
Kein feuchter Blick, der frommes Mitleid lügt,
Kein Seufzer, der mit Liebesschein betrügt,
Kein gleißend Menschenwort soll mich umweh'n,
Wenn meine Seele will von hinnen geh'n!

O, diese einsam schöne Stätte hier,
So recht gemacht zum Sterben dünkt sie mir!
Es sänge mir der Quell mein Schlummerlied,
Sanft nähm' mich auf das grüne Blumenried,
Die Sterne leuchteten am Himmelszelt
Gleich Fackeln um den Sarkophag gestellt.

Und Niemand wüßte von der Menschenschaar
Was wohl das Schicksal der Verscholl'nen war:
Manch' albern Mährlein würde aufgetischt,
Manch' alte Lüge wieder aufgefrischt;
Doch ihres Hasses frevelhaft Gericht,
Es störte mich in meiner Ruhe nicht.

In's Moos gebettet unter'm Lindenbaum,
Träumt' ich ihn fort den ewig langen Traum.
Doch nein! nicht Traum, kein höhnend Spiegelbild
Von dem was einst mein Herz entsetzenswild
Wie Samumshauch, wie Blitzesflamme traf —
Nichts werde mir als traumlos ew'ger Schlaf! — —

Weh' mir, daß noch mein Weg zum Grab nicht frei!
Ein ernstes Bild zieht streng an mir vorbei
Und ruft: »Geht auch dein Sehnen nach dem Tod,
Denk', daß dein Leben Pflicht, die *ich* gebot!«
Sie sei erfüllt! doch, heischt sie einst nichts mehr,
Zu süßem Sterben eil' ich dann hierher!

Abschluß.

O laß sie dich nicht reu'n, die tiefe Wunde,
Die du der Brust der Dichterin geschlagen!
Fern sei's von mir, dich darum anzuklagen,
Denn Gottes Walten war mit dir im Bunde!

Betty Paoli.

Oft gab mir mein geheimstes Ahnen Kunde:
»Die kühn den Kampf um ew'ge Güter wagen,
Sie dürfen keine ird'sche Fessel tragen!«
Und klar wie nie fühl' ich's in dieser Stunde.

So brich denn ein, du letzte Kerkerwand!
Auf Gottes Armen will ich aufwärts schweben —
Du warst das Werkzeug nur in seiner Hand.

Ein höh'res Ziel bestimmt er meinem Leben,
Als eitler Liebe bald verglomm'nen Brand,
Und ihm, nicht dir, füg' ich mich nun ergeben.

Neue Gedichte.

(Zweite vermehrte Auflage. Pesth 1856. Heckenast.)

Einem Tadler.

Du kennst mein tiefstes Wesen nicht,
Und kennst den Zweck nicht meiner Sendung,
Verlangest du, daß mein Gedicht
Anstrebe freudige Vollendung.

Nein! Gott hat mich nicht ausgesandt
Und hat die Kraft mir nicht gegeben,
Um glorreich, mit geweihter Hand
Des Sieges Palmen zu erstreben.

In Marmor prange und in Erz,
Der Name deß, der sie erstritten.
Ich bin nichts weiter als ein Herz,
Das viel geliebt und viel gelitten.

Und meine ganze Poesie
Ist nur ein lautes Offenbaren
Von all den stillen Schmerzen, die
Des Weibes Seele kann erfahren.

Wohl wär' es doppelt schön und groß
Als starker Tröster zu erscheinen,
Doch ich, ach! ich verstehe blos
Mit der bedrängten Schaar zu weinen. —

Betty Paoli.

Was einst Johannes sprach, das spricht
Mein Herz ihm nach mit leisem Beben:
Ich selbst bin der Messias nicht
Und soll von ihm nur Zeugniß geben.

Das Licht, das läuternd und verklärt,
Den Strahl der Weihe soll entzünden,
Ich bin es nicht und bin kaum werth
Euch nur sein Nahen zu verkünden.

Das Amt, das mir der Herr beschied,
Wozu er Kraft verlieh der Schwachen,
Kein andres ist's als durch das Lied
Die Sehnsucht brünst'ger anzufachen.

Und wenn euch klar, was ihr vermißt,
Wenn euer Geist verstört, beklommen
Des Abgrunds Tiefe ganz ermißt,
Dann wird vielleicht der Tröster kommen!

Trennung.

Was wir gelitten und erduldet
Durch meine Fehler, deine Schwächen,
Was du geirrt, was ich verschuldet —
Wir wollen nicht darüber sprechen.

Wer an dem Zwiespalt unsrer Tage —
Zu lösen nicht und nicht zu schlichten, —
Die größ're Schuld, die klein're trage,
Wir wollen nicht darüber richten.

Ich weiß nur Ein's! nur Eines fühle
Im Herzen ich, dem trauervollen:
Wir hätten in dem Weltgewühle
Uns nun und nimmer finden sollen.

Betty Paoli.

Und da wir dennoch uns gefunden,
So laß uns zürnen nicht und klagen
Ob all den Schmerzen und den Wunden,
Die Ein's dem Andern wir geschlagen.

Nicht böser Wille ist's gewesen,
Der uns gebracht so herbe Leiden;
Uns trennet unser tiefstes Wesen,
Der Gott im Innern heißt uns scheiden.

Ein Frevel war, was einst wir schwuren,
Und Thorheit unser Kämpfen, Weinen!
Sich widerstrebende Naturen,
Die kann die Liebe nicht vereinen.

Je heißer, sehnender sie ringen
Nach sel'gen Einklangs sanftem Frieden,
So tiefer wird es sie durchdringen,
Durch welche Klüfte sie geschieden. —

Und so ist es auch uns ergangen,
Gott weiß allein, mit welchen Qualen,
Mit wie verzweiflungsvollem Bangen
Wir für den Irrthum mußten zahlen.

Jetzt ist der Klarheit Tag erschienen —
Laß uns ihn ohne Groll begrüßen
Und, klaglos, auf des Glücks Ruinen
Für Schuld, die nicht die unsre, büßen.

Betty Paoli.

Die Tempeltrümmer bei Spalato.

Kennt ihr des Beduinen Sitte,
Wenn er, bereit zu neuem Ritte,
Die Brust von frischem Drang geschwellt,
Den Blick läßt in die Ferne schweifen
Und, dämmert kaum ein leichter Streifen
Im Osten, abbricht sein Gezelt?

Er ruhte süß; doch jetzt ist's Morgen!
Nur Ein's bleibt ihm noch zu besorgen,
Bevor er rasch von hinnen eilt:
Aus Steinen fügt er myst'sche Kreise
Zum Zeichen, daß auf seiner Reise
Ein Wandrer ruhend hier geweilt. — —

O Menschengeist voll Sehnsuchtbangen!
Wie gleichst im rastlosen Verlangen
Dem flücht'gen Sohn der Wüste du!
Nach mühevollen Wanderfahrten
Winkt der Oasis grüner Garten
Dir stille Edensträume zu.

Als heilig grüßest du die Stelle,
Du labst dich an dem frischen Quelle,
Der aus dem Felsgerölle bricht;
Du fühlest mild'rer Lüfte Wehen,
Du glaubst die Sprache zu verstehen,
Womit der Stern zur Blume spricht.

Erstarken fühlst du dich gesunden,
Die Heimat scheint dir aufgefunden,
Das letzte, höchste Ziel erstrebt.
Du jubelst: Fort mit Schmerz und Grauen!
Hier will ich meine Hütte bauen,
Von Friedenshauchen sanft umschwebt.

Dein innerst Glauben, Hoffen, Denken
Willst du auf diesen Kreis beschränken,
In den du liebend dich gebannt.
Du meinst, es sei für alle Zeiten
Versöhnt der Kräfte feindlich Streiten,
Gelöscht des Herzens tiefster Brand. —

Umsonst! Bald wird sich dir's entfalten,
Daß, was du für das Ziel gehalten,
Nichts als ein Meilenzeiger nur.
Und wieder treibt dich's in die Weite,
Dein Stern ist Gott und dein Geleite
Die stille Ahnung seiner Spur!

Und diese Tempel, diese Hallen,
In Schutt und Trümmer längst zerfallen,
Umrauscht von ew'ger Meeresflut,
Sie mahnen feierlich und leise,
Daß einst auf seiner Erdenreise
Der Geist der Menschheit hier geruht.

O nimmer wieder!

Dich wiedersehen, du Verlorner? Nein'
Mich faßt davor ein namenloses Zagen.
Stark trug ich uns'rer Trennung herbe Pein,
Dies Wiedersehen wüßt' ich nicht zu tragen.

Und kehrtest du auch liebend mir zurück,
Erinnerung zu bringen uns'rem Bunde,
Du wecktest nicht das hingeschied'ne Glück —
Es sitzt der Dolch zu tief in meiner Wunde.

Und zög'st aus dieser Wunde du den Stahl,
Mein Blut verströmte rasch in heißen Güssen!
Du gabst mich frevelnd auf, aus eig'ner Wahl —
Jetzt ist's ein schaurig unabweisbar Müssen.

Bescheide dich mit dem, was du gewannst,
Als du mein Herz verrathen und zertreten.
Vergiß mich, o vergiß mich, wenn du kannst,
Und wenn ich kann, so will ich für dich beten.

Betty Paoli.

Lyrisches und Episches.

(Pesth 1855. Heckenast.)

Frauenglück.

Es gibt ein Glück, vom Weibe nur empfunden:
In Liebe sich so gänzlich zu versenken,
Daß für sein Handeln, Dulden, Fühlen, Denken
Fortan der Schwer- und Ruhepunct gefunden;

Dem Manne, dem es innig sich verbunden
Der besten Güter reichstes Maß zu schenken
Und drauf den Zweck des Daseins zu beschränken
An allen Orten und zu allen Stunden.

Solch treue Liebessorge kann sich zeigen
In mancherlei verschiedenen Gestalten,
In That und Wort, ja selbst in mildem Schweigen.

Doch heilig ist sie stets und hoch zu halten,
Mag als Maria sie dem Geist sich neigen,
Als Martha im Bereich des Hauses walten.

Betty Paoli.

Einem Freunde.

Grolle nicht dem Widerspruch,
Der dein Inn'res spaltet,
Bald als Segen, bald als Fluch
Wechselnd sich gestaltet!
Lern in gut und böser Zeit
Dich ertragen eben,
Und bedenk im schwersten Streit:
Widerspruch ist Leben.

Und je höher seine Flut,
Sturmesfroh, sich bäumet,
In je heiß'rem Schwall das Blut
Durch die Adern schäumet
Und je kühner himmelan
Sich der Blick gehoben,
Um so fester hat der Bann
Magisch dich umwoben.

Jener Bann, von dessen Spur
Einzig die sich lösen,
Die geschickt zum Guten nur
Oder nur zum Bösen.
Unbeengt von solcher Hast
Kannst du frei hin wandern,
Denn wie zu dem Einen Kraft,
Hast du Kraft zum Andern!

Denn du trägst in deiner Brust
Zweier Welten Fülle
Und bist gut nicht, weil du mußt,
Sondern weil's dein Wille.
Was sich in des Busens Nacht
Gräulich regt, du weißt es,
Doch entgegenstellst die Macht
Du ihm deines Geistes.

Betty Paoli.

Ahnung, welche leis' erglimmt,
Will es mir besiegeln,
Daß dich Gott dazu bestimmt,
In dir abzuspiegeln
Was an Härte und an Huld,
Was an Lieb und Hassen,
Lichter Reinheit, trüber Schuld,
Erd und Himmel fassen.

Recht hat, wer dich edel nennt,
Recht, die bös' dich schelten,
Aber wer dich ganz erkennt,
Läßt dich ganz auch gelten.
Wie der Elemente Wust
Klarheit doch und Frieden
So vereinigt deine Brust,
Was in sich geschieden.

Mac Dugald.

Der Vorfall spielt in der Zeit nach der Schlacht von Culloden. Mac Dugald, ein Schotte, dient im englischen Heere. In demselben wird das Gesetz erlassen: daß ein Soldat, der einen dreitägigen Urlaub überschreitet, sein Leben verwirkt habe. Mac Dugald dient mehrere Jahre schon im Regiment, durchzieht mit demselben Ostindien und kehrt mit ihm endlich in die Heimat zurück. Er erbittet sich, um seine Mutter zu sehen, einen dreitägigen Urlaub. Er erhält ihn. Die Mutter will den Sohn nicht wieder fortlassen. Alle Einwendungen des Sohnes sind vergebens. Endlich als sie seinen Entschluß nicht zu erschüttern vermag, gibt sie ihm einen Schlaftrunk, im Wahne, wenn er die festgesetzte dreitägige Frist überschritten haben wird, werde er bei ihr bleiben. Wir lassen nun im Folgenden die Dichterin selbst sprechen.

Im Osten graut der junge Tag,
Schon lichtet sich's im Thalesgrunde.
Es ruft des Glöckleins heller Schlag
Vom Thurm herab die sechste Stunde.

Betty Paoli.

Die Nebel schwinden, die zu Hauf
Im Thal und auf den Bergen lagen,
O Dugald! Dugald! wache auf!
Die Abschiedsstunde hat geschlagen!

Er aber rührt und regt sich nicht,
So fest hält ihn des Traums Umkettung,
Und immer heller wird das Licht
Und kürzer stets die Frist der Rettung.
Unsel'ger! o wach auf! wach auf!
Und wehre des Verderbens Zeichen!
Vielleicht kannst du im schnellen Lauf
Dein fernes Ziel doch noch erreichen!

Umsonst! umsonst! er schlummert fort,
Als hielt' ihn Todesschlaf umfangen.
Nun ist's zu spät! Entsetzlich Wort,
Reich an verzweiflungsvollem Bangen!
Schon neigt die Sonne sich zum Meer,
Im Abendroth erglüh'n die Hügel! — —
Dein Ziel erreichest du nicht mehr,
Leiht nicht der Sturm dir seine Flügel.

Jetzt fährt er jäh empor. Wie Brand
Glüht's ihm im schmerzenden Gehirne;
Bewußtlos halb fährt mit der Hand
Er nach der schweißbenetzten Stirne.
Er rafft sich auf, mit einem Sprung:
»»Was ließet ihr so lang mich träumen?
»»Das ist des Morgens Dämmerung!
»»Sie mahnt mich, länger nicht zu säumen!

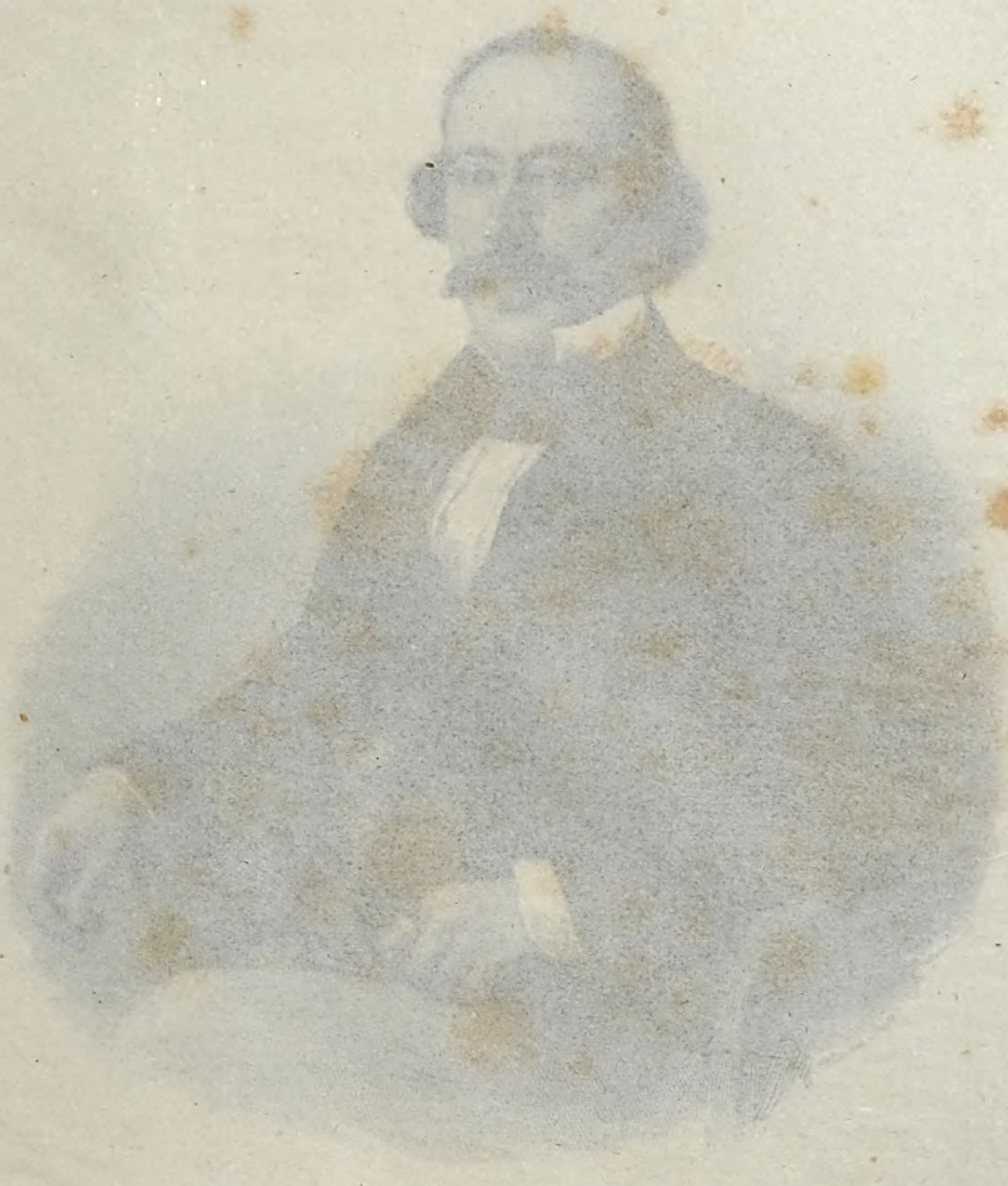
»»Lebt wohl, o Mutter!«« hastig wild
Greift er nach Tartan, Schwert und Mütze.
»»Lebt wohl! o daß der Himmel mild
»»In eurer Noth euch tröst' und schütze!

Betty Paoli.

Doch wenn er dann vorübergeht,
Verfällt auf's neu sie ihrem Leide
Und banger als zuvor durchspäht
Ihr Blick aufs neu die öde Haide.

Was grimm an ihrem Herzen nagt,
Was sie erlitt, vielleicht gesündigt,
Sie hat es Keinem je geklagt,
Und selbst dem Priester nicht verkündigt.
Man weiß nur, daß ein schwerer Schlag
Sie in des Wahnsinns Nacht verstoßen:
Es haben ihr die Sassenagh
Zu Stirling ihren Sohn erschossen. — —

Wer durch die stille Haide geht
Und sieht sie kauern auf der Erde,
Der murmelt wohl ein fromm' Gebet,
Daß ihrem Herzen Friede werde.
Doch dunkel loht's aus ihrem Blick:
Im Leben nicht und nicht ihm Sterben!
Er war mein Stolz, er war mein Glück,
Und ich — ich stieß ihn in's Verderben!



U. Constant



W. Constant

W. Constant.

»Kein Ding ist scheinbar so leicht beweglich, und doch kein anderes in der That so fest, so fertig und nur sich selbst gehorchend als das Herz. Wir schieben dem Worte Herz keinen sentimentalen Begriff unter, sondern meinen das physische Herz, das im Körper prävalirende Organ selbst; dies ist die Verbindungsbrücke des Menschen mit dem Naturganzen. Gleichviel ob Marktwagen, Artillerietrain, Mütter, die ihre Kinder suchen, oder Gespensterkaravanen darüber ziehen, die Brücke bleibt dieselbe, der Herzton nur bewirkt die Verknüpfung des Einzelnen mit dem All. Das Herz klingt, wie es nun aus sich selbst heraus muß, und ist der Klang auch nicht allenthalben gleich, so gehört er doch stets in dieselbe Tonreihe. Im Dichter äußert er sich durch alle Octaven, in jedem beliebigen Tempo und jedem denkbaren Accorde ewig und immer als das Gefühl des Menschen für den Menschen, für menschlich Heiliges, für Reinmenschliches. Er klingt so mit einer Nothwendigkeit, mit einer Eigenwilligkeit, daß er oft zu Sonderbarkeiten und im höchsten Grade auffallenden Erscheinungen Veranlassung gibt. Die bedeutende Dichtung, die uns diese Bemerkung entriß, ist ein solches Phänomen. Constant ist ein Dichter im besten Sinne des Wortes, nicht einer jener Eintagssänger, die durch gewandte Benützung stereotyp gewordener poetischer Wendungen, durch kecke Phraseologie, glatte Sprache und netten Reimsingsang sich mit dem Ohre der Leser für kurze Zeit in Rapport setzen, um hinterher wie eine aus der Mode gekommene Polka nur noch literarischen Dorfkneipengeschmack zu befriedigen. Er ist ein Dichter, dessen Formengewalt von vielen Drittels- und Untalenten der Gegenwart übertroffen wird; aber er hat was jenen fehlt: gestal-

W. Constant.

tende Kraft, ein sprechendes Herz und Gedanken. Der Dichter ist ausgeprägt österreichischer Patriot.« Mit diesen Worten führte der zu früh verstorbene Max Waldau (Georg Spiller von Hauenschild) eine der genialsten, poetischen und kritischen Capacitäten der jüngsten Generation, unsern Dichter, dessen Lebensskizze wir in den folgenden Zeilen mittheilen, dem deutschen Publicum vor.

W. Constant, mit seinem wahren Namen Constant Wurzbach Edler von Tannenberg, ist am 11. April 1818 zu Laibach in Illyrien geboren. Er ist der Sohn eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten, der seine und seiner Geschwister Erziehung mit Umsicht und Strenge leitete. Er besuchte das Gymnasium und Lyceum in seiner Vaterstadt, und seine Neigung für naturwissenschaftliche Studien den Wünschen seines Vaters opfernd, widmete er sich der Rechtswissenschaft auf der Universität des freundlichen Nachbarlandes Steiermark, in Gräz. Constant lag mit allem Eifer den Rechtsstudien ob und als er eben auf dem Puncte stand, ins practische Leben zu treten, nahm sein Schicksal eine plötzliche Wendung. Er hörte öfter einen alten Freund seines Vaters — einen Major, der die französischen Feldzüge mitgemacht — von seinem Großvater erzählen, der als Hauptmann in der österreichischen Armee gedient und sich bei mehreren Gelegenheiten durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Mit Entzücken betrachtete der Jüngling oft das Bild des Großvaters, der in seiner Soldatentracht ritterlich dastand und mit den Blicken aus dem Bilde den Jüngling zu mahnen schien: »Will keiner meiner Enkel den Rock tragen, den ich mit Ehren getragen?« Nach und nach, insbesondere von der Zeit an als er gegen seinen Willen die Rechte studierte, hatte sich im jungen Manne eine geheime Vorliebe für den Soldatenstand ausgebildet. Die Gelegenheit fehlte, diesen Herzenswunsch laut werden lassen, der an Hindernisse von Seite des Vaters stoßen mußte, da die Pläne, welche dieser mit seinem Sohne hatte, sich bereits der erwünschten Verwirklichung näherten. Da übernahm die Liebe die fördernde Rolle des Zufalls; eine kleine Herzensangelegenheit, der die Poesie die beste Färbung gegeben, machte die Ansichten von Vater und Sohn sich kreuzen und der unvermuthet eingetretene Zwischenfall endete damit, daß Constant seinen Lieblingswunsch, dem Beispiele seines Großvaters zu folgen, ausführen und Soldat werden konnte. Das hatte er gewollt und um jeder neuen Wendung seines Geschickes vorzubeugen, betrieb er in aller Eile seinen

W. Constant.

Eintritt ins Militär und wählte dazu das 30. Infanterieregiment, damals wie noch jetzt FZM. Graf Nugent.

Das Regiment Nugent lag damals (1836 u. d. f. J.) als Occupationstruppe in der Freistadt Krakau. Es galt also aus der südlichen behäbigen Heimat in die nördliche unwirthliche Fremde zu wandern. Es war das ein verzweifelter Schritt, um so mehr, da Constant, um den Dienst kennen zu lernen, nach den bestehenden Vorschriften seine Carriere von unten anfangen mußte. Man denke sich die Lage zurecht: Ein junger Mann, selbst unterrichtet, und jedenfalls an den Umgang Unterrichteter gewöhnt, wird plötzlich in ein Land versetzt, dessen Sprache ihm gänzlich fremd ist, und sieht sich dort in untergeordneter Lage auf den Kreis ihm nunmehr in der Gesellschaft wie den Mitteln nach gleichgestellter Ungebildeter beschränkt. Es gehört gewiß mehr als gewöhnliche Spannkraft dazu, unter den gegebenen Verhältnissen auszuharren und namentlich dankte er es der Humanität des Oberlieutenants der Compagnie, eines gebildeten, wackeren Officiers, der ihn gegen manche Härte, woran es von anderer Seite nicht fehlte, in Schutz nahm. Durch diesen vortrefflichen Officier kam Constant immer mehr und mehr in Berührung mit den Officieren dieses Regiments, das den gebildeten Jüngling öfter in seine Kreise zog und dessen esprit de corps auf den Geist des jungen Soldaten belebend und erhebend einwirkte.

So vergingen etliche Jahre, in denen sich Constant, ohne die vorangegangenen Studien ganz fallen zu lassen, in seinem neuen Berufe immer mehr und mehr ausbildete, von Charge zu Charge stieg und endlich das Ziel seiner Wünsche, das Lieutenantspatent erreichte.

Bisher hatte Constant in Krakau oder doch in der nächsten Umgebung, wo die einzelnen Theile des Regiments stationirt waren, zugebracht. Seine Sehnsucht nach geistiger Beschäftigung, die nie erstarb, befriedigte er, indem er die Zeit, die ihm sein Dienst übrig ließ, dem Studium der polnischen Sprache widmete, deren Kenntniß der Oberst des Regiments in weiser Umsicht allen jenen zur Pflicht machte, welche Officiere zu werden hofften. In diese Zeit fällt nun sein Bekanntwerden mit der polnischen Literatur, der er sich später mit erfolgreicher Vorliebe zuwendete. Bald nach seinem Avancement zum Officier ward er nach Lemberg übersetzt, wo sich ihm neue Gesichtskreise eröffneten und wo er nach einigen Jahren — des Lebens im Frieden mit dem Schwert an der Seite müde — an eine Professur der Philosophie oder Geschichte dachte.

W. Constant.

Um diesen Gedanken zu verwirklichen, beschloß er das Doctorat zu nehmen, machte als Officier die vier erforderlichen Rigorosen, besuchte die Vorlesungen, unterzog sich den Prüfungen aus mehreren außerordentlichen Lehrfächern und wurde im Juli 1843 als Officier in voller Uniform im Beisein einer glänzenden Versammlung von Cameraden aller Waffengattungen, Professoren und Staatsbeamten nach vorangegangener öffentlicher Disputation unter den Auspicien des Feldmarschallieutenants Dahlen Ritter von Orlaburg zum Doctor promovirt.

Es war dies der erste Fall in der österreichischen Armee, daß ein noch im activen Dienst stehender Officier die ordentlich erworbene Doctorswürde auch öffentlich in aller Form erhielt.

Noch ein Jahr trug Dr. Wurzbach den Waffenrock, als sich ihm i. J. 1844 eine glückliche Gelegenheit darbot, seinem Hange, der Wissenschaft ganz zu leben, zu genügen, indem er seine Officierscharge mit einem Posten an der Lemberger Universitätsbibliothek vertauschte. Dort an der Seite eines humanen Vorstehers, der als gründlicher Denker und Pfleger der philosophischen Wissenschaft in den gelehrten Kreisen der galizischen Hauptstadt seltene Achtung genoß, bildete er sich weiter aus, concurrirte um eine Professur der Philosophie, und lebte seinem Dienste, dessen Bedeutung er mit voller Lebendigkeit erfaßte.

Mehrere Jahre brachte er in diesen sich stets angenehmer gestaltenden Verhältnissen zu. Seine Kenntniß der polnischen Sprache eröffnete ihm den Eintritt in höhere polnische Familien; und als der Graf Stadion i. J. 1847 nach Galizien kam, um die Leitung des Gouvernements zu führen, wurde Wurzbach bei der Reorganisation der deutschen amtlichen Zeitung die Besprechung der öffentlichen Anstalten und der Nationalbühne übertragen. Damals lernte ihn der Graf Stadion kennen. Im Jahre 1848 wurde W. zur k. k. Hofbibliothek übersetzt, aber noch im nämlichen Jahre zum Archivar im k. k. Ministerium des Innern ernannt, an dessen Spitze Graf Stadion getreten war. Der Graf, dem die in einem Journale aufgeworfene Idee administrativer Bibliotheken, wie deren in anderen Staaten bestehen, sehr zweckmäßig erschien, beschloß die Errichtung einer solchen im Ministerium des Innern, und Dr. Wurzbach war es, den er mit der Ausführung dieser Idee beauftragte. Dieser unterzog sich der ihm übertragenen Aufgabe der Organisirung, die er jedoch erst unter Stadions Nachfolger, Sr. Excellenz Alexander Freiherrn v. Bach, zu Stande bringen konnte.

An die Spitze dieser Anstalt i. J. 1849 gestellt, bekleidet W. noch gegenwärtig diesen Posten.

Dies die einfachen Lebensmomente des Mannes, den wir nunmehr noch als Dichter und wissenschaftlichen Schriftsteller näher kennen lernen wollen. Wir wollen zuerst den Dichter characterisiren.

Wie wir schon oben bemerkt, entwickelte sich frühzeitig der Hang zur Poesie in ihm. Oeffentlich mit seinen Arbeiten trat W. Constant in d. J. 1832—36 zuerst in der Zeitung seines Vaterlandes, dem »Illyrischen Blatt«, in der »Carinthia« und im »Aufmerksamen«, dann im »Musenalmanach von 1837« auf, bei dessen Beurtheilung Kuranda, als er über die Dichtungen von Levitschnigg, Günzburg und Herrmannsthal spricht, auch die Constant's als solche bezeichnet, »in denen ein zarter Hauch weht, und bei denen man fühlt, daß sie aus einer tiefen Brust, einem Schacht entstiegen sind, wo viel des Edlen begraben liegen muß.«

Früh schon ward Constant von den Arbeiten seines Landsmannes Anastasius Grün angeregt und persönlicher Verkehr mit dem berühmten Dichter des »Letzten Ritters«, der den strebenden Jüngling ermunternd und liebevoll aufnahm, hatte die Neigung für Poesie, die sich damals schon in kleinen Arbeiten offenbarte, bleibend gemacht. C. hatte später oft Grund die schönen Stunden, die er gastfrei aufgenommen auf Auersperg's Stammherrschaft Thurn am Hart verlebte, und die dort empfangenen Eindrücke zu segnen; sie waren unvergeßliche Lichtpuncte noch in öder Zeit. nachglühende Kohlen, die vor einem Erkalten schützten und nur eines günstigen Luftzuges bedurften, um wieder in frohen Flammen emporzulodern. So hat A. Grün und insbesondere seine Werke wesentlichen Einfluß auf W. Constant's Bildungsgang geübt. Hier ist aber auch noch der liebevollen Theilnahme, die Gabriel Seidl dem jungen Poeten zuwendete, zu gedenken. Diese erstreckte sich so weit, daß der schon damals (1835) gefeierte österreichische Lyriker, welcher zu jener Zeit als Professor am Gymnasium zu Cilli, also mehrere Meilen fern von unserem Poeten lebte, die zur Durchsicht geschickten Gedichte las und sie mit der liebevollsten Sorgfalt mit rother Tinte corrigirt ihm zurücksendete. W. Constant bewahrt mehrere solche mit Seidl's Correcturen versehene Blätter als kostbare Andenken einer besseren Zeit mit aller Sorgfalt, und nennt diese und alles dergleichen die »Reliquien seines lyrischen Cultus«, an denen er voll Treue und Glauben, voll

Dankbarkeit gegen jene, die ihm Liebes erwiesen, hält Vom Jahre 1837—1841 begegnete man nur mehreren oft anonymen Novellen und Gedichten — letztere meistens Uebersetzungen aus slavischen Sprachen — in der „Leipziger Modezeitung“ von Diezmann, im „Dresdner Abendblatte“, im „Kometen“, in der „Europa“, bis die erste gedruckte Gedichtesammlung unter dem Titel „Mosaik“ (Krakau 1841. 8.) die dem Vater gewidmet ist, erschien. „Mosaik“ enthält theils lyrische Gedichte, darunter Uebersetzungen aus dem Polnischen, Französischen, Krainischen und Serbischen, theils Balladen und Romanzen. Auch diese ward außen bekannter und sehr freundlich aufgenommen, so daß Ferdinand Stolle in seinem „Buch der Lieder oder die Lyriker der Gegenwart in ihren schönsten Gesängen“ (1839) und Thomas Scherr in seinem freundlichen „Wegweiser durch den deutschen Dichterwald“ (Winterthur 1842) den in Oesterreich kaum gekannten Dichter damals bereits anführten. Als Constant später dem Bibliotheksdienste in Lemberg oblag, finden wir in der Lemberger deutschen Zeitung manche mit W. Constant unterzeichnete Poesie. Die Begegnung mit der geistreichen Elise Schmidt, die damals (1845) in Lemberg weilte, und selbst schuf und dichtete, blieb nicht ohne Einfluß auf ihn und damals schrieb er seine „Parallelen“, welche erst 1849 (3. Auflage 1853) im Drucke erschienen. In diesen Gedichten bricht der feurige Poet die erste Lanze für „Neuösterreich“ und singt von ihm, was sich gerade in diesen Augenblicken so glänzend bewährt:

Nicht Nebel mehr auf meinem Oest'reich liegen,
Der Sonne weichend sind sie aufgestiegen
Und eine schön're Zukunft lächelt mild.

Diese von Begeisterung durchglühten Gedichte erweckten allgemeine Aufmerksamkeit und dies in einer Zeit, in der die Klänge der Muse fast noch vor dem Getöse der Waffen erstarben. Die Gedichte sind erzählenden Inhalts; eine Reihe mannigfaltiger Aquarellbilder, rosig golden und Grau in Grau. In schwungvoller Sprache zeichnet er die herrlichsten Naturscenen. Der fast anecdotische Stoff der Erzählung dient ihm nur dazu, die üppigen Rosen einer reichen Phantasie darum herumranken zu lassen; leider hat er durch die Schlußparaphrasen, die leicht bei einer neuen Auflage wegfallen könnten, den Eindruck geschmälert. Zum Gedicht ist ein Gedachtes hinzugekommen, das gerade hier der durch eine reiche Sprache gefesselten Stimmung Abbruch thut.

W. Constant.

Die »Parallelen« waren anonym in die Welt getreten und die Neugierde nach ihrem Verfasser, wofür verschiedene Namen genannt wurden, war rege geworden. Nun erschien von dem Verfasser derselben das romantische Gedicht: »Von einer verschollenen Königsstadt«, worin der Dichter die Idee des »Königthums« poetisch verherrlichte. Das Gedicht: »Von einer verschollenen Königsstadt«, womit Krakau gemeint ist, erfreute sich allgemein einer sehr anerkennenden Kritik; L. Kompert sagt aus Anlaß dieses Gedichtes: »Der Dichter hat seinen Stoff vollkommen überwältigt, die Localfarbe seiner Dichtung ist vortrefflich, die Empfindung durchwegs wahr und echt, die Behandlung oft meisterhaft« und selbst seinen Tadel rechtfertigt Kompert mit den Worten: »Nicht jede Leistung hat die Berechtigung, ihrer Fehler und Irrthümer angeklagt zu werden; der Mittelmäßigkeit genügt das flache Lob; der Bedeutendheit ist wohlbegründeter Tadel willkommen.«

Das Gedicht »von einer verschollenen Königsstadt« führt das Motto:

Soll ahnen eines Menschen Herz
Was Könige Großes je geboren,
Vernehm' es eines Volkes Schmerz,
Das seinen König hat verloren.

Und dieses Thema wird in verschiedenen Variationen im Gedichte selbst behandelt. Das Gedicht, nunmehr in zweiter Auflage (Hamburg, Hoffmann & Campe, kl. 8.) erschienen, wird immer einen Ehrenplatz in der deutschen Dichtung behaupten. Es findet sich darin nur das Menschlich-Große, das Menschlich-Gute gepriesen. Max Waldau nennt es »von einem Ende zum andern eine liedgewordene Thräne«. Nach der neuen Auflage — die, wie es uns erinnerlich, in manchem von der ältern abweicht — zerfällt es in I. Stimmungen, II. Bilder aus der Gegenwart und Erinnerungen aus der Vergangenheit. In beiden Abtheilungen sind mehrere scheinbar selbstständige Dichtungen enthalten, die aber schon dadurch organisch zusammenhängen, daß sie einen und denselben Gegenstand oder doch ein mit ihm Innigzusammenhängendes behandeln.

Diesen zwei größeren Arbeiten folgte 1851 »Napoleon«, Canzone, die später dem erzählenden Gedichte »der Page des Kaisers, ein Gedicht von der Treue«, als Einleitungsgedicht dient. Diese Canzone, eine Dithyrambe voll Kraft- und Ideenreichthum, ist eines der begeistertsten

Gedichte, welche den Cäsar der Neuzeit Napoleon I. und in ihm die Aristokratie des Geistes feiern. Im ersten Theile des »Pagen« wird die Vasallentreue in einem Edelmanne, der sich für seinen König lieber in die Luft sprengt, ehe er den Feinden des Königthums sich ergibt, verherrlicht. Der zweite Theil ist eine Apotheose der Allgewalt des Geistes, die uns über ererbte Vorurtheile hinwegbringt und alles Bestehende und Bestandene dem Genius unterordnet. Diese Idee erhellt aus dem Epiloge, worin ein Bauer aus der Vendée, der für seinen König schwärmt, seinem Sohne in die Arme sinkt, der aus den Feldzügen mit dem Kaiser außer etlichen Wunden auch den Enthusiasmus für den kleinen Corporal mitbringt. Königsanhänger und Kaiserenthusiast, Beide liegen sich in den Armen — das ist die Versöhnung, die in den natürlichen Verhältnissen ihre Genesis findet, denn über allen politischen Tendenzen trägt bei kerngesunden Naturen doch das rein Menschliche den Sieg davon. Das Gedicht »der Page des Kaisers« erscheint uns in seiner Durchführung nicht gelungen; doch enthält es schöne tiefpoetische Episoden, und würde das zweite Gedicht darin, »der Vater«, für sich allein einen günstigeren Eindruck machen als das Ganze, dem durch die Verbindung mehrerer Ideen Abbruch in der Einheit und dadurch in der Verständlichkeit geschieht.

Dem »Pagen des Kaisers« folgten nun bald auf einander zwei poetische Sammlungen: die »Gemmen« (Hamburg 1854) und die »Cameen« (Düsseldorf 1856), die sich beide gegenseitig ergänzen, und worin uns wieder der gestaltende, tiefführende Poet in seiner besten und vollsten Kraft entgegentritt. Die »Gemmen« sind dem edlen Freunde des Dichters: Max Waldau, dem Hoffnungsvollen, Bedeutendsten, dem Jüngsten der deutschen Poeten, die »Cameen« dem Freiherrn Hammer-Purgstall, dem Nestor der deutschen Gelehrten, gewidmet. Sowohl die »Gemmen« als die »Cameen« sind eine Folge erzählender Dichtungen, worin sich insbesondere »der Preis einer Arzenei« — »der Schwank von Oliver« — »das Fastnachtmärchen« und die »Brautschau des Gyges« durch Humor, Zartheit, glückliche Darstellung und Pracht der Sprache auszeichnen. Sollen wir ein Gesammturtheil über W. Constant als Dichter fällen, so würde dasselbe lauten: Aus der Schule Anastasius Grün's hervorgegangen, hat sich W Constant theils in selbstschöpferischer Kraft, theils im langjährigen Aufenthalte in slavischen Ländern in eigenthümlicher Weise ausgebildet. Als Lyriker ist er reich an Schwung und Empfin-

W. Constant.

dung, seine vorzüglichste Stärke besitzt er aber als poetischer Erzähler, und als solcher ist er immer sehr glücklich in der Wahl seines Stoffes, und in der Darstellung desselben. Eins aber characterisirt insbesondere W. Constant's poetische Arbeiten: sie haben Gedanken.

Frühzeitig, wie auf dem poetischen Gebiete, bewegte sich Dr. v. Wurzbach auf dem wissenschaftlichen. Das Streben, in reeller Weise thätig und wirksam zu sein, beurkundet sich in allen seinen Arbeiten, welche außerhalb des Gebietes der Poesie fallen. In seiner Stellung als Officier lebte er den Wissenschaften seines Berufes und so erschien als Resultat seiner damaligen Beschäftigung ein Buch, das zu aller Poesie im vollsten Gegensatze steht und von sachkundigen Männern als ein recht practisches Handbuch ist bezeichnet worden, nämlich die »Elemente der Geometrie oder theoretische und practische Stereometrie mit 19 Tafeln.« Lemberg 1843 bei Winiarz. Sein Zusammenleben mit einem Volke, das ein ihm, dem Deutschen, fremdes, in Anschauung und Ausführung stark abweichendes Wesen entgegenstellte, veranlaßte ihn zu Studien über polnische Literatur, zu culturhistorischen Forschungen und es erschienen seine »Sprichwörter der Polen historisch erläutert mit Hinblick auf die eigenthümlichsten der Lithauer, Ruthenen, Serben, Slaven und verglichen mit ähnlichen andern Nationen«, Lemberg 1847, in zweiter veränderter stark vermehrter Ausgabe in Wien 1852 und seine »Volkslieder der Polen und Ruthenen« (Lemberg 1846). Beide, die »Volkslieder« und die »Sprichwörter«, bilden eine fesselnde Lecture in anmuthiger Form und gerade bei diesem Buche zeigt es sich, wie wohlthätig der poetische Geist, der dem Verfasser innewohnt, auf die Fassung und Gestaltung des Stoffes eingewirkt. Dieses Buch ist eine der glückichsten Lösungen des literarischen Problems, zu gleicher Zeit zu belehren und zu unterhalten. Die »Kirchen der Stadt Krakau. Eine Monographie zur Geschichte (Kirchen- und Kunstgeschichte) des einstigen Königreichs Polen«, Wien 1853, 401 S. sind ein reichhaltiger Beitrag zur Inschriftenkunde und bieten viel historisches Materiale.

Ein ganz eigenthümliches und nicht das geringste Verdienst hat sich aber Dr. v. Wurzbach erworben, als mit der i. J. 1852 angeordneten Ablieferung der Pflichtexemplare, diese Maßregel im Auftrage Sr. Excellenz des Herrn Ministers des Innern, Freiherrn v. Bach, nutzbar gemacht und eine »Oesterreichische Bibliographie« von Woche

zu Woche, alle Jahre aber ein Bericht über die polyglotte Literatur des Kaiserstaates, an den Minister des Innern erstattet werden sollte. Der seit einem halben Jahrhundert vergeblich genährte Wunsch einer »Oesterreichischen Bibliographie« ging i. J. 1853 in Erfüllung. Seit dieser Zeit redigirt Dr. v. Wurzbach dieselbe in den »Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst« und löst nunmehr seit drei Jahren diese bei den verwickelten sprachlichen Verhältnissen der Monarchie mit mannigfaltigen Schwierigkeiten verknüpfte Aufgabe in solcher Weise, daß seine diesfallsigen Bemühungen sich der ehrenvollsten öffentlichen Anerkennung von bedeutenden Gelehrten der Monarchie und des Auslandes erfreuen. Dr. Wurzbach verstand es, in der »Bibliographie« die einzelnen Vorzüge der verschiedenen schon bestehenden »Bibliographien« anderer Staaten zu vereinigen. er besitzt dabei also nur ein secundäres Verdienst; selbstschöpferisch mußte er in seinen »Literaturberichten« auftreten, die auf das Freudigste als eine noch nirgends bestehende Einrichtung in der Literatur sind begrüßt worden. Schon der zweite Bericht — von Fachmännern als ein Meisterwerk in seiner Art bezeichnet — erregte die Aufmerksamkeit der ersten Capacitäten der Wissenschaft.

In neuester Zeit nun begann Dr. v. Wurzbach noch die Herausgabe eines »Biographischen Lexikons des österreichischen Kaiserthums,« welches die Biographien derjenigen denkwürdigen Oesterreicher enthält. die seit 1750—1850 in Oesterreich gelebt, oder für dasselbe gewirkt haben. Bereits liegen der erste Band vollendet, und die ersten Hefte des zweiten Bandes vor uns. Es ist dies ein Buch, welches die Größe Oesterreichs in seinen besten Namen zeichnet, und das wohl in keiner Familie des Kaiserstaates fehlen sollte. Was sonst ganze Vereine zu unternehmen pflegen, hier tritt es uns als das Werk eines Einzelnen entgegen. Alle diese Bestrebungen erwarben dem thätigen Verfasser Anerkennungen mannigfaltiger Art, Orden, Diplome gelehrter Vereine u. s. w.

B. Friedrich Horn.

W. Constant.

Parallelen.

(Dritte Auflage. Leipzig 1852. Köhler.)

Das Bild.

An eines sanften Hügels blum'gen Rand
Lehnt sich ein Häuschen, ringsum reiches Land,
Die Aehren überstrahlet Sonnenglut
Und läßt sie wogen eine gold'ne Flut;
Es ist ein Wallen, ein Sichregen, Rauschen,
Ein Köpfenicken und ein Küssetauschen,
Wie auf dem Markt im wogenden Gedränge
Geschäftig treibt und strebt des Volkes Menge.

Hart an das Häuschen stößt ein kleiner Garten
Mit schmucken duft'gen Blüthen aller Arten.
Die Rose ihren Purpurkelch erhebt
Und neben ihr die Tulpe höher strebt,
Duftlos, nur überreich an äuß'rer Pracht
Im Blumenreich ein Bild geistloser Macht.
Dort lugt ein Veilchen aus dem Laubverstecke,
Glühwürmchen war des Nachts zu ihm gekommen,
Doch weil sein Lichtlein allzuhell erglommen,
Hat Blümlein fürchtend, daß man es entdecke,
Mit einer kleinen Raupe angesponnen,
Die um der Blüthe dünnen Stengel kriecht,
Von ihrem Saft sich nährt im Sonnenlicht,
Und eh' noch eine Frühlingsnacht verronnen,

W. Constant.

Mit schadenfrohem, herzlosem Gemüthe,
Und feist geworden an der armen Blüthe,
Als Falter sie verläßt, sich auf den Auen
Nach einem schmuckern Liebchen umzuschauen;
Ein Junker, der so schändlich sich entfernt
Vom Liebchen, hat's dem Falter abgelernt.

Und auf des Teiches eb'ner Spiegelflut
Ein Stück des endlos weiten Himmels ruht,
Desselben Himmels, welcher heute blau
Und morgen blitzeschwanger, wolkengrau,
Und dessen Sonne heut' die Blüthen weckt,
Wenn leis ihr Stral durch's Laubgewinde klettert;
Und dessen Blitz dich morgen tief erschreckt
Wenn er im Thal die Eichen niederschmettert.
Ja! dieser ungewisse Himmel ruht
Sanft auf des Teiches silberheller Flut.
Auch aus der Unschuld Blicken stralet mild
Entgegen dir des Räubers wüstes Bild.
Auf seiner Fläche schwimmt ein Schwanenpaar
Und kräuselt sanft die Flut; die runden Bahnen
Durchkreuzen sich; so mag des Menschen Ahnen
In seines Nächsten Denkkreis wunderbar
Geheimnißvoll sich, unenträthselt senken,
Und so verketten unser Aller Denken.

Hoch in der Luft, balsamisch rein und heiter,
Da klettert auf der Töne Himmelsleiter
Die Lerche immer höher, und ihr Lied
Ein süßer Gruß in's Herz des Menschen zieht;
Und er mit seinem flammenden Gemüthe,
Wenn er im Zauber der Natur erglühte,
Will auch in Hymnen seine Freude singen,
Und so dem Herrn das reinste Opfer bringen.
Lang schwelgte stumm des Menschen zager Geist
Am Lerchensange, der aus Lüften tönte,

W. Constant.

Ihn mit der Fessel, die Gewalt ihm dreist
Voll Uebermuthes umgehängt, versöhnte.
Nun schlürft er geist'gen Lenz und Blüthenduft,
Nun hört er es wie laut die Lerche ruft,
Nun auch erwacht in ihm der Gottgedanke,
Droht Allem, was ihn fesselt, mit Vernichtung,
Und in dem Auferstehungskleid der Dichtung
Schwebt er empor zum Himmel ohne Schranke!
Läßt frei in himmlisch schönen Liederchören,
Wie sie gesungen deutschen Sanges Meister,
Entzückend und entflammend alle Geister,
Zu Thaten drängend, die Gesänge hören.

Ums Häuschen schlingen sich die saft'gen Reben
Und halten es umrankt mit grünen Armen
Und an der Wand sieht man die lenzeswarmen
Hellgold'nen Sonnenstrahlen Kreise weben,
Hin über Blatt und Beere glühend streifen,
Darin das Tränkchen der Begeist'rung reifen;
Denn alles Große, was noch kam zu Tag,
Zuvor in einer Traubenbeere lag.

Fern auf der Straße, die zum Häuschen führt,
Sich emsig kummerloses Leben rührt:
Dort ziehen Schnitter heim und singen Lieder,
Erzählen Märchen sich und singen wieder.
Denn, ach! das Lied in jedes Menschen Brust,
Ein treuer Engel ist's in Leid und Lust.

Ein Wand'rer, einsam, wallt den breiten Pfad,
Und blickt gar munter drein; den Frohen hat
Gewiß vor Kurzem erst ein Leid gequält,
Da er es heut so mit der Freude hält,
Und wohl vergaß er, daß nach Sonnenglut
Vernichtend dräut des Sturmes tolle Wuth.

Inmitten solchen heitern Frühlingslebens
Rollt auf der Straße hin ein prächt'ger Wagen;

W. Constant.

Er taugt zur Landschaft nicht, die Rosse jagen
So rasch dahin, doch jagen sie vergebens,
Verschworen hat des Lenzes Wonnenflut
Sich gen den Fürsten, der im Wagen ruht.
Schon vor der Hütte hält der Schwimmer an.
Ein greiser Mann steigt langsam aus dem Wagen;
Es scheint das nette Haus ihm zu behagen,
Es steht so niedlich auf dem grünen Plan;
Nun tritt er durch das Pförtchen in das Zimmer.
Auf dessen Wand spielt gold'ner Sonnenschimmer.
Jetzt steht der Fürst selbst in dem Sonnenkreis
Und fast zu thauen scheint des Herzens Eis,
Er sieht das Kämmerlein mit trauten Blicken
So freundlich an, es scheint ihn zu erquicken;
Da rauschen im Gefild die gold'nen Aehren,
Die nicht mehr rauschten, wenn sie reifer wären.
Schon sieht er seiner Orden reiche Last
In's schön're Gold des Sonnenscheins gefaßt
Und fühlt, wie auch die heit're Stube klein,
So schließt sie dennoch seine Größe ein.
Er fühlet, wie er dasteht hoch entzückt,
Wie solch' ein Hüttchen reich an Sonnenglanz,
Mit seines Gärtchens duft'gem Blüthenkranz
Zur Freude eines Menschenseins genügt. —

Es mahnet ihn, wie für des Einen Leben
Viel Tausende ihr warmes Herzblut geben. —
Im Garten ach! da nagt die arme Blüthe
Die Raupe an mit herzlosem Gemüthe
Und sauget sich an ihrem süßen Mark,
Mit Küssen sie berückend, feist und stark;
Entkräftet sinkt alsbald die Blume nieder,
Ihr Kelch erblaßt, die Blätter dorren ab,
Der erste Hauch verweht sie hin und wieder,
Ein Fels, ein Strauch, ein Acker sind ihr Grab.
Mach's nicht der Raupe gleich, dem Gärtner nur
Der sanft die Blume pflegt und schützt und feuchtet,

W. Constant.

Daß Tag um Tag sie auf der weiten Flur
Der Allmacht heilger Duftgedanke leuchtet.

Zum Fenster schwankt der Fürst von Scham durchglüht;
Denn längst berührten eines Vogels Lieder,
Der dort im Käfig klagte, sein Gemüth;
Sein Herzblut wallet hastig auf und nieder, —
Im Freien schlug in hoher, hoher Luft
Die Lerche hell und laut, daß in's Gemach
Zu des gefang'nen Vögleins Weh und Ach
Und zu der Gartenblume frischem Duft
Die jubelvolle Freiheitshymne drang;
Das ist ein wehmuthsvoller Doppelsang; —
Da schnitten sich, wie auf dem Teich die Kreise
Der Wellen, die das Schwanenpaar so leise
Gezogen hat, mit eines Volkes Ahnungen
Im Kämmerlein des Fürsten stille Mahnungen;
Es tauchet aus der Tiefe seiner Seele
Ein heiliger Gedanke auf; er fühlt,
Was schon zu lange seinem Volke fehle;
Und jeder neue Schlag der Lerche wühlt
Gewaltig in sein Herz; gewalt'ger wieder,
Im Käfig, jenes Vogels Klagelieder.
Das ist ein Wechsel fast von Weh und Lust,
Daß es ihm zu zersprengen droht die Brust.
Hinaus möcht' er, aufathmen hoch im Frei'n,
Zu enge wird ihm bald das Kämmerlein;
Sieh! da gewahrt er noch ein schmucklos Bild,
Ein welker Kranz frischer Erinnerungen
Hält dieses Kleinod inniglich umschlungen,
Das einen Jüngling vorstellt, sanft und mild —
Der Fürst steht da, als wär' er fest gebannt,
Denn in dem Bilde hat er sich erkannt,
Wie er in Jugendglut, vor vielen Jahren,
Als Recht und Volkesglück ihm heilig waren,
Als noch sein Herz der Hort der reinsten Triebe,
Als er noch Priester war im Haus der Liebe,

W. Constant.

Den Kranz gebracht der Holden, die er dann
Vergessen hatte als ein falscher Mann.
Laut schlug im Herzen der Gewissenshammer, —
Jetzt öffnet sich die Thür der Nebenkammer
Und, sieh! über die Schwelle trippelt leis'
Ein Mütterchen, das Haar schon silberweiß;
Es tritt zum Fürsten, den es nicht erkennt,
Indeß sein Herz Ihm ihren Namen nennt.
Ein Wiedersehn, wie selten eins im Leben! —
Das Mütterchen blickt lächelnd nach dem Bild,
Mit Worten, banggeflüstert aber mild,
Die Seufzern gleich von ihren Lippen beben,
Beginnt es: »Ach! das waren schöne Tage!«
Und schweigt, nur eine Thräne perlt im Blick,
Es ist das einz'ge Zeichen einer Klage
Um ein empfund'nes, und — verlornes Glück.
Da stürmt der Fürst in wilder Hast hinaus,
Es hält ihn nimmer in dem kleinen Haus.
Er will nicht mehr an jene Wonnestunden,
An alles Glück, das damals er empfunden,
Erinnert sein, denn ach! sein wüstes Herz,
Einst der Gefühle heil'ges Tabernakel,
Glüht als unheil'ger Triebe lohe Fackel,
Gibt keinen Ton mehr, ein gesprung'nes Erz.

Rasch trägt ihn das Gespann fort, spornstreichs jagen,
Als sollten sie aus dieser Welt ihn tragen,
Die Rosse hin und die Gedanken nur
Ziehn rascher noch vorbei als Wald und Flur — —
Ob er des Mütterleins gedenkt? Und wie? —
Die alte Frau vergaß den Stolzen nie,
Im schmucken Kämmerlein, oft, oft noch steht,
Vertieft in stummes Schaun sie vor dem Bilde
Und aus dem Herzen engelgleich und milde
Bebt von den Lippen leise ein Gebet.

W. Constant.

Der Page des Kaisers.

(Düsseldorf 1854. Arnz und Comp.)

Der Dichter schildert den denkwürdigen Tag von Fontainebleau, an welchem der von Allen, die er im Leben groß gemacht, und aus dem Staube zu sich in die Höhe gezogen hat, treulos verlassene Kaiser Napoleon I. von seiner alten Garde Abschied nimmt. Der „Page des Kaisers", von den wechselnden Stimmungen der Verachtung über die Treulosen und Schmeichler, von Schmerz über den bevorstehenden traurigen Abschied ergriffen, steht schweigend in der Fensternische des Vorsaales, den der Kaiser durchschreiten muß, wenn er sich in den Hof begibt, wo die alte Kaisergarde steht. Die Treulosigkeit der Menschen ist es, die des Jünglings Herz mit der höchsten Bitterkeit erfüllt; „es gibt keine Treue mehr auf Erden", dies ist es was ihm aus dem Säuseln der Blätter, aus den Liedern der Vögel ans Ohr rauscht; wir lassen nun den Dichter selbst sprechen:

»Das Liedchen von der Treue,
Ein Märlein alter Zeit
Es bleibet wahr und neue
In Ewigkeit.«

»Den Baum, der, wenn es stürmte,
Und wenn gesengt das Sonnenlicht,
Dein triefend Haupt beschirmte,
Was läß'st du steh'n den grünen Wicht?
Er wehrt dir ab den Regen,
Der sanft erquickt die dürren Au'n,
Stiehlt dir der Sonne Segen: —«
»Darum ihn umgehau'n!«

»Das Bächlein, das mit frischen
Gewässern rings die Fluren kühlt,
So reich an muntren Fischen,
Und segensvoll dein Feld bespült,

W. Constant.

Bald ist's nicht mehr zu hemmen
Und bricht in deine Gründe ein,
Dein Haus wird's überschwemmen —«
»Laß es versiegen fein.«

»Wer jemals dir im Leben
Ein Gutes that, es sei gethan,
So lange Narren geben,
Man ohne Sorgen leben kann;
Nütz' immer ab den Andern,
Auf Andrer Kosten lebt's sich froh;
Dann magst du weiter wandern,
Und mach' es wieder so.«

»Und hast du ausgesauget
Dein Opfer, daß es nichts mehr beut,
Nicht deinem Zweck mehr tauget,
Nicht morgen erst, verlaß' es heut';
Das bringt dir keine Reue,
Darüber hat kein Aug' geweint. —«
Das Liedchen von der Treue,
Gefällt es Dir, mein Freund?«

Den Jüngling reizt zu bittrem Grimme
Des unsichtbaren Sängers Stimme;
Der Hohn in dieser bangen Stunde,
In der sein Herz vor Jammer brach,
Und das Geschick in jede Wunde
Mit seinem gift'gen Dolche stach,
Ihm doppelt in die Seele drang,
Und wieder es vom Baume klang:
»Mein Freund, o laß dir sagen,
Die Treue liegt am Schragen.«

W. Constant.

„Sie ging auf Erden wandern,
Sie war in bittrer Noth,
Von einem Haus zum andern
Zog bettelnd sie um Brod;
Zuerst ging sie zu Reichen,
Da gab es Worte, hart,
Daß muthlos ohne Gleichen
Die Arme ward.“

„Dann ging sie zu den Mächt'gen
Und wandert' für und für;
Doch auch die Vornehm-Prächt'gen
Sie wiesen ihr die Thür.
Es hatte für die Arme
Wohl Niemand mehr ein Ohr,
Daß sie in ihrem Harme
Den Muth verlor.“

„Da kam sie auf den Straßen
Zur Armuth, der im Schmerz,
Von aller Welt verlassen,
Vor Jammer brach das Herz;
Vom thränennassen Brode
Reicht ihr die Armut dar,
Rettet die Treu' vom Tode,
Sonst starb sie gar.“

Empor hob es sich aus dem Baum,
Verlor sich in des Aethers Raum;
Ein Vöglein, das sich aufgeschwungen,
Scheint es, hat dieses Lied gesungen
Das ihn in seinem Herzeleid
Erfüllt mit neuer Bitterkeit.
Und leise in dem prächt'gen Saale
Klingt traurig es zum dritten Male:

W. Constant.

„Mein Freund, o laß dir sagen,
Die Treue liegt am Schragen!“

„Wo steckt die Treu'? Wo steckt die Treu'?
So riefen einst die Raben,
Und wollten wissen, wo sie sei
Bestattet und begraben?
Noch an der Leiche wollten sich
Die Todtenvögel mästen;
Der Bissen ist wohl kümmerlich,
Allein er schmeckt zum Besten.“

„Sie scharrten emsig Grab um Grab
Empor und Leichenschreine,
Und mancher Sarg zurücke gab
Geripp' und Todtenbeine;
So suchten nach der Treu' umher
Sie viele, viele Wochen
Vergebens, doch man fand nichts mehr,
Nicht das Skelett, nicht Knochen.“

„Denn einst vor langer, langer Zeit,
Als sie noch ging auf Erden
Verlassen ganz, in Einsamkeit
Mit kläglichen Geberden,
Da war's, daß sie ein Heuchler fand,
Von Land zu Lande hetzte,
Und endlich ihr mit Mörderhand
Den Todesstoß versetzte.“

„Die Leiche, ach! fand liegen man,
Die man alsbald erkannte,
Und trug sie auf den Holzstoß dann,
Allwo man sie verbrannte;
Das Feuer hat den Leib verzehrt
Und sämmtliche Gebeine,
Und blieb von ihr auf dieser Erd'
Nicht eine Spur, nicht Eine.“

»Kein Knochen mehr, kein Knöchelein,
Ist mehr von ihr zu finden,
Als Asche in die Welt hinein
Flog Alles mit den Winden;
Die Treu' ist hin, die Treu' ist hin!
Mag über Land und Strecken,
Zu finden sie, wohl Mancher zieh'n,
Er wird sie nicht entdecken.«

W. Constant.

W. Constant.

Elisabethenbuch.

Festalbum denkwürdiger Fürstinnen.

(Wien 1854. Pfautsch und Voß.)

An die Majestäten des Kaisers und der Kaiserin.

Schön bist du, Vaterland: in deinen Gauen
Gibt es der Herrlichkeiten seltne Pracht,
Die Berge streben zum Azur, zum blauen,
Der freundlich weitum in die Lande lacht;
Die stolzen Ströme fluten durch die Auen,
Auf ihrem Rücken reiche Schiffesfracht,
Von Pinien umschlossen und von Eichen
Bist du, mein Oestreich, schön, schön ohne Gleichen.

Reich bist du, Vaterland: die Wünschelruthe
Zuckt oft nach Gold, das im Gebirg versteckt,
Es prunkt ein jedes Land mit seinem Gute,
Das es zu Tage fördert, baut und pflegt;
Es schafft die Kunst mit unverdross'nem Muthe,
Indem sie rastlos neue Kräfte weckt,
In den Gewerben herrscht ein emsig Leben,
Ein Vorwärtsschreiten und ein Höherstreben.

Groß bist du, Vaterland: gewalt'ge Geister
Bebau'n das reiche Feld der Wissenschaft,
Der schönen Künste ewig große Meister
Sie fördern mit noch ungeschwächter Kraft;

W. Constant.

Des Schaffens Genius, entschlossen reißt er
Die Schranken nieder seiner ird'schen Haft;
Und vorwärts dringend in die heil'gen Tiefen,
Weckt er Gebilde, die im Herzen schliefen.

Stark bist du, Vaterland: in deinen Landen
Blüht reich der Treue holde Himmelsblum',
Kaum droht Gefahr, als schon die Helden standen
Bereit zur Wehr, bekränzend sich mit Ruhm;
Vorbei zog die Gefahr, die Nebel schwanden,
Die Treue leuchtet noch, ein Heiligthum,
Den Thron mit ihren muthbeseelten Schaaren
In Stürmen und im Sonnenschein zu wahren.

Ein Kleinod fehlte dir, es ist gefunden,
Es barg in seinem Schooß das Nachbarland,
O welches Glück hat wohl mein Fürst empfunden,
Als Er der Schätze allerschönsten fand!
Die Wunderrose hat nun zart umwunden
Mit frischem Lorbeer Seine Kaiserhand:
Und immer hat der Himmel noch gesegnet,
Wenn Starkes mit dem Zarten sich begegnet.

Es blüht der Strauch, die neuen Knospen springen
Voll würz'gen Duft's an seinem Stamm empor;
Das Glück entfaltet seine Phönixschwingen,
Bewacht des neuen Segens goldnes Thor;
Des mächt'gen Vaterlandes Stämme singen
In lauter Lust im einheitlichen Chor:
Glückauf, mein Fürstenpaar! in süßen Wonnen
Hat glorreich eine neue Zeit begonnen.

W. Constant.

Von einer verschollenen Königsstadt.

Ein Romanzen-Kranz.

(Zweite Auflage. Hamburg 1857. Hoffmann und Campe.)

Die Heerschau.

(1650.)

In der Unsterblichkeit Denkbuch schreibt, Brüder, heut euch ein,
Des Feindes Blut soll Dinte, eu'r Schwert soll Feder sein.
A. Grün, „Letzter Ritter." 6. Aufl. S. 162.

Den greisen Rathhausdiener mir zur Seite,
Durchkroch ich Trepp' und Leiter wie ein Wurm
Und fast schon der Erschöpfung sich're Beute,
Hatt' ich das Glockenhaus erreicht im Thurm,
Von wo das Erz bis in die fernste Weite,
Mit lauter Zunge tönend in den Sturm,
Dem Lande oft ein Freudenfest verkündet,
Ach oder ob der Blitzstrahl wo gezündet.[1])

Vor meinen Blicken dehnten sich die Saaten,
In stummer Pracht der Früchte goldnes Meer;
Heut' glänzten Sensen, Sicheln oder Spaten,
Wie vor Jahrhunderten Schild, Stern und Speer;
Im tiefsten Hintergrunde die Karpaten;
Im Tannenpanzer die granit'ne Wehr,
Einst gegen christenfeindliche Tartaren;
Heut' Gürtel, bindend Polen und Magyaren.

W. Constant.

Im Vordergrunde hebt die grünen Wände
Der kunstgeformte Berg, den einst gebaut
Stolz in Begeist'rung tausend Menschenhände,
Damit die Nachwelt dieses Denkmal schaut
Und jeder es in tiefster Brust empfände:
Wie riesenhaft die Volksbegeist'rung baut,
Die zu den Bergen, welche Gott einst stellte,
Den Einen noch von Menschenhand gesellte.

Die Seele, von der Pracht des Anblicks trunken,
Verstrickt sich in dem zaubervollen Kreis,
Und der Begeist'rung leicht geweckte Funken
Durchzieh'n mein Haupt so flammenhell und heiß;
O wer ist nicht an deine Brust gesunken,
Natur! sang nicht zu deinem Lob und Preis,
Wenn er verstand der Sprache heil'ges Leben,
Dem Worte Kraft, der Dichtung Schwung zu geben?

»Herr!« ruft nun mein Begleiter, aus den Träumen
Mich reißend, »seht dahier das flache Land,
Das links der mächt'gen Weichsel stolzes Schäumen
Umgürtet mit der Wogen grünem Band,
Das war ein Leben einst in diesen Räumen
Wenn Fähnlein neben Fähnlein harrend stand,
Die von Woiwoden aufgeboten worden
Zum Kampfe gegen die Tartarenhorden.

Die brachen oft in's Land und sengten, raubten
Erbarmungslos und stachen grausam todt,
Die an den Einen und Allmächt'gen glaubten,
Und haben schwer die Christenheit bedroht;
Doch unsre Ritter kamen und umlaubten
Mit Lorbeer'n ihren Helm, und alle Noth
Schwand, da sie kamen; herrlicher erglänzte
Das Kreuz, das frommer Glaube schmückt' und kränzte.

W. Constant.

Doch wenn es große Züge galt, in Schlachten
Die Feinde gegenüber sich gestellt,
Dann haben Könige, die treu bewachten
Des Landes Heil, das Heer geführt ins Feld;
Und kehrten sie als Sieger heim, dann brachten
Sie Gott die Beute dar; ein wahrer Held
Beginnt und schließt mit Gott; hier aber waren
Oft aufgestellt die kampfbereiten Schaaren.

Dort, in der fernsten Ecke, eine Mauer
So unerschütterlich und quadernstark,
Dort standen die weißröckigen Lithauer,[2])
In ihren Riesenknochen ehrnes Mark;
Nach ihnen, Lanzenknecht halb und halb Bauer,
Mit Sehnen wie Schiffstaue, zäh' und stark,
In braunen Waffenröcken die Podolen[3])
Im Kampfe hitzig, in der Lieb' verstohlen.

Daneben abgehärtete Naturen,
Mit Mädchenaugen fast, mit einer Glut
Auf Wangen, wie die Rosen auf den Fluren,
Gelenkig, zartgeformt, doch voller Muth,
In blauen Wämsern muntere Masuren,[4])
Das schmucke Antlitz unter'm Eisenhut
Mit seinen listig dunklen Augen lachte,
Indeß die Hand Garaus dem Feinde machte.

An ihnen hart der Kriegsfee treu'ste Buhlen,
Sie scheinen unbewaffnet, panzerlos,
Doch tannenstark, die stämmigen Huzulen,[5])
Nur eine Fichtenkeule birgt ihr Schooß;
Darauf, in Kampfesordnung schwer zu schulen,
Doch der Lawine gleich im wirren Troß,
Mit angebräunten, aufgedunſ'nen Mienen
Die bald am Heimweh leidenden Rusinen.[6])

W. Constant.

Und drüben links da standen die aus Gnesen,[7]
Rundbäuchig träges Volk, doch anstandsvoll;
Sie führen brav das Schwert, doch besser lesen
Und singen sie, fast Pfaff ein jeder Zoll;
Nach ihnen mit dem vornehm stolzen Wesen
Und gegen Preußen mit uraltem Groll
Die Posener; mit dieser ehrnen Ritter
Gewalt'gem Nah'n begann der Schlacht Gewitter.

Und hinter ihnen als Reserv' die Mähren,[8])
Ein wack'rer Stamm voll selbstbewußter Kraft,
Die Mütter, wenn ein Kindlein sie gebären,
Sie halten muthig jeden Schmerz in Haft;
Die Mannen seh'n auch aus wie wahre Bären,
Doch edel stets, selbst in der Leidenschaft;
Wenn sie auch Nachhut sind, genug bekommen
Sie aufzuräumen, wenn der Kampf entglommen.

Die Fähnlein standen da, die Rosse scharrten
Die Erde ungeduldig, Speer und Schild
Erklirrten, denn die stolzen Krieger harrten
Des Königs, der im Schlosse Reichsrath hielt;
Da winkt vom Schloß ein Fähnlein, die Standarten
Erheben sich, die Lanzen schwirren wild,
Das Zeichen war gegeben, mit den Seinen
Soll auf dem Feld der König bald erscheinen.

An jener Ecke wirbelt Staub, schon dröhnen
Die Strecken von der Rosse schwerem Huf;
Der Fähnlein schmetternde Fanfaren tönen,
Ein süßer Gruß ihr wohlbekannter Ruf.
Das Auge muß sich an den Glanz gewöhnen,
Den der Magnaten prächtge Rüstung schuf,
Das strahlt von Erz und Gold und Schmuck so helle —
So tost heran die prächt'ge Menschenwelle.

W. Constant.

Der König an der Spitze, prachtgerüstet,
Auf einem Berberroß; mit leichter Hand,
— Der minder nach dem Scepter es gelüstet,
Als nach dem Schwert, des Friedens treu'stem Pfand —
Lenkt er den Hengst, der stolz sich bäumt und brüstet,
Als ob er seine edle Bürde ahnt' —
Der König ist's von Polen, den Fanfaren
Verkünden als den Blitzstrahl der Tartaren.

Sein Liebling ihm zur Seite, groß durch Thaten,
Im Scherze fein und in der Sitte streng,
Ein Solon im Gemach, wo sie berathen,
Ein zweiter Winkelried im Handgemeng',
Gepriesen von den Knechten und Magnaten,
Der Lubomirski,[9]) um das Handgelenk
Ein Band, das er verbirgt; ihm dünkt zur Stunde
Nun viel zu klein die jüngst empfang'ne Wunde.

Kaum ward der Fürst erblickt, so sprengt entgegen
Dem Könige ein Reiter, in der Hand
Trägt er das Banner vor auf dessen Wegen,
Indem er reitend eine Straße bahnt.
»Im Kön'ge alles Heil!« der Spruch voll Segen,
In Goldschrift auf des Banners Fläche stand,
Der Lubomirski Wahlspruch ist's seit Tagen,[10])
Wer solchen Spruch führt, kennt kein feiges Zagen.

Dort jener dem Araber gibt die Sporen,
Im Sattel sitzt er fest, mehr mild als stolz,
Tief in Gedanken scheinet er verloren,
Er säße, so, wenn dem gespitzten Bolz
Des Pfeils sein Herz als Zielpunct wär' erkoren,
Vom Wuchse schlank wie edles Cedernholz,
Zamoyski[11]) ist's, der kühne Schlachtenlenker,
Auf seinem Schloß daheim der tiefe Denker.

W. Constant.

Dort sprengt daher der Moldau pan'scher Schrecken,
Potocki[12]) auf dem Rappen wild und scheu,
Zur Seite ihm der Bruder, stolze Recken,
Im Kampfe muthig und im Rathe frei.
Ihr flammend Wort weiß Zagende zu wecken;
Wo die Gefahr zuhöchst, sind sie dabei;
Der Erste bei Smolensk stand auf dem Walle
Potocki, — und so kam Smolensk zum Falle.

Dort jenes Roß, mit einem Tigerfelle
Geschmückt, kostbar gezäumt, der Mann von Erz,
Aufflammt sein Augenpaar, das sonnenhelle,
Und unter'm Wams voll Hoheit schlägt das Herz;
Dem Könige zunächst ist seine Stelle,
Und wär's nicht so, der Muthige begehrt's,
Ein Czartoryski[13]) ist's, der Kunst ergeben,
Ein Leu in Schlachten und ein Aar im Leben

So sprengt der Zug dahin und an den Schaaren
Vorbei der König; mitten auf dem Feld,
Worauf die Fähnlein all' versammelt waren,
Hält an sein stolzes Berberroß der Held.
Hinaus zum Kampfe soll's und in Gefahren;
Doch gibt's nicht Sieg, wenn Gottes Segen fehlt,
Und darum naht der Bischof, die Monstranze
In seiner Hand mit feierlichem Glanze

Ein Kirchenfürst ist's, von erlauchten Ahnen
Ein Sproß, ein Lanckoronski,[14]) mild und fromm,
Zu segnen sie auf ihren Siegesbahnen,
Hebt er das Heiligste; ein Gnadenstrom
Umwebt unsichtbar Speere, Lanzen, Fahnen,
Gesegnet steht das Heer in Gottes Dom,
Der herrlichen Natur, und nun vom Segen
Gekräftigt, fängt es an sich zu bewegen.« — —

W. Constant.

Der Diener schweigt; — weit über die Gefilde
Schweift hin mein Auge und noch oft und tief
Verwebt mein Geist sich mit dem reichen Bilde,
Das jenes Dieners Wort in's Dasein rief.

---

1) Dieser Thurm erhebt sich auf dem Krakauer Ringplatze, wo er mit den sogenannten „Tuchhallen" (Sukiennice) in Verbindung steht. Er ist das Ueberbleibsel eines großartigen Baues, der im Jahre 1820 abgetragen worden. Wann er gebaut worden, läßt sich nicht genau bestimmen, so viel erhellt aus alten Stadtacten, daß er durch die Brände von 1611, 1633 und 1680 viel gelitten habe. Seine Uhr ist ein sehr altes Werk, sie rief die Schöffen der Stadt in den Rath, und läutete in Augenblicken der Noth den Alarm. Bischof Soltyk verwendete zur Herstellung des Thurmes i. J. 1784 die Summe von 50,000 poln. Gulden. Auf der Spitze weht eine kleine weiße Fahne. Im Jahre als Joh. Kasimir, eingeschüchtert urch die vielen Unglücksfälle, welche das Vaterland trafen, der Krone entsagte, schlug der Blitz in den Adler. Es war, da man nur sehr schwer zur Spitze gelangen konnte, außerordentlich schwierig, ihn durch einen zweiten zu ersetzen. Im Jahre 1796 bot man lange vergebens große Summen demjenigen an, der den Adler herabnehmen wollte. Endlich im Jahre 1809, als Krakau von der polnischen Armee wieder genommen worden, bestieg ein muthiger Pole, trotz aller Lebensgefahr, die Thurmspitze, um den Adler zu beleuchten. Der kunstgeformte Berg, von dem später im Gedichte die Rede ist, ist der Kosciuszko-Hügel.

2) Lithauer. Es sind dies die Bewohner des ehemaligen Großfürstenthums Lithauen, zwischen Polen, Preußen, Kurland und Rußland gelegen. Diese Bewohner des etwa 2197 Quad.-Meilen haltenden Landstriches sind ein mit den Letten verwandter Volksstamm, der eine eigene, die lithauische Sprache, redet. Im Jahre 1386 fand die Einverleibung Lithauens in das alte Polen statt, indem Jagiello sich am 14. Februar d. J. zu Krakau taufen ließ, den Namen Wladislaw annahm und sich mit Hedwig von Polen vermälte. Es ist Lithauen ein reiches und gesegnetes Land, dessen Bewohner durch die Vermischung mit andern Stämmen ihre Eigenthümlichkeit verloren haben.

3) Podolen. So heißen die Bewohner des im südlichen Rußland, zwischen Volhynien, Kiew, Cherson, Bessarabien und Oesterreich gelegenen, etwa 740 Quadr.-Meilen haltenden Landstrichs. Sein Boden ist fruchtbar, nur im Süden sandig. Die Hauptstadt ist Kaminiec. 1775 kam es an Rußland.

4) Masuren. Dies sind die Bewohner des Landes Masovien, dessen Hauptstadt Warschau ist. Im Jahre 1037—1041 benutzte der Mundschenk Mazos (daher des Volkes Name) unter dem Könige Mieczislaw die Zerrüttung Polens und

W. Constant.

machte sich zum Herrn des zwischen der Weichsel, Narew und dem Bug gelegenen Landes. Dasselbe war bald selbstständig, bald unter der Botmäßigkeit Polens, bis es 1526 für beständig Polen einverleibt wurde.

5) Huzulen. So heißt ein ruthenischer Volksstamm, der zum Gegensatze der Góralen, welche in den westlichen Karpathen ihren Wohnsitz haben, sich in den östlichen Zweigen dieses Gebirgsstockes angesetzt und seine Ansiedelungen bis in die Moldau hinein längs des Flusses Suczawa in die Ebenen vorgeschoben hat. Ein echtes Gebirgsvolk hat es auch alle Eigenthümlichkeiten eines solchen: Vorliebe zum Hirtenleben, leidenschaftliche Anhänglichkeit an seine heimatlichen Berge, Widerwillen gegen schwere Arbeit und Sucht für Putz und kindische Zierrath. Ein Zug, der sie characterisirt, ist ihre Eigenheit immer zu Pferde zu sein; selbst Weiber stillen auf ihren Wanderzügen die Kinder zu Pferde Die Männer zeichnet ein schöner, kräftiger Wuchs aus. Auf einer tiefen Stufe der Cultur stehend, halten sie Rauben für einen Beweis von Kühnheit und Heldensinn und kommen Fälle von Selbsthilfe durch Rache bei ihnen nicht selten vor.

6) Rußinen, auch Ruthenen, Rußniaken, ein Zweig der Kleinrussen, der in Galizien, Siebenbürgen und einem Theile Oberungarns (wo sie Pokutier heißen) wohnt. Ihre Sprache ist der kleinrussische Dialect. Die bei ihnen vorkommenden Volkslieder heißen Kolomeyken, von der am Pruth liegenden Stadt Kolomea. Es sind zweizeilige Lieder, mitunter voll Gefühl und Witz. Die Zahl der in Oesterreich wohnenden Rußinen erhebt sich nahe an zwei Millionen.

7) Gnesen. Eine der ältesten Städte Polens, ja wird für die erste Stadt Polens gehalten. St. Adalbert war um 990 daselbst Bischof. Deshalb waren seine Nachfolger die Erzbischöfe dieser Stadt; sonst Primase, während einer Thronvacanz. Reichsverweser und stets die nächsten nach dem Könige. Bis 1320 wurden die Könige in Gnesen gekrönt und war Gnesen die Hauptstadt des Reichs. Die Schätze beim Leichnam des heil. Adalbert veranlaßten mehrere Plünderungen von Gnesen, so 1338 von Predislaus Herzog von Böhmen, 1531 von deutschen Ordensrittern u. s. w. Heut ist Gnesen eine Kreisstadt im Regierungsbezirke Bromberg.

8) Mähren. Ein gesunder, vollkräftiger Volksstamm, unter denen sich die Hanaken vor allen Andern auszeichnen. So heißen die Bewohner der Hanna, des fruchtbarsten Landstrichs im Kaiserthum Oesterreich. Die Gesundheit der Frauen ist fast sprüchwörtlich und Fälle, daß Bäuerinnen auf dem Felde mitten in der Arbeit eines Kindes gesund werden, und die Arbeit fortsetzen, gehören gar nicht zu den Seltenheiten.

9) Lubomirski. Eine in der Geschichte Polens vielberühmte Familie. Hier ist gemeint Georg Sebastian Lubomirski, Sohn des Stanislaus, Woiwoden von Krakau. Georg stand für die Freiheit Polens gegen den König Ladislaus IV., der ihn nichts desto weniger hoch ehrte und liebte. Er war Starost von Sandec. Als polnische Senatoren daran dachten, die Ernennung eines Nachfolgers, entgegen den Grundsätzen eines Wahlreichs, durchzusetzen, stellte sich Lubomirski diesem verfassungswidrigen Ansinnen entschieden entgegen. Der König verbannte ihn deshalb, aber das Volk stand zu ihm. Die Kronarmee conföderirte mit ihm den 26. Juni 1665 und ernannte ihn zum General.

10) Lubomirski, durch und durch königlich gesinnt und der eben deshalb verhindern wollte, daß der König die Verfassung des Reiches verletzte; er ließ auf eine Seite seiner Fahnen die Aufschrift setzen: „Soli Regi salus“, auf der andern Seite befahl er aber 3 X zu zeichnen, unter denen stand: „Crux male consulentibus et

administrantibus." Kaiser Ferdinand erhob ihn in den Fürstenstand. Georg Lubomirski war hochherzig, edel, reich, friedlich, aber groß im Kriege; er starb zu Breslau den 12 Jänner 1667.

11) Zamoyski. Auch eine der hervorragendsten Familien Polens. Joh. Zamoyski war 1573 Gesandter in Frankreich; zog später gegen die Tartaren. Ein großer Mäcen der Wissenschaften, errichtete er zu Zamosc das Collegium Zamoyscianum. Er selbst arbeitete und beschäftigte sich emsig mit den Künsten des Friedens. Im Jahre 1605 wurde er auf seinem Lehnstuhl, daß man meinte, er sei in Nachdenken vertieft, todt gefunden. Er war 63 Jahre alt. In seinem erwähnten Collegium duldete er alle Religionen.

12) Potocki. Wie die Vorigen eine ruhm- und glanzvolle polnische Familie, deren Ursprung schon ins 12. Jahrh. (1179) zurückreicht. Der Woiwode Johann Potocki (geb. 1553 † 1611) und sein Bruder Jakob (geb. 1554 † 16. Jänner 1613) wohnten beide der denkwürdigen Belagerung von Smolensk (1609—1611) bei. Ersterer war überdies bei der Seeschlacht von Lepanto 1571, machte 1594 den Krieg in der Moldau mit, nahm den von Sigismund Bathory zur Einnahme der Moldau abgesendeten Stefan Roswan gefangen, und bemächtigte sich der Moldau selbst. Stand bei Sigismund III. gegen die Conföderation. Der Bruder Jakob war aber bei der Belagerung von Smolensk einer der Ersten, der auf der Leiter die Mauer erstieg. Der König belohnte seinen Heldenmuth durch die Starostei von Kaminiec. Im Ganzen wohnten vier Brüder Potocki dieser Belagerung bei.

13) Czartoryski. Alte berühmte slavische Familie, erst Sangiuszko, später nach dem Städtchen Czartorysk nördlich von Busk in Volhynien genannt. Entstammt den Jagiellonen und zwar war Korygiel, der in der griechischen Taufe den Namen Constantin, in der katholischen den Namen Kasimir annahm, ihr Ahnherr.

14) Lanckoronski. Eine in den Annalen der polnischen Kirchengeschichte oft genannte ausgezeichnete Familie. Sie zählt zu den ältesten polnischen Adelsfamilien, ein Walther Lanckoronski war schon 1148 Bischof zu Breslau. In der Kirche der Augustinerinnen zur H. Katharina in Krakau, deren Bau von Kasimir dem Großen begonnen, von Lanckoronski vollendet worden, befanden sich in der Gegend des Altars des h. Gregor viele Denkmäler der Lanckoronski, die in besonderer Gottesfurcht dieses Kloster unter ihren werkthätigen Schutz genommen. Ein Nicolaus Lanckoronski hat die Propstei zu Olmütz gestiftet, und der Erste den Beinamen Brzezie angenommen, den die Familie noch heute führt; dies geschah 1320. Nicolaus II. L. war 1382 Reichsmarschall, Johann 1420 Castellan von Oswiecin; Przecislaus focht 1430 tapfer gegen die Tartaren; Stanislaus L. war 1448 Gesandter in Böhmen; Johann († 1451) Bischof von Krakau und Gesandter in Rom; Stanislaus († 1535) Woiwode von Sandomir, General in Podolien; Vespasian 1672 Bischof von Kaminiec u. s. w.

W. Constant.

Cameen.

Erzählende Dichtungen.

(Düsseldorf 1856. Arnz und Comp.)

Ein Fastnachtmärchen.

Wo stolz sich heben die Karpathenspitzen,
Aus blauer Luft die Adleraugen blitzen
Und von der Felsenwand granit'nem Gipfel
Herniedergrüßt der dunkle Tannenwipfel;
Versteckt im moosumklammerten Gestein
Neugierig lugt das kleine Eiderlein,
Behütend schlau das heilsam duft'ge Kraut,
Das schüchtern aus der Felsenspalte schaut,
Dort wohnt ein Volk im Freiheitsdrang gleich Aaren
Und muthbeseelt gleich diesen in Gefahren;
Stark gleich den Tannen in den Felsenbergen,
Und flink wie Eiderlein: denn naht der Vogt
Und läßt Recruten fahn durch seine Schergen,
Ha, wie die Jungen fliehn! Das lugt und hockt
Versteckt und kichert in den Felsenspalten:
»Der Vogt mag Werbung unter Tannen halten.«
Góralén[1]), Söhne des Gebirgs genannt,
Sind es, die stolz auf jenen Höhen wohnen,
Und treu an ihrem Felsenvaterland
In glüh'nder Liebe halten, gleich Dämonen.
O, nur des Hungers leichenschwang're Noth
Treibt den Verlaß'nen in die Stadt um Brot,

W. Constant.

Sonst sind ihm seine Berge kahl und steil,
Und seine Föhren nicht um Schätze feil.
Doch wer sein Bergdorf kummervoll verließ,
Wen das Geschick aus seinen Bergen stieß,
Wer in die Eb'ne zieh'n mußt' jammerschwer,
Der Arme sieht die Heimat nimmermehr,
Dem schließt das Auge zu der langen Ruh
Heimweh, der milde Todesengel, zu.

Von den Karpathen nieder in das Thal
Steigt schmerzvernichtet Janko, der Góral;
In seines Lebens bange Leidensnacht
Hat nie ein heit'rer Sonnenstrahl gelacht;
Von früh'ster Jugend bis in späte Tage
War alles nur ein Athemzug der Klage:
Die alte Mutter härmte ab vor Gram,
Bis mitleidsvoll der Todesengel kam;
Die geisteswirre Schwester, noch so jung,
That in den Abgrund einen Todessprung;
Sein Weib, das Morcheln im Gebirg gesucht,
Zerschmettert' einer Riesentanne Wucht;
Und seine Kindlein, als sie mutterlos,
Barg, welke Blüthen, bald der Erde Schooß;
So vom Geschick erbarmungslos verrathen
Warf er von hinnen Hacke, Karst und Spaten.
Auf seinen Bergen setzt ihm nach der Fluch,
Der dort gern haust, wo Armuth, Elend heulen;
Ihm nach zur reichen Stadt wird er nicht eilen —
So will er wenden seines Schicksals Spruch;
Es will sein Geist mit schmerzerlahmten Schwingen
Noch mit der Eb'ne schwarzen Dünsten ringen.
Auf seiner Flucht pflückt er gepries'ne Kräuter
Der heimatlichen Berge duft'ge Saat,
So mit der leichten Bürde wallt er weiter
Und trägt des Kummers Zentnerlast zur Stadt.

W. Constant.

Die Stadt mit ihren Thoren, ihren Thürmen
War seinen Sinnen neu; ihm, großgesäugt
Im Tempel der Natur, in Wetterstürmen,
Auf Felsen, wo der Blitz die Stege zeigt,
Ihm wird so weh, denn seine Tannen fehlen. —
Vorüberhasten theilnahmlose Seelen,
Vor deren frost'gem Blick sein Herzblut, heiß
Wie Lava glühend, starrt zu Gletschereis;
Wie anders ist's in seinen Bergen doch!
Dort kommt mit traulich zartem Wandersegen,
Mit Milch und Brot die Hausfrau ihm entgegen,
Bringt ihrem Gast das erste Lebehoch,
Und betet, daß an der geringen Gabe
Der Mann der Arbeit freudig sich erlabe.
O in der Stadt ist Alles kalt und fremd,
Die derbe Biederkeit aus seinen Bergen
Flieht vor der Selbstsucht aufgedunsn'nen Schergen,
Denn jedem ist zunächst sein eig'nes Hemd.
Kein Gottesgruß heißt liebreich ihn willkommen,
Denn jeder denkt und feilscht zu eig'nem Frommen.
Gleichgültigkeit begegnen ihm und Hohn
Und glotzen starr an des Gebirges Sohn.
Die Sprache, die er spricht, versteht man nicht,
Nur plumpe Neugier prüft sein Angesicht;
Ach Niemand fragt ihn: »Hast du schon gegessen?«
Und von des Reichthums Ueberfluß und Pracht
Ward ihm auch nicht ein Körnlein zugemessen.
Ach, Niemand hat des Dürftigen gedacht,
Und an dem Sohne des Gebirgs geht scheu
Das satte, stolze Bürgervolk vorbei!
Die Kräuter handelt ihm ein Krämer ab —
Das Kupfer, das er karg dem Armen gab,
Reicht kaum, daß einer Fleischbrüh warme Säfte
Dürftig erneuern die erschlafften Kräfte.
Stumm an ein stolzes Marmormonument
Steht Janko tiefbekümmert angelehnt.

W. Constant.

In seiner Heimat war er wohl recht arm,
Doch Alles ringsum milderte den Harm;
Hier, wehrt er standhaft auch mit aller Kraft
Der Wucht des Jammers, sie wächst riesenhaft.
Verzehrt ist schon die letzte Krume Brot,
Zu aller Noth gesellt sich Hungersnoth,
Ach! Niemand will den stummen Blick versteh'n
Von Allen, die an ihm vorübgeh'n
Und die des Menschen innerlichstes Wesen
Gewohnt sind scharf aus dessen Blick zu lesen.
Indessen steigt der Frost, ein Sturmwind weht,
Daß still das Blut fast in den Adern steht. —
Doch Einer hat des Fremdlings Noth errathen
Und will ihm helfen wie er helfen kann,
Er tröstet nicht mit Worten, hilft mit Thaten,
Sein Plänchen auch hat schon der milde Mann,
Zur nächsten Bude springt er bald voll Güte
Und kauft von Feigen eine schwere Düte,
Citronen, Datteln, duft'ge Lorbeerblätter,
Dann Korb und Schnur, und hängt dies mitleidstumm
Entzückt dem Sohne des Gebirges um;
Darauf befiehlt dem Diener der Erretter:
Das prächtige Original ihm morgen
In seine Künstlerstube zu besorgen,
Die Kunst, verwandt der Armuth, mag an trüben
Gestalten gerne ihren Pinsel üben.

Unfern der Stadt von Gärten sanft umschmiegt
Ein niedlich Dorf so traut und wohnlich liegt,
D'rin pflanzt und säet der Fleiß und bringt am Morgen
Zur nahen Stadt die Früchte seiner Sorgen;
Da lacht im Gartenbeet, um Fruchtgelände
Der grüne Preis der kunstbefliss'nen Hände;
Da ist's, als ob das Glück, des Himmels Segen
Aus jedem Keim uns lächelte entgegen.

W. Constant.

Doch auch in's Dörfchen schlich sich ein der Kummer:
In's weiß getünchte Häuschen, nett und rein,
Stahl sich das Siechthum ungefragt hinein
Und scheucht erquickenden und linden Schlummer
Von eines Kranken Bett seit vielen Wochen,
Hat dessen Kraft und Lebensmuth gebrochen.
Ach, und sein Weib, erschöpft und alt und arm,
Verzagt geworden in dem langen Harm,
Muß seinen hilfbedürft'gen Gatten pflegen;
Was einst der vortheilkund'ge Fleiß gewann,
Um es in Nöthen sparsam zuzulegen,
In langer Krankheit ging es längst daran!

Das Töchterlein, zu jung um selbst zu schaffen,
Es wollte helfen; doch der Liebe Waffen,
Wie stark im Glücke, o sie sind es nicht,
Wenn Kümmerniß die Kraft des Willens bricht.
Im Gärtchen ihrer Hütte pflegt verstohlen
Agnes ein Beetlein duftender Violen,
Die pflückt sie dann, und bindet Strauß um Strauß,
Und eilt damit zur Stadt vom Vaterhaus,
Um mit den Veilchen ihrer eig'nen Zucht,
Von Lieb' in Wintertagen gern gesucht,
Der Mutter süße Pfleg' zu unterstützen,
Den armen Vater, abgezehrt und krank,
Vor Kälte und vor Hunger zu beschützen —
Wohl eines Veilchenstraußes würd'ger Dank!

Der Veilchenhandel bringt geringe Gaben,
Es reicht nicht hin, die Dürftigen zu laben;
Den Eltern doch zu bringen süßen Trost,
Wallt Töchterlein zur Stadt im strengsten Frost.
Der Winter will die Blumen schwer ersetzen,
Die unverkauften Sträußlein dann die Thränen
Der kindlichen Entsagung dürftig netzen,
Gern wird sie frisch das Aug der Liebe wähnen.

W. Constant.

Und an dem prächt'gen Marmormonument
An seinen Stufen fröstelnd hingekauert,
Wo stumm der Sohn der Berge düster lehnt,
Das arme Mägdlein ihm zur Seite trauert.
Wen kümmern in dem Frost die Veilchen blau,
Ob d'rauf die Perlen Reif, ob Thränenthau?
Mit vorgehalt'nem Hute trägt der Mann
Fruchtlos zum Kaufe seine Früchte an,
Das Mädchen ruft die Veilchen aus, vergebens,
Das Mitleid selbst hat sich verkühlt im Frost;
So steh'n die Beiden da, ein Bild des Lebens,
Der ew'gen Wand'rung ohne Herz und Trost:
Das Kind mit seinen Veilchen duftig frisch
Mag noch auf alle Hoffnung nicht verzichten;
Der schwergeprüfte Mann mit dürren Früchten
Ein Gast an der Entsagung blankem Tisch.

Die Kälte steigt, es geht der Tag zu Rüste
Und langer Nacht unheimliche Gelüste
Beginnen ihre Wanderung; Schneeflocken
Gleich Blüthen fallen auf des Mägdleins Locken
Den Mann der Berge dauert schon das Kind.
Und auf die Früchte seines Korbes zeigend
Reicht er dem Mädchen eine Handvoll schweigend,
Wofür er einen Veilchenstrauß gewinnt.
Wer dies geseh'n im unwirthbaren Frost,
Wie Armuth liebreich größ'rer Armuth spendet
Und des Erlösers göttlich Wort vollendet,
Schöpft aus so heil'ger Liebe süßen Trost. —
Die Marmorsäul' umbraust der kalte Wind
Und mit dem Unhold kämpfen Mann und Kind,
Und nach und nach aus nebelfeuchten Fernen
Erschimmern Lichter matt in den Laternen:
Durchfroren hockt das Mägdlein auf dem Boden,
Das Körbchen mit den Veilchen steht zur Seit',
Um's Kind schlägt Janko seinen dichten Loden,
Dem Froste schwach nur wehrt des Mädchens Kleid,

W. Constant.

Das Kind, so scheint's, versank in sanften Schlummer—
„Es schläft“, ruft Janko leis; im stillen Schau'n
Vergißt der Arme seinen eig'nen Kummer.
Der seinen Muth erwürgt mit Geiersklau'n.

Die Kälte steigt — die gold'nen Wagen fahren
Der Straßenzeil entlang zu Fest und Tanz;
Um reichbesetzte, duft'ge Tische schaaren
Sich Stolz und Uebermuth, und Pracht und Glanz,
Den Früchtenkorb mit seinem Veilchenschmuck
Bemerkt kein Mensch, der durch den Wind sich schlug. —
Den Trillern horchen in den prächt'gen Räumen
Der Geldstolz, die Genußsucht und die Lust,
Vergessend bei des Franzweins Perlenschäumen
Der todten Wüste in der eig'nen Brust;
Des Fremdlings Seufzer hört kein Mensch, sein Leiden
Bleibt unbemerkt im Taumel aller Freuden.

Geht hin zur Säule, wo im Sturmgeheul
Der Sohn der Berge Früchte bietet feil,
Und neben ihm von Schlaf und Frost besiegt
Die Unschuld sich an kalten Marmor schmiegt,
Geht hin und weckt das Kind und labt den Mann,
Daß eure Freude recht sich freuen kann.

Die Kälte steigt — der traurige Góral
Hat ängstlich noch dem Mädchen zugerufen,
Der Sturm das Wort ihm von den Lippen stahl;
Dann hockt er nieder zu des Denkmals Stufen,
Knüpft seinen Lodenmantel los und schlägt
Die warme Hülle sorgsam um die Kleine,
Indeß der Wind die Flocken wirbelnd fegt
Und laut vor Kälte schlottern seine Beine.
Vor sich stellt er den Korb mit Früchten hin,
Ruft leise: »Kaufet Früchte!« Niemand hört ihn!
Meint dann: »Ich schlafe auch!« — Gott schütze ihn! —
Der Sturm hält Wache bei ihm — Niemand stört ihn!

W. Constant.

Gegenüber im Palaste schimmert's hell,
In gold'nen Sälen flackern Girandolen,
Und Wagen mit den Rossen stark und schnell
Nach Haus die müden Tänzerinnen holen;
Welk sind die Sträuße, die die Lieb' gespendet,
Es hat ihr Winternachtstraum bald geendet.
O wüßt' im Saale manches Götterkind,
Wie nah die schönsten Veilchensträuße sind,
Es holte sie zu ewigem Gedenken,
Damit den treuen Tänzer zu beschenken.

Und in der Straßen nebelgrauen Fernen
Verglühen allgemach schon die Laternen,
Das Zwielicht stiehlt mit dem vergilbten Schein
Sich über der verschneiten Stadt herein;
Es regt das Leben sich mit mattem Schlag
Und leisen Schrittes naht der neue Tag;
Die Zwei am Monumente ohne Kummer
Ruh'n noch im tiefen, wundersel'gen Schlummer,
Aus dessen ew'ger, niegeschauter Nacht
Zu keinem Erdenweh das Aug' erwacht. –

Als Früh die Wächter kamen und voll Grauen
Am Marmordenkmal die Gestalten schauen,
Erhebt es seltsam sich aus ihrem Schooß,
Der Schnee wob Nachts darüber eine Hülle;
Sie lösen die gefror'ne Decke los
Und seh'n sich tiefergriffen an und stille.
Im Früchtenkorbe lag der Veilchenstrauß,
Und dürre Früchte neben den Violen —
Dann kam der Karren, in das Leichenhaus
Die beiden Martyrer still abzuholen.

---

1) Die Góralen (sprich Gouralen) sind ein armes slavisches Völklein auf den höhern Felsenrücken der Karpathen wohnend, welches seinen Namen von dem slavischen Worte Góra (Berg) hat. Sie leiden gleich allen Gebirgsbewohnern am Heimweh, was sie jedoch nicht hindert, in Schaaren zur Erntezeit aus ihren Bergen in die Ebene hinabzusteigen. Um diese Zeit ziehen nämlich die rüstigsten Männer und Jünglinge hinab

in's flache Land, um sich in den benachbarten Dörfern als Arbeiter für die Ernte aufnehmen zu lassen. Im October oder November treten die Góralen, die sich ihreu Lohn meist in Victualien ausbezahlen lassen, haufenweise ihren Rückzug an und leben mit den Ihrigen den ganzen Winter über vom Ertrage ihrer Sommerarbeit. Die Góralen sind eines jener Völker, in denen die Civilisation noch nicht die Reinheit ihrer interessanten Ursitten verwischt hat.

An Hammer-Purgstall.

(Widmungsgedicht der „Cameen.")

Dir Mann aus alter Zeit, von reinstem Korne,
In dessen Seele ew'ger Frühling lacht,
Der aus des Wissens ewig klarem Borne
Die schönsten Perlen an den Tag gebracht,
Der Jüngsten Einer ruft Dir heut entgegen
Den wärmsten Gruß, der seine Brust erhebt:
Ein Alter, wie das Deine, ist ein Segen,
Noch überblickst Du, wie Du reich gelebt.

Wenn auf dem bunten Teppich Deiner Thaten
Dein ungetrübtes Auge lächelnd ruht
Und darauf prüft die vollen Blumensaaten,
Ein halb Jahrhundert alt und noch voll Glut,
Voll Glut, wie sie des Orients einzig Eigen,
Der deines Geistes zweites Vaterland,
Dann läßt der Dichter seine Lerchen steigen,
Die jubeln aus die Lust, die er empfand.

Der Unsern Einer bist Du! wenn Du wüßtest,
Mit welchem Stolz dies meine Seele ruft! —
Wie sie frohlockt, sieht sie, wie Du Dich rüstest
Zu neuen Schöpfungen; an frischem Duft
Der schönsten Rosen Kaschmirs Dich erquickest
Und wonnetrunken bindest Strauß um Strauß;
Und wenn Du solchen in die Lande schickest,
Der duftet frisch in alle Räume aus.

W. Constant.

Der Unsern Einer bist Du und in fernen
Und fremden Landen hält man hoch Dein Wort;
Die Weisheit kommt zu Dir, von Dir zu lernen,
Denn unerschöpft ist Deines Geistes Hort;
Vollwicht'ge Münze hast Du stets geschlagen,
Und stets erwies sie sich als edles Gold,
Ein Atlas, hast Du stark die Welt getragen[1])
Der Wissenschaft, die immer vorwärts rollt.

Nimm diesen Gruß, den Dir die Liebe sendet,
Die sich an Deiner ew'gen Jugend freut,
Dein Geist, dem reichen Osten zugewendet,
Schaff' fort in ungetrübter Heiterkeit!
Du hast den Sonnentempel uns erschlossen
Und flammest selbst darin ein klares Licht,
Du hast das schönste Götterbild gegossen:
Die Wissenschaft verkörpert zum Gedicht.

Wien, Juni 1855.

---

1) „Schlag und trag" ist die Devise des Wappens des Freiherrn von Hammer-Purgstall. Dieses Gedicht steht als Widmung der „Cameen" voran, welche wenige Monate vor dem Tode des großen Gelehrten, dessen Rüstigkeit diese Catastrophe nicht so bald erwarten ließ, die Presse verließen.

W. Constant.

Gemmen.

Erzählende Dichtungen.

(Hamburg 1857. Hoffmann und Campe.)

Am Strande gefunden.

1.

Die Sonn' umfängt des Lazarone Glieder,
Sie ist sein Liebchen zauberhold und reich,
Mit ihm zu kosen senkt sie sich hernieder
Und schüttet ihm den Schooß voll Glanz zugleich.

So süß belohnt mit himmelsreinem Golde,
Trägt seinen Gruß ihr früh der Morgenhauch,
Und sank in's Meer zur Ruh' die Strahlendolde,
Ihr gilt zu Nacht sein Schlummerständchen auch.

Und bleibt sie einmal aus, — sie schmollt nicht lange,
Nichts stört auf Dauer ihren Liebesbund, —
Bald wird ihr wieder nach dem Treuen bange,
Und doppelt glühend küßt sie seinen Mund.

Sie altert nie, wie alt sie immer werde,
Sie bleibt in ew'ger Jugend ewig neu,
Die Himmelsrunzeln selbst, die Wetterherde,
Die Wolken, fliehn vor ihren Strahlen scheu.

Sie weiht den Bissen Brot, den er zum Mahle
Mit Meersalz würzt; in einen Edelstein
Verwandelt sie des Trinkers Muschelschale;
Das Wasser drin vergoldet sie zu Wein.

Wenn ihre Reize wonnig ihn umschließen,
Dünkt ihm sein Loos hoch über Königsloos . . . .
Die Sonne ganz erschöpfend zu genießen,
Versteht so recht ein Lazarone blos.

2.

Der Wagen hält. Am Arm des Mannes schreitet
Die junge schöne Frau durch's Volksgewühl,
Das, wie von selbst, vor ihr sich freundlich weitet.
Für Schönheit hat das Volk ein tief Gefühl.

Ein Lazarone, recht vom rechten Schlage,
Folgt schlendernd nach, als wie zur Ehrenwacht,
Sein Augenpaar ein Doppelstern am Tage,
Sein frischer Mund von keckem Witz umlacht.

»Madonna! kauft des Frühlings erste Gaben!«
Ruft hier ein Mädchen Veilchensträuße aus.
»Pah!« sagt er, »kaufen, was wir besser haben?
Madonna selbst ist schon ein Frühlingsstrauß.

»Tragt ihr nach Goldorangen kein Verlangen?
Malteser sind's, ihr Fleisch ist süß und roth!«
— »So rosig nicht als dieser Dame Wangen,
So süß nicht, als der Lippe Lächeln droht.«

Und freundlich lächeln muß die Dame schweigend,
Ob seiner ungeheischten Huldigung,
Die er, sich immer graziös verneigend,
Zu bieten weiß in schöner Worte Schwung.

W. Constant.

Zurück zum Wagen wenden sie die Schritte,
Und unermüdlich folgt der braune Mann;
Schon ruht ihr kleiner Fuß im Wagentritte,
Da kömmt er scherzend einmal noch heran.

»Madonna, gönnt noch Eins; ich will's verkünden
Zu eurem Ruhm so weit der Himmel lacht;
Vergönnt, mein Cigaretto anzuzünden
An eurer Augen heißer Sprühenacht.«

Und lachend muß sie ihm die Perlen zeigen,
Muß öffnen ihrer Lippen Rosenschrein —
»Madonna«, ruft er, »eure Schätze steigen,
Denn solch Geschmeide nennt kein König sein!«

Geld läßt der Mann in seine Finger sinken,
Der Lazarone schließt des Wagens Schlag:
»Madonna's Wohl im besten Wein zu trinken,
Nehm' ich's mit tausend Dank!... Welch schöner Tag!«

Welch schöner Tag! für ihn und für die Fremde;
Auch sie denkt immer freundlich an den Ort,
Wo Grazie wohnt auch unter hanfnem Hemde
Und zum Gedichte wird des Bettlers Wort.

3.

An *****

Ammenlieder singen Wellen,
Wenn sie leise wiegend schwellen, —
Manche Perle, klar und rein,
Mag am Grund im Schlummer sein.

Von der Purpurtiefe Grunde
Aus der Muscheln Silbermunde
Holt der Taucher Perlenpracht,
Mildes Licht aus trüber Nacht.

W. Constant.

Perlenglanz aus Nacht und Grauen
Schmückt den Busen schöner Frauen;
Wo auch ihre Muschel ruht —
Perle tauschte Fluth mit Fluth.

Thränen schlummern tief im Herzen
Eingewiegt von frohen Scherzen,
Und es rauscht als fluthend Meer
Lebenswechsel drüber her.

Schmerz, der Taucher, gleitet nieder,
Taucht in's Meer der Lebenslieder,
Taucht bis tief in's Herz hinein,
Nennt die Thränen alle sein.

Läßt sie in die Augen steigen,
Glitzernd, funkelnd, reich sich zeigen,
Zitternd leuchten feuchtes Glüh'n,
Und wie Edelsteine sprüh'n.

Wenn, geweint im Deingedenken,
Sie auf deinen Busen sänken
(Ach, dein Herz ist bitterkalt!)
Starrten sie zu Perlen bald.

W. Constant.

Gedichte.

O deut' es mir!

Deut' mir dein Lächeln, Weib, wenn ich voll Lust
An deiner Anmuth mich, ein Durst'ger, labe,
Ich deinen Frohsinn weck' in deiner Brust,
Der dann, ein Todter, aufersteht vom Grabe.
Freust Du Dich meiner Liebe? Findest Du
In ihr Ersatz für manchen Erdenjammer?
Komm, Mädchen, komm! und lächle mir nur zu,
Mein Königreich ist deine Kammer!

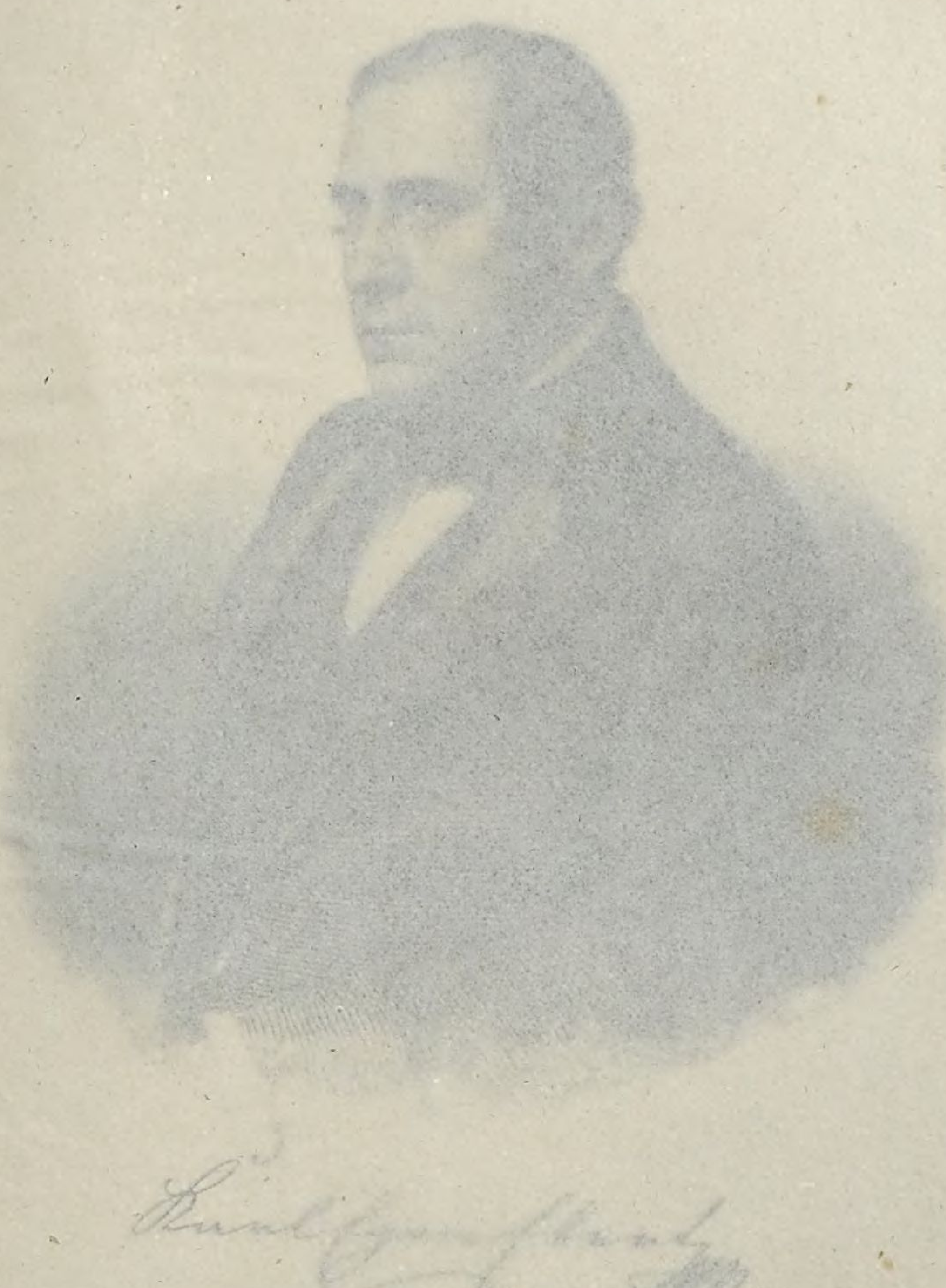
Deut' mir die Thränen, Weib, die, sanfter Thau,
Die holden Magdalenenaugen feuchten,
Wenn ich Dir selig in dieselben schau',
Und durch das Wasser sie wie Sterne leuchten.
Du weinst doch wohl vor Freude? oder nicht? —
Sieh dort die Tropfen in den Blumenglocken,
Im Blüthentaumel, nicht wenn Sturm sie bricht,
Weiß sie die Sonne ihnen zu entlocken.

Deut' mir den Blick, den Du mir jüngst, umschwärmt
Von denen, die Dir huldigen, gespendet,
Als ich, ob deiner Kälte abgehärmt,
Mich, wie dem Licht die Blüth', Dir zugewendet;
Deut' mir den Blick, wie eine Bitte fromm,
Wie eine Thräne feucht, voll Gluth wie Funken,
Der wie ein Sonnenstrahl im düst'ren Dom,
Mir leuchtend in der Seele Nacht gesunken.

W. Constant.

Deut' mir das Wort, das Du gesprochen jüngst,
So leise doch, daß ich es nicht verstanden,
Als Du halb ernst, halb froh vorübergingst,
Und unsre Blicke ungesucht sich fanden.
Wohl ahn' ich es, doch nenne ich es nicht,
Es war ein schmerzenstillendes Geflüster
Und stärkend, wie der Segen, welchen spricht
Am Lager eines Sterbenden der Priester.

Und noch das Eine deute mir, Du Weib,
Das, offnen Blicks, das Herz doch unergründet,
Im »Lebewohl« fast scheint zu sagen: »Bleib!«
Durch Lächeln rührt, durch Thränen mich entzündet —
O deute mir den jüngst gebet'nen Kuß:
Hat Freundschaft oder Liebe ihn gegeben?
Wird in des Kusses Gluth mein Herz, wie Huß
In Flammen starb, auch sterben — oder leben?



W. Cosbuc

[illegible] mir das [illegible], [illegible] Du gebrochen [illegible]
So sage doch, daß [illegible] es nicht verschwunden.
Als Du halb [illegible], [illegible] vorübergingst.
Und unsre Blicke [illegible] sich funden.
Wohl ahn' ich es, doch [illegible] ich es nicht
[illegible] ein [illegible] Gefühle,
[illegible]
[illegible]

[illegible]
Das [illegible] Blicks, [illegible]
Im [illegible] fast scheint zu sagen: [illegible]
[illegible] Lächeln rührt, durch Thränen [illegible] entzündet —
O [illegible] mir den jüngst gebet'nen Kuß:
Hat Freundschaft oder Liebe ihn gegeben?
Wird in des Kusses Gluth mein Herz, wie Huß
In Flammen starb, auch sterben — oder leben?


C. Kotterba sc.

Karl Egon Ebert.

Karl Egon Ebert wurde in Prag den 5. Juni 1801 geboren. Mit Ausnahme von zwei Jahren des Gymnasialcurses, die er in der gräflich Löwenburg'schen Academie zu Wien zubrachte, vollendete er die übrigen Gymnasial-, philosophischen und juridischen Studien in seiner Vaterstadt.

Welchen wohlthätigen Einfluß das Vaterhaus auf Ebert's Entwicklungs- und Bildungsgang übte, zeigt ein Blick auf seine vortrefflichen Eltern und Geschwister.

Ebert's Vater, Doctor der Rechte, beeideter Landesadvocat und fürstlich Fürstenberg'scher Hofrath, gehörte zu den gemüthlichen Naturen, die, selbst in den kalten Förmlichkeiten des Weltlebens und unter dem Actenstaube, für das Wahre, Gute, Schöne den vollen, frischen Herzensschlag bewahren.

Ebenso war Ebert's Mutter eine durch echte Weiblichkeit, Gemüthstiefe und geistige Genußfähigkeit ausgezeichnete Frau; mild, stets geneigt, jeden Zwiespalt freundlich auszugleichen; eine wahre mütterliche Freundin ihrer Kinder, in Schmerz und Freude.

Ebert's Schwestern, Wilhelmine, Elisabeth und Julie, waren endlich gleichfalls gemüth- und geistvolle Wesen, voll regen Sinnes für die Natur und Kunst, zumal für Musik, Gesang und Poesie, die sie liebten und selbst übten.

Unter solchen anregenden Einflüssen mußte Ebert's poetischer Gestaltungstrieb sich frühzeitig offenbaren. Schon vom zehnten Lebensjahre an schrieb er Gedichte, die natürlich Knabenwerk waren, die aber doch den Nutzen für ihn hatten, die Schwierigkeiten der Sprache und

des Versbaues schneller überwinden zu lernen. Im 18. Lebensjahre war er, für die Regungen seines tiefen Gefühlsvermögens und für die Anschauungen seiner reichen Phantasie, des künstlerischen Ausdruckes und Bildes bereits so mächtig, daß sein Talent von dem gelehrten und kunstsinnigen Professor der Aesthetik an der Prager Hochschule, Johann Heinrich Dambek, dessen werthvoller literarischer Nachlaß durch berufene Hände der Vergessenheit entrissen zu werden verdiente, nicht nur anerkannt, sondern auch freundlich gepflegt wurde. Auf Dambek's Veranlassung wurden einzelne Gedichte Ebert's im Jahre 1819 in Zeitschriften veröffentlicht, doch ließ der Jüngling durch das ihm vielfach zu Theil gewordene Lob keineswegs zu der unseligen Druckwuth sich reizen. Ueberhaupt hatte er von seinen Producten eine so bescheidene Meinung, daß er das Urtheil darüber gern dem Ausspruche Anderer überließ. Darum stiftete er im Jahre 1819 eine ästhetische Gesellschaft, in der Jünglinge und junge Männer, welche in der Liebe zur Kunst übereinstimmten, über literarische Gegenstände ihre Ansichten austauschten, die eigenen Arbeiten sich mittheilten und darüber freimüthig urtheilten. Diese Gesellschaft pflegte in Ebert's Wohnung sich zu versammeln.

Eine gut gewählte Lectüre, öftere Besuche des Theaters, häufige Spaziergänge in den romantischen und sagenreichen nahen und fernen Umgebungen Prags, nebst zeitweisen Ausflügen in die ausgedehnten herrlichen Forste der Fürst Fürstenberg'schen Herrschaft Pürglitz, waren die weiteren Förderungsmittel seiner Kunstbildung. Er war damals so ungemein productiv, daß er in einem Zeitraume von drei Jahren (1818, 1819 und 1820) 24 Schauspiele dichtete, diese Arbeiten jedoch als bloße Studien betrachtete, daher keine öffentlich bekannt werden ließ. Auch epische Versuche fallen in diese Periode; im Lyrischen aber hatte Ebert bereits eine Vollendung erreicht, die in vielen schwungvollen Gedichten sich kund gab. Wir erinnern nur an die zu jener Zeit in der Dresdner Abendzeitung erschienene Romanze »Schwerting der Sachsenherzog,« deren dramatischen Stoff er in der gedrängtesten Form meisterhaft zu bewältigen wußte.

Während so die ersten Blätter zum Dichterkranze Karl Egon Ebert's keimten, blühten ihm auch der ersten Liebe Rosen. Leider hatte diese Frühlingswonne eine kurze Dauer, und während der Leidensperiode traf ihn der harte Schlag, seine geliebte Mutter zu verlieren,

die seine Schmerzgefühle so wohl zu würdigen und mit milden Worten zu lindern wußte.

In Folge seiner bittern Erfahrung in der ersten Jugendzeit war Ebert mehr ein Sänger der unglücklichen als der glücklichen Liebe, die besonders in seiner poetischen Erzählung: »Milosch und Militza« in so ergreifender Weise geschildert ist. Trotz der in der Prosa des Lebens gemachten traurigen Erfahrungen hat aber Ebert den Glauben an das weibliche Geschlecht nie aufgegeben; er blieb ein Verehrer von dessen Tugenden, und seine Muse hat stets ihr reines, keusches Wesen bewahrt. Selbst geniale Gedichte Anderer, in welchen Gemälde roher Sinnlichkeit vorkamen, verletzten von jeher Ebert's ethisches Gefühl. Mit den beiden traurigen Erlebnissen: dem Verlust seiner Liebe und dem seiner theueren Mutter, schloß die erste Periode von Ebert's Gefühlsleben.

Nachdem er für die Zwecke des practischen Lebens die Fachstudien zurückgelegt hatte, suchte er den gestörten Frieden seiner Seele in literarischer Thätigkeit zu finden. Im 24. Lebensjahre stellte er daher mit strenger Auswahl die erste Sammlung seiner Gedichte zusammen, die 1825 bei Kronberger in Prag herauskam. Schon diese Erstlinge, aus welchen besonders das größere Gedicht: »Karl der Große und seine Jungfrauen« durch seine Gediegenheit hervorragte, hatten sowohl in der Heimat, als in der Fremde, vielfachen Anklang gefunden. Sämmtliche öffentliche Urtheile klangen beifällig; auch waren in Briefen und Privatmittheilungen viele aufmunternde Stimmen erschollen, unter welchen zumal die eines Göthe, Rückert, Tiedge, Baggesen, Varnhagen von Ense, de la Motte-Fouqué, Böttiger, und anderer vorzüglicher Männer den Dichter erfreuen mußten.

Vor Allen ward die deutsch-böhmische Jugend an den Gymnasien und an der Hochschule zu Prag durch das Erscheinen von Ebert's Gedichten förmlich electrisirt. Seit an der Universität Männer, wie Meißner, Meinert, Dambek und Alois Klar, an den Gymnasien Männer wie Wenzel Swoboda, Joh. August Zimmermann u. A. durch Lehre und Beispiel das Verständniß der deutschen Literatur und die Liebe zu derselben zu wecken wußten, hatten viele studierende Jünglinge begeistert zur Lyra gegriffen, und ihre Erzeugnisse einzeln und in Blumenlesen herausgegeben. Aber die Meisten blieben in den alten classischen Formen, mit dem mythologischen Apparate befangen. Rein natürlicher, ursprünglicher, vom Geiste der Romantik beseelter Gesang war bis da-

hin noch von keinem deutsch-böhmischen Dichter angestimmt worden. Darum wurden Ebert's Dichtungen mit Begierde gelesen, und wiedergelesen, auswendig behalten, und nachgeahmt. Unstreitig hat sein dichterisches Auftreten und sein Erfolg einen lebhaften Wetteifer in den jungpoetischen Kreisen Böhmens hervorgerufen. Sollten daher die Bestrebungen der Deutschböhmen auf dem Felde der deutschen Literatur jemals einen Gervinus finden, und kunstgeschichtlich dargestellt werden, dann müßte der von Karl Egon Ebert ausgegangene Impuls, die von ihm gebrochene Bahn, und die seit mehr als drei Decennien von ihm eingehaltene Richtung ohne Zweifel die verdiente Würdigung finden.

Auch für Ebert's bürgerliche Stellung war die Veröffentlichung seiner Gedichte entscheidend. Aufgewachsen in Gefühlen der Hochverehrung für den in Donaueschingen residirenden, aber auch in Böhmen reichbegüterten Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg, wagte Ebert dem edlen, kunstsinnigen Fürsten seine Gedichte zu widmen, und erwarb sich dadurch einen überaus huldreichen Mäcen, der ihm kurz darauf den eben erledigten Posten eines fürstlichen Bibliothekars und Archivars ertheilte. Das Anstellungsdecret wurde ihm auf eine sehr zarte Weise gerade an seinem vierundzwanzigsten Geburtstage übergeben. So war denn Ebert in eine Wirkungssphäre versetzt, wie er sie gewünscht. Allerdings nahm ihn die Beschäftigung mit den ganz vernachlässigten Schätzen einer 26000 Bände zählenden höchst werthvollen Bibliothek, und eines interessanten, bis dahin beinahe unbekannten, alten Archivs in der ersten Zeit so ganz hin, daß er oft Monate lang, ohne das Haus zu verlassen, angestrengt arbeitete, daher für poetisches Schaffen weder Muße noch Stimmung gewann. Nach beinahe zweijähriger unermüdeter Arbeit hatte er aber seine Berufsgeschäfte dergestalt geordnet, daß er nebenher auch seinen Lieblingsstudien wieder obliegen, und mit verstärktem Drange zur literarischen Wirksamkeit zurückkehren konnte. Die erste Frucht dieser Thätigkeit war die im Jahre 1828 in der J. G. Calve'schen Buchhandlung zu Prag erschienene, um einen Band vermehrte, zweite Auflage seiner Gedichte. Gleichzeitig hatte er die Vollendung seines bereits im Jahre 1825 bis zur Mitte des zweiten Buches fortgeschrittenen nationalen Heldengedichts: »Wlasta« rüstig in Angriff genommen. Zu diesem Zwecke erbat er sich einen Urlaub, den er in dem wenige Stunden von Prag entfernten Franciscanerkloster Hagek zubrachte, das mitten in einem hochstämmigen, von einer Mauer umfriedeten, Wäldchen liegt.

Karl Egon Ebert.

Dort, in der sogenannten Provinzialzelle wohnend, in deren Fenster die Zweige der Tannen hereinreichten, arbeitete der Dichter an der Fortsetzung der »Wlasta« in angestrengter Ausdauer. Beim Abgange aus dieser ihm liebgewordenen Abgeschiedenheit hatte Ebert die Freude, der Beendigung seines Werkes im nächsten Winter entgegensehen zu können. Inzwischen führte eine zufällige Reise Ebert nach Dresden, wo er die dortigen literarischen Notabilitäten kennen lernte. Bei der ihm eigenen Gemüthlichkeit fühlte er sich am wohlsten bei Carl Förster, dem Uebersetzer der Petrarca'schen Gedichte, bei Tiedge, dem ehrwürdigen Dichter der Urania, und der, den edlen Greis mit mütterlicher Sorgfalt bewachenden, Frau von der Recke. Beide blieben bis zu ihrem Tode Ebert mit Herzlichkeit zugethan. Auch fand dieser bei einem Namensverwandten, dem Bibliographen Hofrath Ebert, sowohl in bibliothekarischen, als Kunst- und Lebensansichten, eine so erfreuliche Uebereinstimmung, daß zwischen Beiden eines der freundlichsten Verhältnisse sich aufthat, und jahrelang eine lebhafte Correspondenz geführt wurde. Der Tod dieses Gelehrten machte einen tiefen Eindruck auf den Dichter. Nach Prag zurückgekehrt, führte er mit einer wesentlichen Ueberarbeitung sein nationales Heldengedicht »Wlasta« zu Ende.

Im Jahre 1829 erschien dasselbe bei Calve in vorzüglich schöner Ausstattung. Es erweckte besonders im Vaterlande Aufsehen und hohe Theilnahme. Auch veranlaßte es in der deutschen Literatur Nachahmungen, die ihr Vorbild ehrten, wenn man gleich nicht erinnert sein wollte, woher der zündende Funke gekommen. Genug, der Dichter hatte einmal ins rechte Leben hineingegriffen, und mit so frischen Farben gemalt, daß die Vorwürfe von Unnatürlichkeit und Modernität das verdiente Lob und den erworbenen Ruhm wenig beeinträchtigen konnten. Hatte ja selbst Göthe, der an dem in Böhmen rege gewordenen literarischen Wirken aufrichtig theilgenommen, brieflich und mündlich besonders über Ebert sehr billigend sich ausgesprochen, und ihn ein »schönes Talent« genannt; wie man dies auch in Göthe's Werken und in Eckermann's Gesprächen findet. In der Zeit, welche zwischen der Vorbereitung zum Drucke der »Wlasta« und ihrem Erscheinen lag, schrieb Ebert ein dramatisches Gedicht in fünf Acten: »Bretislaw und Jutta.« Auch die Wahl dieses nationalen Stoffes war eine sehr glückliche, denn die Geschichte nennt diesen riesenstarken, tapfern Fürsten den böhmischen Achilles, und die von ihm verübten Thaten der Kraft und Kühnheit leben im

Karl Egon Ebert.

Munde des Volkes. Darum errang dieses Schauspiel, als es im Jahre 1829 auf dem Prager Theater zur Darstellung gelangte, einen außerordentlichen Erfolg, und findet noch bei jetzigen Reprisen eine stets begeisterte Aufnahme. In München konnte das Drama wegen seines dem deutschen Nationalgefühle allzu sehr widerstrebenden Stoffes freilich nicht so günstig aufgenommen werden. In Wien jedoch ward dem Stücke, trotz seiner böhmisch-nationalen Tendenz, die Auszeichnung zu Theil, am 3. October 1829, als am Vorabende des Allerhöchsten Namensfestes Sr. Majestät des Kaisers Franz I., im Burgtheater aufgeführt, und öfter bei vollem Hause wiederholt zu werden. Dieses dramatische Gedicht hatte allerdings seine Fehler bezüglich der theatralischen Practik und Oekonomie der Formen; doch waren die Umformungen des historischen Stoffs sämmtlich zweckmäßig, und der Culminationspunct des Schauspiels, die Scene Bretislaw's mit dem Kaiser Conrad II. ist voll Feuer, Kraft und Leben, die Sprache durchaus voll Gewicht und Tüchtigkeit, mit zahlreichen ausgezeichnet schönen Stellen; daher die Wiener Kunstrichter das Ganze als ein Werk der lautersten Flamme dichterischer Begeisterung erkannten. Insbesondere glaubte man in Ebert's Schauspiele das löbliche Streben zu erkennen, den practischen Sinn dramatischer Darstellung mit den Anforderungen höherer poetischer Würde zu verbinden, und hegte die erfreuliche Hoffnung, daß dem schönen, kräftigen Talente des Dichters beim Vorwärtsschreiten auf der betretenen Bahn die Verbindung des poetischen und dramatischen Elements siegreich gelingen, und er noch ganz befriedigende Schöpfungen liefern werde.

Bei Ebert's reicher poetischer Begabung ist es gewiß, daß er zur Erfüllung dieser Vorhersagung der Mann war, wenn er dem Berufe des dramatischen Schriftstellers mit ungetheilter Kraft hätte leben können. Durch den Gang der äußeren Lebensverhältnisse ist er jedoch immer mehr und mehr verhindert worden, Werke langathmiger Begeisterung zu schaffen.

Noch im Laufe des Jahres 1829, das für Ebert's Namen als Dichter durch die Aufführung von »Bretislaw und Jutta,« und durch das Erscheinen des Heldengedichtes »Wlasta« so entscheidend war, hatte er das Mißgeschick, seinen innigst verehrten Vater durch einen unvorhergesehenen, plötzlichen Tod zu verlieren. Der Verlust eines so seltenen liebevollen Vaters, der dem Sohne auf jeder Altersstufe mit ein

stimmender Gefühlsweise begegnete, der den Schmerz des in seiner Entwicklungszeit von einer heftigen Leidenschaft tief ergriffenen Jünglings verstand, und sanft zu heilen trachtete, der auch das poetische Streben und die Lebenstendenz des jungen Mannes begriff, leitete und befeuerte, mußte ihn in seinem Innersten erschüttern. Er stand nun verwaist im vollen Sinne des Wortes, hingegeben dem tiefsten Schmerze, und zu dem schweren Verluste gesellte sich noch manche peinliche Erfahrung und ernste Sorge.

Ebert's hochherziger Fürst und dessen gleichgesinnte erhabene Gemalin, den Schmerz des Sohnes würdigend, zeigten auch hier, wie bei allen ihren Handlungen, die ihnen eigene Zartheit. Der Fürst verbesserte die äußere Stellung Ebert's durch die Ernennung zum Rath unter Beibehaltung seiner Functionen als Archivdirector; die Fürstin bot ihm die Mittel, das Land seiner Sehnsucht, die Schweiz, zu sehen, und auf der Reise dahin in das Innere des hohen, humanen Fürstenhauses zu treten, welchem Ebert mit wahrhafter Ergebenheit diente.

Ueber München reisend, und einige Tage dort verweilend, wurde er von dem Geheimenrath Freiherrn von Hormayr, dem Historiker, und dem Minister Eduard von Schenk, dem Dichter des »Belisar«, herzlich empfangen. Der in ihrer Gesellschaft zugebrachte größte Theil des Münchener Aufenthaltes war für Ebert vielfach belehrend, erfreuend und erheiternd. In Stuttgart fand er einen neuen geistigen Genuß, indem er daselbst die Bekanntschaft des hochverehrten Dichters Ludwig Uhland und des gemüthlichen Gustav Schwab machte. Die über Uhland gewonnene Ansicht hat Ebert in dem schönen Gedichte ausgesprochen, das den Namen des herrlichen Dichters trägt, und wohl zu den werthvollsten Huldigungen gehört, die ihm jemals dargebracht wurden. Von Stuttgart ging unser Dichter nach Donaueschingen, und fand dort in dem hochgebildeten Fürstenhause Fürstenberg eine so huldvolle Aufnahme, als ob er nicht der Dienende wäre. Erquickt durch diesen Empfang reiste er in die Schweiz, um von dort nach dem Schlosse Heiligenberg am Bodensee in den Kreis der fürstlichen Familie zurückzukehren. Die in der Schweiz empfangenen Eindrücke hat er in einigen Gedichten niedergelegt.

Wieder heimgekehrt, schrieb er nun seine idyllische Erzählung: »das Kloster.« Er hatte in diesem Gedichte, welches aus vielfachen idyllischen Anregungen in den Alpen, aus den Erinnerungen an den gemüthlichen Aufenthalt im Klosterwäldchen, und aus manchen poetisch verklärten

Erlebnissen entstand, sich die Aufgabe gestellt, in das Stillleben des abgeschlossenen Klosters das laute öffentliche Leben der bewegten Welt, wie die Sonne durch gemalte Scheiben, hineinblicken zu lassen, und in den Gegensätzen zwischen dem Treiben des Abenteurers und der Ruhe des Mönches zu zeigen, wie endlich der unstät Umherirrende in der Rückkehr in das Stillleben des Vaterhauses, in der Vereinigung mit einer treuen Geliebten als das Haupt einer Familie das wahre Glück findet.

Zu dieser idyllischen Erzählung hatte der Dichter das antike Sylbenmaß gewählt; doch hätte, nach der Ansicht mehrerer Freunde, die gereimte Strophe, in welcher er sich mit Leichtigkeit zu bewegen weiß, den modernen Verhältnissen mehr zugesagt.

Im Herbste 1831 ward Ebert zu seinem Fürsten berufen, der eben dem badischen Landtage in Karlsruhe als Vicepräsident beiwohnte.

Auf der Hinreise hielt er sich ein Paar Tage in Stuttgart auf, wo er Uhland und Gustav Schwab wieder besuchte, und bei Letzterem Lenau's, der dort gerade anwesend war, Pfitzer's, und des Grafen Alexander von Würtemberg Bekanntschaft machte. Bei dem Oberjustizrath Carl Mayer in Waiblingen, wohin Ebert mit Lenau fuhr, und wo Uhland eben verweilte, wurde damals das »Kloster« im Manuscript gelesen. In diesem traulichen Beisammensein war Uhland für diese Idylle mit allem Interesse in Anspruch genommen, und derselbe prophezeite ihr, besonders im protestantischen Deutschland, wo das Klosterleben unbekannter ist, eine günstige Aufnahme. In der That hat dies Gedicht nach seinem Erscheinen eine größere Leserzahl, als das Epos »Wlasta« gefunden.

In Karlsruhe angelangt, fand Ebert bei dem vortrefflichen Fürsten den freundlichsten Empfang. Er wohnte den Landtagsverhandlungen in beiden Kammern regelmäßig bei. Es kamen wichtige Fragen zur Sprache, bei deren Erörterung nicht nur die zu jener Zeit schon allgemein bekannten Namen Rotteck, Welcker, Duttlinger, Itzstein, Mittermayer, sondern auch andere bisher weniger bekannte Männer durch Geist und Freimüthigkeit sich auszeichneten. Was Ebert in diesen öffentlichen Verhandlungen am höchsten überraschte, und am erfreulichsten anzog, war die Haltung seines Fürsten in der ersten Kammer bei den denkwürdigen Berathungen über die Ablösung der Herrenfrohnden im Geiste eines billigen Vergleichs. Denn bei der Verzichtleistung auf das historische

Recht, und bei den damit sich auferlegten Opfern entwickelte der edle Fürst eine Kraft und einen Muth, daß er in der Hingebung für das allgemeine Wohl den großen Grundbesitzern Badens mit dem ersten und gewiß auch großartigsten Beispiele voranging. Ebert begeisterte der Gedanke, daß er das Glück habe, einem so hochsinnigen Fürsten zu dienen; und dieser Eindruck hat ihn innig befeuert, seinem vortrefflichen hohen Herrn für immer ganz anzugehören.

Im November ging Ebert dem Fürsten nach Donaueschingen voran, wohin dieser erst nach dem gänzlichen Schlusse der Landtagsverhandlungen sich begeben konnte. In Donaueschingen war nun Ebert am Vormittage mit archivarischen Arbeiten beschäftigt; die Nachmittage und Abende brachte er häufig im Kreise der fürstlichen Familie zu. Hier genoß er alle Freuden, die der Umgang mit hochgestellten Personen gewährt, wenn sie zugleich an Geistes- und Gemüthsbildung wahrhaft hochstehende sind. Sein über ein Jahr währender Aufenthalt in Donaueschingen blieb nicht ohne literarische Früchte. Im Jahre 1833 erschien in der Brodhag'schen Buchhandlung zu Stuttgart die idyllische Erzählung »das Kloster.«

In Donaueschingen hatte er ferner den Plan zu einem Trauerspiel: »Czestmir« entworfen, dessen Stoff der böhmischen Geschichte aus der Zeit der inneren Fehden zwischen den Herzogen von Saaz und Prag entnommen ist.

Der längere Aufenthalt Ebert's in Donaueschingen hatte dem Scharfblick des Fürsten Gelegenheit geboten, auch dessen Fähigkeit und Eifer für Geschäfte in practischer Richtung zu erkennen. Nach seiner im Jahre 1833 erfolgten Rückkehr nach Prag wurde er daher bei der Administration der fürstlichen Domänen verwendet. Allerdings konnte Ebert, hineingezogen in einen ihm bisher fremden Wirkungskreis, weniger Muße und Stimmung zum poetischen Schaffen gewinnen; doch blieb seine Liebe immer der Kunst zugewendet.

In diesem Jahre hatte er auch die hohe Freude, während der Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers Franz und der Kaiserin Karoline Augusta in Prag sein literarisches Streben von dem Allerhöchsten Kaiserpaare gewürdigt zu sehen. Es ward ihm die besondere Auszeichnung zu Theil, in der Kammer vorgestellt zu werden. Bei dieser Gelegenheit überreichte er dem Kaiser seine bis dahin erschienenen Gedichte, und hörte sowohl hier, als in der Audienz bei der Kaiserin, Worte der huld-

vollsten Anerkennung. Bald darauf wurde ihm die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen.

Im Laufe des Jahres 1833 hatte er endlich viel Fleiß und Mühe an die Fortsetzung und Vollendung des in Donaueschingen begonnenen Trauerspiels »Czestmir« gewendet. Bekanntlich hat der große deutsche Dichterfürst Göthe bei seiner Würdigung der literarischen Bestrebungen der Böhmen denselben den Rath ertheilt: »den naturkräftigen und phantasiereichen Character des altböhmischen Lebens aus seinen Quellen, zu denen auch die Chronik gehört, klar und stark hervorströmen zu lassen, und in ihrer auffrischenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichst beizubehalten, welches nicht ausschließe: auch einen heutigen, allgemein ansprechenden Gehalt damit zu verbinden.« Diese Worte des großen Meisters hatte nun Ebert, so wie bei der Bearbeitung anderer nationaler Stoffe, auch bei dem Trauerspiele »Czestmir« treulich beherzigt. Er versprach sich daher in der Heimat eine günstige Aufnahme. Aber die Aufführung dieses Stückes und der Erfolg entsprachen weder den Erwartungen des Verfassers, noch der theilnehmenden, verständigen Freunde. Auch äußere Umstände waren dieser Tragödie ungünstig; doch hat der Dichter die Hoffnung nicht aufgegeben, sie einst, mit einiger Umarbeitung, dem öffentlichen Urtheile gedruckt übergeben zu können.

Im Jahre 1844 übernahm Ebert neben seinen bisherigen Geschäften aus eigenem Antriebe die Direction einer Pferde-Eisenbahn, welche, nachdem sie in den Händen einer Gesellschaft nicht in Flor gebracht werden konnte, von dem Fürsten besonders darum gekauft worden war, weil sie von Prag aus in die fürstlichen Wälder führte. Ebert übernahm das Geschäft in der durch den späteren Erfolg gerechtfertigten Ansicht, aus dieser Verkehrsanstalt, deren gänzliche Auflassung bereits mehrmals in Antrag gebracht war, noch ein ihrem Besitzer nützendes Object zu machen, und durch massenhaften Transport von Steinkohlen die Industrie Prags und seiner Umgebungen fördern zu können.

Selbst in dieser Periode einer von manchen Seiten hämisch getadelten Thätigkeit war die dichterische Seele Ebert's mit dem Weben schöner lyrisch-epischer Gebilde beschäftigt, die er hie und da in Tagesblättern und Jahresbüchern veröffentlichte. Darunter ragt besonders das Fragment eines idyllischen Gedichtes, »der Wald,« hervor, welches ein Gegenstück des Klosters werden sollte; indem Ebert die Absicht

Karl Egon Ebert.

hatte, in einer Erzählung die Eigenthümlichkeiten der Waldnatur und der mit dieser näher verbunden lebenden Menschen zur Anschauung zu bringen. Da der Dichter seit der frühesten Jugend einige Monate des Jahres im Forste zubrachte, und später als leidenschaftlicher Jäger die aus dem Walde sprechenden Geheimnisse noch tiefer kennen lernte: so war er zur Handhabung dieses Stoffes gewiß der rechte Mann; welche Annahme auch das vorliegende Bruchstück und seine Waldlieder, vorzüglich sein schönes Gedicht: »Waldesahnung« rechtfertigen.

Im Jahre 1845 ließ Ebert bei Cotta in Stuttgart die vollständige Ausgabe seiner Gedichte in drei Büchern erscheinen, wodurch ihm wohl ein bleibender Ehrenplatz unter Deutschlands Dichtern gesichert ist. Böhmen insbesondere hat Ursache, auf diesen Dichter stolz zu sein; denn seine Werke legen zugleich ein rühmliches Zeugniß dafür ab, wie tief das germanische Element in diesem Lande wurzelt, und wie die deutsche Literatur zu seinen reinsten Lebensquellen gehört.

Schon in dem schönen Zueignungsgedichte au seinen edlen fürstlichen Mäcen bezeichnet Ebert seine neue Auffassung von Leben und Kunst. Characteristisch für sein Streben als Mensch und Dichter sind besouders folgende darin vorkommende Strophen:

— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

»Abgekehrt vom Glanz des Scheines,
Will er Eins nur, kann für Eines
Ganz nur brauchen seine Kraft.

Dieses Eine heißt das Echte,
Und das allwärts ewig Rechte,
So in Leben wie in Kunst;
Seitab weicht vor dieser Sonne
Falscher Schmerz, und falsche Wonne,
Wie ein schwanker Nebeldunst.

Und nach solcher Geisteslichtung
Kämpfte frei sich auch die Dichtung
Von so manchem eitlen Tand;
Die sonst grünen, blüh'n nur wollte,
Weiß und will nun, daß sie sollte
Als ein Fruchtbaum stehn im Land.«

Karl Egon Ebert.

Wahre Kritiker und echte Kenner des Schönen haben dieses Streben Ebert's nach dem Edelsten auch stets anerkannt, und die letzte Ausgabe seiner Gedichte, die größtentheils nur Gediegenes enthält, wurde allgemein als eine erfreuliche Erscheinung begrüßt. Die vielen neu zugewachsenen Gedichte sind von einer höheren Idee beseelt, tiefer an Gehalt, und die Sprache hat alle Vorzüge, die Ebert eigen sind: Klarheit, edle Einfachheit, passenden Ausdruck, leichten rythmischen Gang und sorgfältig gewählten Reim. Der günstigen Aufnahme dieser vollständigen Ausgabe von Ebert's Gedichten ist es daher zuzuschreiben, daß derselbe, als er im Jahre 1845 in Geschäften nach Wien kam, von den zahlreichen Literaten der Haupt- und Residenzstadt mit der größten Herzlichkeit empfangen wurde. Nebst andern Beweisen der ihm gezollten Achtung wurde ihm eine Festtafel gegeben, bei welcher fast alle vorzüglichen Literaten Wiens, und mehrere jetzt im Kreise der Politik und Staatsverwaltung hervorragende Celebritäten sich betheiligten. Bei dieser Gelegenheit wurden einige, den festlichen Anlaß betreffende Poesien gelesen, welche Ebert mit einem Gedichte beantwortete, das seinen innigen Dank, zugleich aber auch seinen tiefen Schmerz aussprach, Einen der geehrtesten Sangesgenossen, den damals schon geistiger Zerrüttung anheimgefallenen unglücklichen Lenau nicht im Kreise zu sehen.

Im Jahre 1848 wurde Ebert, in Anerkennung der bei der Administration der fürstlichen Domänen geleisteten guten Dienste, von seinem Fürsten zum Hofrath ernannt. Den politischen Bewegungen dieses Jahres konnte auch Ebert nicht fremd bleiben; doch blieb er unerschütterlich ein treuer Anhänger seines Landesherrn und der gesetzlichen Ordnung. Kaum war die Constitution für Oesterreich ausgesprochen, so berief er die Literatoren deutscher und slavischer Zunge, um gemeinsam mit ihnen die Mittel zu berathen, wie den voraussichtlichen Ausschreitungen der freigewordenen Presse zu begegnen, und sie im Gegentheile zur wohlthätigen Aufklärung des, dem altgewohnten Standpuncte plötzlich entrissenen, Volkes zu gebrauchen sei. Durch Volkswahl in das National-Comité berufen, blieb Ebert fortan der Vertreter von Mäßigung und Gesetzlichkeit. Namentlich trachtete er durch mehrere Aufsätze in Zeitungen den leidenschaftlichen Parteigeist der sich schroff gegenüberstehenden deutschen und slavischen Nationalität zu beschwören. Ein in diesem Geiste der Versöhnung damals veröffentlichtes Gedicht „der ge-

mischte Wald« ist hier besonders hervorzuheben. In dieser Zeit schrieb Ebert auch einen Aufsatz über die Robotablösung. Dabei kamen ihm die Erfahrungen zu statten, die er bei der Aufhebung der Frohnden in Baden im Jahre 1831 gemacht, und wo ihm die Opferwilligkeit seines edlen Fürsten die lebhafteste Bewunderung eingeflößt hatte. Das nachher erschienene Gesetz über die Ablösung der Frohnden basirt, wie sich Jedermann aus jenem Aufsatze überzeugen kann, vollkommen auf den von Ebert schon damals ausgesprochenen Grundsätzen.

In rascher Aufeinanderfolge kam hierauf Ebert mehrmals nach der Residenz; aber stets in dringenden, literarischen Verkehr fast ganz ausschließenden Geschäften. Bei einem solchen Besuch im Jahre 1850 erschien daher in der »Ost-Deutschen Post« eine dieses Hingeben an die Prosa des Lebens gutmüthig bespöttelnde Notiz, des Inhaltes: »Ebert sei wieder in Wien, aber nicht in literarischen, sondern in Steinkohlen-Angelegenheiten. Man könne also in der That sagen: »Der Dichter der Wlasta sei in die Grube gefahren.« Als Entgegnung hierauf ließ Ebert bei seiner Abreise in die nämliche Zeitung das im Anhange aufgenommene Gedicht einrücken, welches zeigt, wie er practische Geschäfte als ganz vereinbar mit dem Genius der Poesie ansieht, und ihre Trockenheit dichterisch genießbar zu machen versteht. In der hierauf folgenden Zeit, bis zum Jahre 1853, waren Ebert's Bemühungen einzig darauf gerichtet, den großen Widerstand zu besiegen, welcher der schon besprochenen Umgestaltung der fürstlichen Pferdeeisenbahn in die gegenwärtige Buschtiehrader Locomotivbahn von vielen Seiten entgegengestellt wurde. Daß endlich die Regierungsconcession ertheilt wurde, daß durch den Hinzutritt mehrerer Theilnehmer und durch die Gründung einer Actien-Gesellschaft die Ausführung eines Unternehmens ermöglicht ward, welches sich bereits jetzt allen Betheiligten rentabel, und den volkswirthschaftlichen Interessen förderlich erweist, ist größtentheils der richtigen Auffassung und dem rastlosen Eifer zuzuschreiben, womit Ebert diese Sache in einigen von ihm entworfenen Majestätsgesuchen, Denkschriften und journalistischen Aufsätzen vertreten hat.

Erst nach Abwicklung dieser Geschäfte konnte Ebert zeitweise wieder seinem inneren Drange zum poetischen Schaffen folgen. Es war ihm ein Bedürfniß, die Resultate seiner Erfahrungen, seine rein practischen Anschauungen aller Lebensverhältnisse und Richtungen in unsern socialen und politischen Zuständen in einer Reihe von Gedichten niederzu-

legen. So begann er im Jahre 1853 ein Werk, welchem er die Ueberschrift gab: »Fromme Gedanken eines weltlichen Mannes.« Bloße Betrachtung, Reflexion, das Philosophiren über Gegenstände, an welche fromme Gedanken sich anreihen, sollen von diesen Gedichten möglichst ausgeschlossen, auch die pietistische Färbung vermieden werden. Nur das, was uns täglich entgegentritt, und tief in das wirkliche Leben greift, soll dargestellt werden. Ebert will dieses Werk nicht früher der Oeffentlichkeit übergeben, als bis alle Richtungen möglichst erschöpft sind, die er in den Bereich der frommen Gedanken zu ziehen gedenkt.

Um die Tendenz dieser Gedichte genauer in's Licht zu stellen, werden einige dem Anhange beigefügt.

Im Sommer 1854 wurde Ebert von seinem edlen, ihn vollkommen würdigenden Fürsten zum Güteradministrator ernannt, und ihm somit die oberste Verwaltungsleitung der in Böhmen gelegenen, eilf Quadratmeilen umfassenden, fürstlichen Besitzungen übertragen. Wenige Monate nach Antritt der neuen Wirksamkeit reiste Ebert nach Ischl, wo der Fürst damals sich aufhielt, um über mancherlei Pläne und Unternehmungen Rücksprache zu pflegen, und Entscheidungen einzuholen. Der Fürst stand in voller Manneskraft. Da erhielt Ebert im October 1854, in rascher Aufeinanderfolge, telegraphische Mittheilungen über eine dem Fürsten zugestoßene bedenkliche Krankheit, und endlich erschien die erschütternde Botschaft von dem am 22. October erfolgten Hintritt. Ebert's Schmerz über den Verlust des mit der innigsten Hingebung verehrten, echt fürstlichen Mannes, der sein gerechter Dienstherr, Wohlthäter und Mäcen gewesen, war grenzenlos. Dieser Schmerz war so übermächtig, daß Ebert, dadurch wie vernichtet, ihm lang keine Worte geben konnte. Erst im Jahre 1855 war es ihm vergönnt, zu thun, was er gleich nach dem harten Schlage nicht vermochte. Er ließ nämlich in Friedrich Ehrlich's Buchhandlung in Prag einen Kranz von Sonetten erscheinen, dem er den Titel gab: »Ein Denkmal für Karl Egon Fürsten zu Fürstenberg.« In diesen Sonetten ist der herrliche, seiner hohen Gesinnung wegen in ganz Deutschland, ja in Europa verehrte, echt adelige Mann in seinem Geiste, seinem Gemüthe, seinem öffentlichen und häuslichen Leben mit einer so ergreifenden Wahrheit, tiefer Liebe und Pietät geschildert, daß wohl kein Leser davon unbewegt bleiben kann. Dieses reine Dankopfer gehört zugleich zu seinen schönsten poetischen Erzeugnissen. In den Anhang sind einige dieser

Karl Egon Ebert.

Sonette aufgenommen worden. Entwirft man sich nach diesem Ueberblick von Karl Egon Ebert's Sein und Wirken sein Characterbild: so muß dasselbe für ihn als Mensch, Dichter und Geschäftsmann Sympathie erregen und Achtung einflößen. Denn überall leuchten daraus der ethische Kern seiner Seele, die Tiefe des Gemüths, seine vorzügliche geistige Begabung, die Treue seiner Gesinnung, seine Redlichkeit und Wahrheit in Freundschaft und Liebe hervor. In seiner amtlichen Stellung war Ebert nicht nur ein treuer Diener seines Herrn, sondern auch ein gerechter, sorgsamer, den Geringsten seiner Untergebenen human behandelnder Vorgesetzter. Die Freunde der Poesie haben endlich Carl Egon Ebert doppelt zu preisen; einmal für die bereits gebrachten Blüthen und Früchte seines schönen Talents, dann wegen der Unverwüstlichkeit seiner Dichternatur, welche noch werthvolle Erzeugnisse erwarten läßt. Er hat, wie wir eben hören, seit Jahren körperlich leidend, bei dem Nachfolger seines im Jahre 1854 dahingegangenen Herrn, dem Fürsten Max Egon zu Fürstenberg, die Versetzung in den Ruhestand nachgesucht und erhalten. Wir wollen hoffen, daß er nun durch Sorgfalt für seinen Körper die Frische des Geistes ganz wieder gewinnen wird, um, sich von Neuem ausschließlich literarischer Thätigkeit hingebend, uns noch manche poetische Werke zu schenken. Durch den Einfluß einer gereiften Erfahrung und gewonnenen Menschenkenntniß dürfte er jetzt besonders geeignet sein, in der von ihm schon in der Jugend besonders geliebten dramatischen Form Tüchtiges zu schaffen.

Unter allen Lebensverhältnissen hat Karl Egon Ebert bewiesen, daß er zu den Auserkorenen gehört, von welchen der alte classische Vers sagt:

Est Deus in nobis, agitante calescimus illo

Leopold Friedrich Edler von Schmidt.

Karl Egon Ebert.

Gedichte.

(Dritte Auflage. Stuttgart 1845. Cotta.)

Waldes Ahnung.

Die kalte trübe Herbstnacht weicht,
Des Morgenswindes Flügel
Weht frisch umher, der Nebel schleicht
Um Thal und Schlucht und Hügel;
Im Waldgebirge dämmert's auf,
Noch strecken die Bäume das Haupt nicht hinauf,
Noch sind sie schlummertrunken
In tiefe Ruh' versunken.

Zuerst erwacht der Eichenbaum,
Er steht auf dem höchsten Gipfel,
Schon hohl ist des Stammes inn'rer Raum,
Doch ragt noch stolz sein Wipfel;
Schon manch Jahrhundert steht er so,
Und ist noch immer des Grünens froh,
Ihm ist, als dem Vater und König,
Das Baumvolk unterthänig.

Er schüttelt jetzt sein breit Geäst,
Und schaut ringsum herunter,
Da werden, gerüttelt vom starken West,
Die Bäume schon wach und munter;
Es braust in den Zweigen und wühlt herum,
Es flattern die Blätter um und um,
Die gelben und die rothen,
Und sinken todt zu den todten.

Karl Egon Ebert.

Der Eichbaum rauscht mit warnendem Ton:
»Gelinder doch nur, gelinder!
»Seid nicht so stürmisch am Morgen schon,
»Wie habt ihr geschlafen, Kinder?«
Er ruft's, und es neigt sich der ganze Wald,
Und blickt dann auf zu der greisen Gestalt,
Dann flüstern und lispeln die Bäume:
»Wir hatten böse Träume.«

Die Tanne spricht: »Mir träumt', im Sturm
»Hätt' ich geschwankt und gezittert,
»Dann kroch in die Rinde der giftige Wurm,
»Die Wurzel war mir erschüttert;
»Vom Fuß bis zum Haupte der Schmerzen voll,
»Fühlt' ich mich sterben Zoll um Zoll, —
»Wohl mir, ich bin genesen,
»Es ist ein Traum nur gewesen.«

Die Buche spricht: »Der Heher sprang
»Auf einen meiner Arme,
»Und ächzt' und seufzte mit traurigem Klang,
»Und klagt' in tiefem Harme:
»Leb' wohl, leb' wohl, du Buche mein,
»Ich werde dein Gast nicht fürder sein,
»Leb' wohl, es enden die Freuden,
»Wir müssen für immer scheiden.«

Die Birke spricht: »Der Jäger saß
»Mit seiner süßen Lieben
»Zu meinen Füßen im hohen Gras,
»So wie er es oft getrieben,
»Da sagt er: Holde, nun müssen wir fort,
»Und suchen einen andern Ort,
»Hier können wir vor den scheelen
»Augen uns nimmer hehlen.«

Karl Egon Ebert.

Zuletzt noch spricht der Wachholderstrauch:
»In meines Dunkels Schutze
»Barg sich nach langgewohntem Brauch
»Ein Reh, dem Jäger zum Trutze;
»Heut' aber träumt' ich bang und schwer,
»Ich sah das Lager öd' und leer,
»Ich hätt' um des Rehleins Leben
»All' meine Beeren gegeben!«

Da rauscht der alte Eichenbaum:
»Weh mir, und weh uns Allen!
»Auch ich hatt' einen schrecklichen Traum,
»Ich sah mein Volk gefallen;
»Ihr wart gestürzt im weiten Rund,
»Die Wipfel küßten den nieder'n Grund,
»Die mächtigen Stämme lagen,
»Die Sträuche waren zerschlagen.«

»Schon dreimal, seit in den Felsenspalt
»Ich trieb die wachsenden Glieder,
»Verschwand vor dem Blick mir der herrliche Wald,
»Doch immer erstand er wieder;
»Nun bin ich alt und krank und geschwächt!
»Weh mir, ich erlebe kein neues Geschlecht,
»Und sollt ihr Jüngern verderben,
»So sehn' auch ich mich zu sterben.«

Kaum hat der Eichbaum ausgerauscht,
Da tönen dumpfe Schläge,
Der ganze Wald ist bang und lauscht,
Was das wohl werden möge;
Der Beilschlag ist's und Männerwort,
Es hallt und dröhnet fort und fort,
Am Waldrand hört man mit Prasseln
Die Bäume niederrasseln. —

Karl Egon Ebert.

Der Winter vergeht, in Hain und Flur
Beginnt es wieder zu keimen,
Doch im Gebirg ist keine Spur
Von himmelanstrebenden Bäumen;
Sie liegen gestürzt in weitem Rund,
Die Wipfel küssen den niederen Grund,
Am Felskamm steht als Leiche
Allein die verdorrte Eiche.

Aus den frommen Gedanken eines weltlichen Mannes.

Was fromme Gedanken sind.

Wahrhaft fromm nenn' ich
Solcherlei Gedanken,
Die an Edles sich
Stets und Würd'ges ranken,

Die der Wesen Grund
Innerlichst betrachten,
Und auf seltnen Fund
In Gemüthern achten,

Die Gefühl' erspäh'n,
So in Herzens Tiefen,
Kaum von uns geseh'n,
Unerwacht noch schliefen,

Die, was Gott erschuf,
Uns bewundern lassen,
Nützlichen Beruf
Jedes Dings erfassen,

Die, was uns erhellt,
Was uns kann erheben,
Suchen in der Welt,
Forschen aus im Leben,

Karl Egon Ebert.

Sagen, was uns ziert,
Wenn's der Einzle hätte,
Und was uns gebührt
Als ein Glied der Kette.

Solches Denken auch
Muß ich frommes nennen,
Das uns läßt den Hauch
Wahrer Lieb' erkennen,

Das uns kann den Blick
Nach uns selbst verklären,
Schaffen innres Glück,
Inn're Schönheit mehren,

Das dagegen lehrt,
Was nur lockt und schmeichelt,
Und uns ernst verwehrt,
Was nur Schönheit heuchelt,

Das uns stellen kann
Fest auf uns hienieden,
Doch mit Jedermann
Leben macht in Frieden.

Aber auch der Zorn
Ist nicht ausgeschlossen,
Wenn er aus dem Born
Reinen Sinn's geflossen;

Denn nur der ist gut,
Der nur liebt das Rechte,
Dem nicht fehlt der Muth,
Anzugeh'n das Schlechte.

Karl Egon Ebert.

Jesus war voll Lieb'
Auch, da er im Eifer
Aus dem Tempel trieb
Käufer und Verkäufer.

Treiben möcht' auch ich
Aus der Erde Tempel,
Was nicht tief in sich
Trägt des Edlen Stempel.

Ach, ich weiß wie schwer
Solches mag gelingen,
Doch man kann nicht mehr,
Als nach Gutem ringen.

Hat, was ich gesagt,
Ein Gemüth durchdrungen,
Bin ich nicht verzagt,
Viel ist mir gelungen,

O ein Herz ist viel!
Würde stets genommen
Eins zum guten Ziel,
Allen wär's zum Frommen.

Karl Egon Ebert.

Der Wald.

Wenn ich mit ernstem Sinn durch mächt'ge Forste geh',
Und all die hohe Pracht, die grünen Wunder seh',
Dies Baumvolk, welches wächst, und stirbt, und neu beginnt,
Den Greis, den Mann im Wald, den Jüngling und das Kind,
Dann lenket sich mein Geist in frühe Zeit zurücke,
Und seherhaft ergeh'n im Künft'gen sich die Blicke.

Du hohler Riesenbaum, was hast du wohl erlebt,
Seit aus dem Eichelkern dein Keim emporgestrebt!
Geschlechter starben hin, Geschlechter standen auf,
Indeß du grüntest fort, und wuchsest still herauf,
Und traf dich auch ein Blitz, hast du im Wind gezittert,
Dein Haupt es blieb verschont, die Wurzel unerschüttert.

Vorüber sind sie nun, die Tage deiner Kraft,
Das Greisenalter kam, es stockt der Lebenssaft
Dein Laub ist fahl und dünn, im Marke pickt der Wurm,
Von deinem morschen Leib fällt Glied um Glied im Sturm;
Du stirbst, und stirbst doch nicht; dein Lebenswerk zu krönen,
Hast du vervielfacht dich in tausend Enkelsöhnen.

Die jüngern Eichen hier, bald nützen sie der Welt;
Die wird gebracht zum Damm, der ab den Bergstrom hält,
Und die zum starken Wehr, von dem die Schaumfluth braus't,
Und die zum Wellenbaum, an dem das Mühlrad saus't,
Die andern werden bald als Halt der Dampfbahn liegen,
Auf der mit Windeseil' zu Völkern Völker fliegen.

Ein dunkler Tannenhain streckt dort sich hoch empor,
Und über ihn noch ragt ein Fichtenwald hervor;
Ja, schaut nur kühn umher, ja raget nur recht stolz,
Zu Thurmesspitzen seid und Masten ihr das Holz,
Ihr schlanken Föhren auch sollt hohem Drang genügen,
Ihr sollt das Schiff uns bau'n, ihr sollt das Weltmeer pflügen!

Karl Egon Ebert.

Auch ihr von mind'rem Wuchs, von euch geht Wohlthat aus
Dem Menschen überall; euch dankt er Hütt' und Haus,
Ihr wärmt ihm das Gemach, ihr flammt auf seinem Herd,
Ihr wahrt, erhaltet ihn, indem ihr euch verzehrt,
Ihr wißt mit Schatten ihn, so lang ihr lebt, zu laben,
Und schenkt ihm, sterbet ihr, noch höh're reiche Gaben.

Dort ist gemischter Wald, der frisch im Wachsen steht,
Aus ihm wird Wieg' und Sarg, und manches Hausgeräth,
Aus ihm auch wird der Pflug, der alle Welt ernährt,
Der Wagen, der das Gold des Korns vom Acker fährt,
Die Scheune, d'rin er ruht, der Schlegel, der es drischt,
Der Trog, d'rin man zum Brod das Mark der Aehre mischt.

Auch jenes schlanke Holz, so schwach es ist und klein,
Will gerne nützlich schon, der Erde dienstbar sein;
Zu Hau'n und Schaufeln gibt's den Stiel, den Zaun, den Pflock,
Blutgier'gen Lanzenschaft, barmherz'gen Krückenstock,
Es gibt die Stange, d'rum sich Reb' und Hopfen windet,
Das Stäbchen selbst, daran der Gärtner Blumen bindet. —

O Segen ist im Wald! Wenn ich ein Pfleger wäre
Von solchem Heiligthum, ich dünkt' in meiner Sphäre
Gleich einem Priester mich, zu wahren einen Schatz
Vom Höchsten auserwählt, gestellt an meinen Platz,
Ich glaubte mich dereinst vor seines Thrones Stufen
Vom anvertrauten Gut zur Rechenschaft berufen.

Ihr, die ihr wahren sollt solch anvertrautes Gut,
Für seine Pflege sorgt, und haltet's treu in Hut,
Sä't, pflanzet ohne Rast, laßt nicht ein Plätzchen frei,
D'rauf nicht ein Saamenkorn, d'rauf nicht ein Pflänzchen sei,
Uebt eure heil'ge Pflicht, und scheuet nicht Beschwerde,
Der Klugheit und dem Fleiß ist dankbar stets die Erde.

Und wenn es keimt und sproßt in einem jungen Schlag,
Dann fleht den Himmel an inbrünstig Tag für Tag,
Daß eure Pflanzung nicht an Näß' und Dürre stirbt,
Daß sie die Raupe nicht, der Käfer nicht verdirbt,
Und daß im Frost auf sie, die grünen Kinder alle,
Ein leichter weicher Schnee als warmes Bettlein falle.

Wer einen Baum gepflegt, bis er dem Auswuchs naht,
Der kann sich deß erfreu'n, und rühmen einer That,
Wer einen Wald gehegt, bis, vor Gefahr geschützt,
Er aufstrebt und gedeiht, der hat genug genützt,
Er tröste sich damit, will einst der Tod ihn raffen,
Daß er ein Segenswerk, der Welt ein Heil geschaffen.

Lerche und Seele.

Noch im Schlummer liegt die Welt,
Kaum erst graut der Morgen,
Schon entschwingt sich Lerche dem Feld,
D'rin sie war geborgen.

Wie du früh am Tagwerk bist!
Arbeit ohne Beschwerde,
Die ein ewiges Schweben ist
Zwischen Himmel und Erde.

Trillernd, jubelnd steigst du auf,
Sachte sinkst du nieder,
Und du endest den kühnen Lauf
Immer am Boden wieder.

Oben bist du doch nur ein Gast,
Bist an den Grund gekettet,
Wo du ein grünes Plätzchen hast,
D'rin du dich weich gebettet.

Karl Egon Ebert.

Meine Seele, wie gleichest du
Dieser Lerch' im Leben,
Denn auch du mußt ohne Ruh'
Auf- und niederschweben.

Wenn auch sonnenwärts in Luft
Oft du dich schwingest munter,
Immer geschieht es, daß du mußt
Wieder bald herunter.

Lassen kannst du das Fliegen nicht
Hin, wo die Sterne winken,
Reinere Luft und helleres Licht
Mußt du zuweilen trinken;

Doch bis an das höchste Ziel
Nicht vermagst du zu dringen,
Denn es hängt dir all zu viel
Irdischer Staub an den Schwingen.

Zwischen Himmel und Erde so
Bleibst du in stetem Wandern,
Bist des Einen selig froh,
Und erfreust dich der andern.

Einst fällt aller Ballast von dir,
Himmelan wirst du schweben,
Aber hier genüge dir
Dieses Lerchenleben.

Karl Egon Ebert.

Aus dem Sonettenkranze:

Denkmal für Karl Egon Fürsten zu Fürstenberg.

(Prag, Ehrlich 1855.) *)

1.

Von einem Sterne hatte sich vor Jahren
Ein herrlich leuchtend Theilchen losgerissen,
Es fiel, und in der Erde Finsternissen
Ward's hell von seinem Glanz, dem wunderbaren.

Der Ew'ge sah's, und sprach: »Ich will dich klaren,
»Dich reinen Schimmer nicht erloschen wissen,
»Auch sollst den Himmel Du mir nicht vermissen
»Dort, wo ich Dich auf Erden will bewahren.«

Gott sprach es, und es war der glüh'nde Funken
In eines Mannes edles Herz gesunken,
Ein Herz voll hohen Drang's und schöner Triebe;

Das schwoll noch mächt'ger jetzt in freud'gem Wallen,
Denn jener Funken', der hineingefallen,
War ein Atom, ein Theil vom — Stern der Liebe.

3.

Er war ein Fürst. Auch außen sah man helle
Auf seiner Brust ein irdisch Sternbild blitzen,
Gar herrlich flammten seine Strahlenspitzen
Vor Lust, zu glüh'n an so geweihter Stelle.

*) Siehe Biographie Seite 166.

Karl Egon Ebert.

Er war ein Fürst. Schon an des Lebens Schwelle
Ward ihm die Macht; wer konnte sie besitzen,
Und so wie er im schönsten Sinne nützen
Zum Heil der Welt, als reichen Segens Quelle!

Ward er geboren nicht im Fürstenorden,
Er wär' durch Sinnesadel Fürst geworden,
Denn mehr nach Edlem sah man Keinen dürsten;

Welch einen Platz das Schicksal ihm erlesen,
Da wäre stets ein erster Platz gewesen,
Und immer hätt' er sich gereiht zum Fürsten.

11.

Daß doch hienieden nicht das Beste dauert,
Daß bald ergrauen mußt' auch dieses Haupt,
Daß dieser Wunderbaum auch ward entlaubt
Vom eis'gen Hauch, der durch die Erde schauert!

Daß in der schönsten Frucht der Wurm schon lauert,
Der ihren Saft verzehrt, die Frisch' ihr raubt,
Daß meist ob dem, woran zuhöchst sie glaubt,
Die Welt so bald, so früh die Liebe trauert!

Wie mancher Mann, der nichts den Andern galt,
Lebt hin gedankenlos, wird stumpf und alt,
Nicht sterben kann er, der gelebt vergebens;

Und Ihn, der Seinen Glück, so Vieler Heil,
Den hohen Freund der Menschheit trifft der Pfeil
Des Todes in der Vollkraft seines Lebens!

27.

Ich bete: »Herr, in deinen Seligkeiten
»Laß schwelgen ihn, der stets für dich erglühte,
»Der, als ein Auserkor'ner, treu sich mühte,
»Dein himmlisch Reich hienieden auszubreiten.«

»Laß ihn die Flügel über alle spreiten,
»Die er im Leben warm geliebt; behüte,
»O Herr, vor allem Uebel jede Blüthe,
»Die er gehegt in seines Wirkens Zeiten.«

Die Saaten, die er ausgestreut auf Erden,
Die Keime, die er legte, wolle stärken,
Daß sie zur Frucht, zur reichen Ernte werden;

So lohn' ihm Gott sein Dir gefällig Streben,
Und laß von seinen schönen, edlen Werken
Der späten Nachwelt noch ein Zeugniß geben!

An meine literarischen Freunde in Wien bei der Abreise am 16. April 1850. *)

Ein Spötter sprach das Wort: »Daß ich, der noch vor Jahren
»Als Dichter ward genannt, zur Grube sei gefahren;«
Und wahrlich, er hat Recht;
Doch ist's die Grube nur, drin Gnomen leuchtend tanzen,
Und drin verwandelt liegt der Bäume, Gräser, Pflanzen,
Versunkenes Geschlecht.

Was einst der alten Welt in grünem Schmuck erschienen,
Geschwärzt, erstarrt, versteint, ist es bestimmt zu dienen
Jetzt einer neuen Welt;
Es wärmt der Menschen Herd, läßt Güter uns bereiten,
Und hilft zu Land und See, daß aus den fernsten Weiten
Sich Volk zu Volk gesellt.

*) Siehe Biographie Seite 165.

Karl Egon Ebert.

Der Rasen, d'rauf vielleicht einst Krieger sich getödtet,
Bis sich von dunklem Blut ein jeder Halm geröthet,
Für Niemand zum Gewinnst,
Treibt jetzt der Mühle Rad, entfernt vom Wasserschwalle,
Erzeugt uns süße Kost, gestaltet uns Metalle,
Und webt uns ein Gespinnst.

Erbaulich ist's, zu schau'n in dunkle heil'ge Tiefen,
Drin unerkannt so lang die Zauberkräfte schliefen,
Dem Menschenwohl geweiht;
Aus diesen Gruben, Freund, drin Du mich glaubst begraben,
Stieg aus ein reicher Schatz von Gottverlieh'nen Gaben,
Steigt eine große Zeit.

Für solche Wunder darf wohl auch ein Dichter schwärmen,
Es soll sein reges Herz für Alles sich erwärmen,
Was gut ist, und was nützt;
Er muß kein Träumer sein, der mit der Luft nur reiset,
Nur Rosendufte trinkt, nur Mondesstrahlen speiset,
Aus Wolken Bilder schnitzt.

Doch wahr ist's — ich gesteh's — zu ernst bin ich geworden,
Seit ich, hinweggeführt von holden Blumenborden,
Auf nackter Erde steh',
Und mich beschleicht gar oft im rüstigsten Geschäfte
Des bunten Lebensmarkt's, bei'm Regen aller Kräfte
Ein leises inn'res Weh.

Allein ich dulde nicht, daß es mich ganz entmuthe,
Denn wirken muß der Mann, so lang in seinem Blute
Noch echte Wärme lebt;
Nicht unpoetisch ist's, ein tüchtig Werk zu schaffen,
Der Dichtergluth bedarf's, im Kampf nicht zu erschlaffen,
Es dichtet, wer da strebt.

Und wer nicht dichtet so, als ob er handeln sollte,
Und wer nicht handelt so, als ob er dichten wollte,
Der ist's, dem nichts gelingt,
Der dichtet nimmermehr, wie's frommt in unsern Lagen,
Und der treibt kein Geschäft, wie es in diesen Tagen
Der Menschheit Segen bringt.

D'rum — ganz von dem erfüllt, was diesmal in die Mauern
Der Hauptstadt mich geführt, mußt' ich mit tiefem Trauern
Bezwingen mir den Drang,
Ich mußte fern von Euch, Ihr edlen Männer, leben,
Die mir so innerst werth durch Denken, Fühlen, Streben,
Gesinnung und Gesang.

Doch glaubet mir, mein Herz sank nicht zur Grube nieder,
Es lebt und fühlt noch stark, und Zeiten kommen wieder,
Wo es an eurem schlägt!
Lebt wohl! ob nah', ob fern, die Liebe werd' ich wahren,
Die, wissend wie Ihr hold und liebreich war't vor Jahren,
Mir stet's die Brust bewegt.

Der gemischte Wald.

(Im Jahre 1848.) *)

Es stand im guten Boden, Jahrhunderte schon alt,
Ein hoher, üppiger, stolzer, recht hochgeschossener Wald,
Viel Tannen mit prächtigen Wipfeln, mit hochaufstrebendem Schaft,
Dabei breitwüchsige Eichen in voller gedrungener Kraft.

Wohl war weitum in den Reichen kein gleicher mächtiger Forst,
Der Hirsch erwählt' ihn zur Wohnung, der Adler ihn zum Horst,
Und wenn im Gezweig es rauschte, der Chor der Vögel sang,
Da gab es wundervollen harmonischen Doppelklang.

*) Siehe Biographie Seite 165

Karl Egon Ebert.

Da war's ein Tannenjüngling, der einmal also sprach:
„Fürwahr, ich möcht' erkunden, was unser Geschlecht verbrach,
„Daß mitten in seine Reihen der fremde Stamm sich gedrängt,
„Der Luft und Licht uns raubet, und uns den Raum beengt.“

„Ha, wären nur nicht die Eichen, die sich so breit gemacht,
„Wir strebten empor viel anders in Muth und Kraft und Pracht!
„Wär' klug der Herr des Waldes, er fällte die Eichen all',
„Und ließ' uns frei gewähren nach uns'rer Dränger Fall.“

Das hörte der Waldherr wirklich, der still im Schatten geruht;
Er rief: „„Du junges Bäumlein, du sprichst nicht recht und gut;
„Die Eiche steht im Grunde Jahrhunderte lang in Ruh',
„Sie hat gekeimt und gewurzelt mit Fug und Recht, wie Du.““

„Mein Urahn gab ihr die Stätte; und wuchsen die Eichen breit,
„So hattet ihr hoch zu schießen dieselbe volle Zeit,
„Ihr seid auch hoch geschossen, ihr strebtet in's Licht hinan,
„Und freudig sieht mein Auge euch herrliche Tannen an.“

„Doch wisset: fällt' ich die Eichen, mit denen ihr steht im Schluß,
„Es wär' zum Schaden euch selber vom Haupte bis zum Fuß,
„Euch würde die Sonne sengen, vertrock'nen Mark und Splint,
„Und lockern eure Wurzel ein ungestümer Wind.“

„Und führ' ein Sturm, ein wilder, in eure gelichteten Reih'n,
„Dann bräch' er durch die Lücken mit doppelter Wucht herein,
„Und leichtlich würdet gerüttelt ihr Kräftigen aus dem Grund,
„Und zu den gestürzten Eichen fiel't ihr auch todeswund.“

„D'rum, Tannen, euch zur Seite laßt friedlich die Eichen steh'n,
„Und ihr auch, Eichen, Brüder sollt in den Tannen ihr seh'n,
„So kräftigt ihr euch Beide, einträchtig im Verband,
„Was Gott der Herr vereinigt, nicht lös' es irdische Hand.“

Karl Egon Ebert.

Kaum war das Wort gesprochen, als wirklich Sturm sich hebt,
So wild, daß die Lüfte heulen, die Erde schütternd bebt,
Die einzelnen Bäum' im Freien zersplittern zu Stumpf und Span,
Hält jetzt der Wald nicht zusammen, so ist's um ihn gethan.

Doch sieh, in die weiten Arme faßt hier ein Eichenbaum
Die hingebogenen Tannen, dort wieder schließt den Raum
Rings um ein Paar von Eichen ein Tannenphalanx dicht,
An dessen geschlossenen Gliedern des Windes Stoß sich bricht.

Hin neigt sich Stamm zum Stamme, es drückt sich Haupt an Haupt,
Ob es bewehrt mit Nadeln, ob es mit Blättern belaubt,
Einmüthig, treuverbündet dem Feind entgegengestemmt,
Fühlt Ein's sich dem Andern nöthig, Kein's mehr dem Andern fremd.

So, durch der Eintracht Wirken, ward Unheil abgewehrt,
Der Sturm, er raste vergebens, der Wald blieb unversehrt,
Sein Eig'ner lächelt wonnig, in tiefster Seel' erbaut, —
Mir däucht, auch Gottes Auge hat freudig niedergeschaut,

Karl Egon Ebert.

Aus dem Cyclus:
Literarisches Unwesen.

Das Gericht.

Als das Aug' mir zugefallen
Jüngst, da ich ein Märchen las,
Sah ich wie in Himmelshallen
Gott der Herr als Richter saß.

Und mit bleichem Angesichte
Trat ein Todesengel vor,
Führte schweigend zu Gerichte
Einen langen langen Chor.

Alle waren jung an Jahren,
Viel' schon welk von Saus und Braus,
Meist geziert mit langen Haaren,
Sah'n sie abenteuernd aus.

Bärte waren nicht zu schauen,
Hie und da ein Flaum am Kinn,
Aber aus den kecken Brauen
Blickt' ein Weltenstürmersinn.

Eine lange Feder führen
Sah man All' im ganzen Schwarm,
Bücher, Blätter und Brochüren
Trug ein Jeder unter'm Arm.

Karl Egon Ebert.

Und der Todesengel neigte
Vor dem Thron sich feierlich,
Hob das Haupt dann auf und zeigte
Auf die Schaaren hinter sich.

»Herr, ich hoffe, guter Frieden
Steht auf Erden wieder fest,
All dies Volk, es ist verschieden
An der Literatenpest.«

»Jungen sind es, Poetaster,
Fünfzehnjähr'ge Lyriker,
Sechzehnjähr'ge Kritikaster,
Komiker, Satyriker.«

»Achtzehnjähr'ge Redacteure,
Novellisten, dicht geschaart,
Und der Anekdotler Chöre,
Und Notizler jeder Art.«

»Dann noch jüng're Humoristen,
Phamphletisten sind dabei,
Und der andern Belletristen
Unerträglich lange Reih'.«

»Allen hat's zum Bücherschreiben
In den Fingern schon gejuckt,
Besser war's, sie ließen's bleiben,
Doch was half's? es ward gedruckt.«

»Sieh, mit Prosa und Gedichten
Ausgerüstet steh'n sie da,
Hoffend, hart nicht werde richten,
Wer erst ihre Werke sah.« —

Karl Egon Ebert.

Und der Ew'ge ließ sich bringen
All' die Bücher Band um Band,
Und, o Wunder! sie zergingen
Ihm wie Nebel in der Hand.

Sie zerflossen und zertrieben
Wie ein Dunst im Augenblick,
Und von all den Werken blieben
Tröpflein Wassers nur zurück.

Doch der Aelt'ste aus dem Kreise
Nahte jetzt dem höchsten Thron,
Und er sprach in stiller Weise
Und in tiefbescheid'nem Ton:

»Herr, wohl hab' ich auch geschrieben,
Doch zum Druck war ich verzagt,
Handschrift ist es noch geblieben,
Hab' mich weiter nicht gewagt.«

»Und es war wohl kühnlich Streben,
Was zu solchem Werk mich trieb,
Und ich reich' es hin mit Beben,
Was fast bebend selbst ich schrieb.«

»»Gib!«« erscholl's vom Throne nieder,
Und der Blätter kleine Zahl,
Und die anspruchlosen Lieder
Traf aus Gottes Aug' ein Strahl,

Und auf all' den einzelnen Blättern
Leuchtet's hin wie Blitzeslauf,
Und die Zeilen und die Lettern
Glühten wie in Flammen auf.

Karl Egon Ebert.

Und es sprach der Herr der Welten:
»Schön ist solche junge Saat,
Echter Trieb, er will mir gelten,
Aber nicht unechte That.«

»Geh' du ein in's Reich des Lichtes,
Und du sollst in sel'gen Au'n
Deines Traumes und Gedichtes
Gold'ne Wirklichkeit erschau'n.«

»Doch ihr Andern, die ihr Früchte
Vor dem Blühen wolltet sein,
Fort aus meinem Angesichte,
Fort zu der Gewißheit Pein,«

»Daß ihr nichts seid, und nichts werdet,
Weil ihr euch so viel gedünkt,
Wer als Schöpfer sich geberdet,
Mit so winz'ger Welt versinkt.«

Sprach es, und mit trotz'gen Mienen
Schrie'n empor die jungen Herrn,
Doch der Ew'ge warf nach ihnen
Niederschmetternd einen Stern.

Da entwich mein Schlaf. Schon heiter
Frühlicht war's, als ich erwacht,
Und den Traum erzähl' ich weiter,
Jungen Dichtern zum Bedacht.

Karl Egon Ebert.

Zöpfe und Köpfe.

„Der hat den Zopf!“ so sprecht ihr kleinen Tröpfe
Von Männern, die voran euch leuchtend gingen,
Doch sie zu schänden wird euch nie gelingen,
Schreit ihr auch heiser euch, und schreit euch Kröpfe.

O hättet ihr doch Goethe's, Schiller's Zöpfe,
Nur auch die Köpfe, d'ran die Zöpfe hingen,
Oder die Kraft, sich ihnen nachzuschwingen,
Mögt ihr auch Locken tragen oder Schöpfe.

Nicht für der Zöpfe Schönheit läßt sich streiten,
Doch wohlgeordnet war in jenen Zeiten
Der inn're Kopf auch hinter Zopf und Touren;

Doch hinter euren herrlichen Frisuren
Steckt ein Talentchen tief im fernsten Winkel,
Und sonst im weiten Raume Stolz und Dünkel.

Karl Egon Ebert.

Balladen und Romanzen.

Schwerting der Sachsenherzog.

Der Sachsenherzog Schwerting, der saß beim Festesmahl,
Da schäumten Weine perlend im eisernen Pocal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho gegenüber Schwerting saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

»Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir kund,
Warum Ihr mich geladen zu solcher Tafelrund?
Als ich herabgezogen aus meinem Dänenland,
Da hofft' ich Euch zu finden in güldenem Gewand.«

»»Herr König, Gold dem Freien, und Eisen für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's recht;
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm gezwängt,
Wär' eure Kette gülden, sie wäre längst zersprengt.««

»»Doch, mein' ich, gibt's noch Mittel, zu lösen solches Erz:
Ein bied'rer Sinn und Glaube, ein hoch und muthig Herz,
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundertfach,
Das muß den Eidschwur löschen, und tilgen nied're Schmach.««

Karl Egon Ebert.

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter, mit Fackeln allzumal,
Die harrten stumm und ruhig auf Schwertings leises Wort,
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwingend, fort.

Nicht lang, da scholl von unten zu Herrn und Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln von Feuerswuth empor,
Nicht lang, da ward's im Saale gar schwül und sommerheiß,
Und: »'s ist die Stund' gekommen,« sprach dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark —
»Halt, steh, und laß erproben dein ritterliches Mark,
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand,
Dein sei die Sachsenkrone, dein sei das Sachsenland!«

Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein,
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

Da knieen betend nieder die wack'ren Rittersleut':
»Herr, sei den Seelen gnädig, die selber sich befreit!«
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf,
Der König sinkt zu Boden, er reißt ihn wüthend auf.

»Schau hin, Du stolzer Sieger, erzitt're, feiges Herz,
So löst man Eisenbande, so schmilzt dein mächtig Erz!«
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gesaus,
Und nieder stürzen Alle, und nieder stürzt das Haus.

Otto der Schütze.

1.

»Mein Otto, zählst heut achtzehn Jahr,
Mußt auch was thun und ergreifen,
Kannst nicht mehr, wie es dein Liebstes war,
Nach Wild in den Wäldern schweifen.«

Karl Egon Ebert.

»Dein Bruder wird den Hessenthron,
Wenn Gott mich rufet, erwerben,
Doch Dir, mein jüngerer lieber Sohn,
Hab' ich kein Land zu vererben.«

»Drum sollst Du werden ein reicher Prälat,
Ein Abt mit Land und Leuten,
Und deinem Bruder mit gutem Rath
Dereinst zur Seite schreiten.«

»Nach Hersfeld in die hohe Abtei,
Führ' ich Dich selber morgen,
Daß alles bereit zur Reise sei,.
Sollst Du mit Fleiß mir besorgen.«

Der Landgraf Heinrich der Eiserne spricht's,
Dem Sohn um's Herz wird enge,
Er neigt sich tief, und erwiedert nichts,
Er kennt des Vaters Strenge.

Er eilt in sein Gemach hinauf,
Blickt weit in's Land mit Trauern; —
»Ei, soll ich schließen den Lebenslauf
In dumpfigen Klostermauern?«

»Und draußen rauscht der Wald so schön,
So flimmernd hüpfen die Wogen,
So herrlich ragen die grünen Höh'n
In den blauen Himmelsbogen!«

»Nein, mir ist gewachsen kein Pfaffenfleisch,
Mag faulen nicht in der Zelle,
Ich will hinaus in der Welt Geräusch,
Und in des Lebens Helle.«

»Ich bin ein junges, frisches Blut,
Vertrag' Wind, Schnee und Regen,
Hab' starke Arm' und frohen Muth,
Und hoff' auf Gottes Segen.«

Karl Egon Ebert.

Den Dolch und die Bolzen sucht er hervor,
Und langt die Armbrust herunter,
Und pfeift dem Hund, und geht aus dem Thor
Recht seelenvergnügt und munter.

Hin eilt er über Wies' und Feld,
Als wie vom Winde getragen,
Er summt ein Lied, der Rüde bellt,
Die Lerchen trillern und schlagen.

Am Waldrand blickt er um und spricht:
„Du Schloß, wohl seh' ich Dich nimmer,
Leb' wohl, mein Vater, und zürne mir nicht,
Fahr' hin, Abtei, für immer!“

2.

Jung Otto wandert am achten Tag
Auf eines Waldpfad's Spuren,
Er tritt hinaus aus dem dunklen Hag
In die freien, offenen Fluren.

Und wie er so wallet frank und frei
Vorüber an einem Weiher,
Zieht hoch in den Lüften stolz herbei
Ein weißer glänzender Reiher.

Jung Otto greift nach der Armbrust schnell —
„Sollst deinen Hochmuth büßen!“
Er schießt, und der Reiher stürzt zur Stell'
Herab zu seinen Füßen.

Er schaut den Vogel mit Freuden an,
Und dehnt die schimmernden Flügel,
Da jagt ein Reitertroß heran,
Herunter vom nahen Hügel,

Karl Egon Ebert.

Vorauf ein stattlicher Ritter braust,
Vom Hut ihm Federn nicken,
Er trägt den Falken auf der Faust,
Die Armbrust auf dem Rücken.

Bis zu dem Jüngling sprengt er vor,
Und ruft, von Zorn geröthet:
„Was kam Dir an, Du junger Thor,
Daß Du mein Wild getödtet?“

„Ist Dir zu schwer die rechte Hand,
Das rechte Aug' zu helle?
Sag' an, wer bist Du, kecker Fant,
Was ist dein Gewerb' Geselle?“ —

„„Herr, mein Gewerb ist Wandern jetzt,
Ich komm' aus fernen Gauen,
Und habe mir's in den Sinn gesetzt,
Einmal die Welt zu schauen.““

„„Doch find' ich irgend ein gut Gesicht,
Und off'ne Herzen und Hände,
So geh' ich von dannen weiter nicht,
Mein Wandern hat ein Ende.““

„„Ihr wollt meinen Namen wissen auch?
Was kann ein Nam' Euch nützen!
Doch — daß Ihr mich merkt nach gemeinem Brauch,
So nennt mich Otto den Schützen.““

„„Ihr wißt nun, was ich will und bin,
Könnt mich mit Namen nennen,
Nun wünscht' ich aber in meinem Sinn
Auch Euch, Herr Ritter, zu kennen.““

Der Herr zu Roß lacht in den Bart,
Kann kaum zur Rede sich fassen:
„Du bist ein Gesell gar sonderer Art,
Das muß man Dir gönnen und lassen.“

Karl Egon Ebert.

»Erst störst Du mir frech die eigene Jagd,
Und sollt'st es büßen mit Streichen,
Dann gehst Du mich an so unverzagt,
Als wärst Du meines Gleichen.«

»Und nun zur Strafe sag' ich's Dir,
Und sag' es Dir zur Schande:
Der Graf von Cleve heiß' ich hier,
Und bin der Herr im Lande.«

»»Ei, wenn Ihr in Cleve seid der Graf,
So dank' ich meinem Sterne,
So bin ich erfreut, daß ich Euch traf,
Euch dient' ich vor Allen gerne.««

»Du dienen mir? was ist deine Kunst?
Was weißt Du von nützlichen Dingen?«
»»Ei, Herr, ich kann Euch, mit Vergunst,
Gar Manches gut vollbringen.«

»»Ich schieß' Euch eure Feder vom Haupt
Auf hundert gute Schritte,
Ich treff' auf eben so weit, das glaubt,
Den Apfel in der Mitte.««

»»Ich tummle euer wildestes Roß,
Ich zwing' es eurem Zügel,
Ich rud're den Nachen und das Floß,
Als hätten sie Segel und Flügel.««

»»Ich richt' Euch störrige Falken ab,
Ich zähm' Euch bissige Rüden,
Ich will Euch sein ein getreuer Knapp,
Und nimmer ruh'n und ermüden.««

»»Dafür begehr' ich nur den Glanz
Von euren freundlichen Augen;
Wollt Ihr mich haben, so habt Ihr mich ganz,
Ich denk, ich werd Euch taugen.««

Karl Egon Ebert.

Der Graf in des Jünglings Antlitz schaut,
Das gelbe Locken umwallen,
Die Stirn, so offen, der Blick, so vertraut,
Wollen ihm baß gefallen.

»Fürwahr, daß Du der Schützen Zier,
Deß' hab' ich Kunde gewonnen,
Du holtest ja den Reiher Dir
Fast nieder aus der Sonnen.«

»Wohlan, mich dünkt, Du bist nicht faul,
Auch sonst kein schlimmer Genosse;
Besteige da den ledigen Gaul,
Und folge mir zum Schlosse.«

Gleich sitzt jung Otto im Sattel fest —
»Nun muß ich den Schuß mir loben,
Er hat gewonnen das Allerbest';
Dank, Herr — Ihr sollt mich erproben.«

3.

Am Hofe gefällt sich Otto der Schütz,
Er kennt nicht Furcht noch Scheue,
Die Knappen gewinnt er mit Scherz und Witz,
Den Herrn mit Fleiß und Treue.

Wo's Wagniß gibt, ist er vorauf,
Spielt d'rum doch nicht den Stolzen,
Sein Roß hat immer den schnellsten Lauf,
Die sicherste Kraft sein Bolzen.

Und wenn im Saal sein Lied erschallt,
Da horchen zumeist die Frauen,
Und manches Herz in Sehnsucht wallt,
Und schmachtende Augen thauen.

Karl Egon Ebert.

Der Graf hat auch ein Töchterlein
Sanft Elsbeth wird sie geheißen,
Ihr Auge glänzt im blauem Schein,
Wie Gold die Haare gleißen.

Die Hand ist klein und weiß und weich,
Und hilfreich aller Orten,
Ihr Mund an holdem Lächeln reich,
Doch arm an geschwätzigen Worten.

Bei'm Schießen reicht das edle Kind
Den Preis von hohem Sitze,
Doch wer den köstlichen Dank gewinnt,
Ist immer Otto der Schütze.

Und reitet sie zur Falkenjagd,
Hält Otto des Pferdes Zügel,
Und, was kein anderer Knappe wagt,
Er hilft ihr in den Bügel.

Und wenn auf dem Rhein sie fahren will,
Jung Otto rudert den Nachen,
Sie gleiten hin, und sind so still,
Doch Beider Augen lachen.

Bei'm Abendmahl ist's Otto's Pflicht,
Dem Herrn ein Lied zu singen,
Die Speisen berührt' sanft Elsbeth nicht,
So lang die Töne klingen.

Am Fenster lehnt sie noch spät zu Nacht,
Die Schlaflust zu erwarten,
Doch auch jung Otto noch immer wacht,
Und wandelt durch den Garten.

Und finden sie dann am hellen Tag
Zum ersten Mal sich wieder,
Durchzuckt es sie wie ein Wetterschlag,
Die Augen senken sie nieder,

Und steh'n, sich gleichen Sinn's bewußt,
Beklomm'nen Herzens ferne,
Und sänken an die klopfende Brust
Einander doch so gerne.

Sanft Elsbeths Auge, sonst so klar,
Wird trüber und immer trüber —
O schweigende Lieb', o Du holdes Paar,
Gott leite die Qual Dir vorüber!

4.

Der Graf sitzt lustig bei reichem Mahl
An Elsbeths Namensfeste,
Geschmückt mit Blumen ist der Saal,
Die Tafel prunkt auf's Beste.

Viel Herrn und Damen sind dabei,
Es gab ein Lanzenbrechen,
Nun schwatzen die Frau'n von Allerlei,
Die Männer lachen und zechen.

Sanft Elsbeth nur sitzt da so blaß,
Als ob sie ein Leid erführe,
Und schweigt, und blickt ohn' Unterlaß,
Verstohlen nach der Thüre.

Doch plötzlich wird die Stirn ihr licht,
Herein kommt Otto geschritten,
Viel bläßer als sonst ist sein Gesicht,
Als hätt' auch er gelitten.

Er tritt herein zum Herrn mit Hast —
»Ein Ritter harrt vor der Thüre,
Ich weiß nicht, ob ein geladener Gast,
Und ob ich herein ihn führe.«

Karl Egon Ebert.

Der Graf entgegen: »Wer's mag sein,
Herein nur zum Gelage,
Er soll sich laben am edlen Wein
Am heutigen Freudentage.«

Ein tritt der Fremde; — »Willkommen hier!«
Ruft ihm der Graf entgegen,
»Willkommen, Ritter Homburg, mir,
Ihr kommt mir recht gelegen.«

»Sagt an, wie geht's im Hessenland?
Ich hörte trübe Kunde,
Euch schlugen Seuchen, Hagel, Brand
Manch schwere tiefe Wunde.« —

»»Ach, wär's nur das, ich wollte dann
Nicht aus der Heimat eilen,
Doch ist es so, daß ein rechter Mann
Nicht mehr im Land kann weilen.««

»»Der Landgraf ist so wild und grimm,
Er möchte nur köpfen und henken,
Doch freilich ging's ihm gar zu schlimm,
Man kann's ihm kaum verdenken.««

»»Ihm raubte die Pest den älteren Sohn,
Der für den Thron geboren,
Der jüngere ist seit Jahren schon
Verschollen und verloren.««

»»Der Alte ist ganz in Gram versetzt,
Will gar die Krone lassen,
Der Eidam Braunschweig wird wohl jetzt
Das ledige Land erfassen.«« —

Als so der Ritter eifrig erzählt,
Ist Otto zum Tisch getreten,
Ein Nachbar eben bei Elsbeth fehlt,
Er setzt sich ungebeten,

Karl Egon Ebert.

Und hat ihr die zuckende Hand erfaßt,
Den zitternden Leib umfangen,
Und drückt einen glühenden Kuß in Hast
Auf ihre erbleichenden Wangen.

Auf schrecken die Gäst', auf fährt vom Sitz
Der Graf mit blankem Schwerte,
Wohl wäre gefallen Otto der Schütz,
Wenn er es behend nicht wehrte.

Er fängt mit der Rechten des Grafen Arm,
Faßt Elsbeth mit der Linken,
Und hält von sich ab der Gäste Schwarm
Mit vielbedeutenden Winken.

»Ei, daß Ihr gar so stolz gesinnt!
Ich denk', 's ist nicht vermessen,
Wenn eines Clever Grafen Kind
Ein Landgraf küßt von Hessen.«

»Der aber bin ich, der zweite Sohn,
Dem jetzt der Thron gebühret,
Satt wahrlich hab' ich das Dienen schon,
Will seh'n auch, wie sich's regieret.«

»Und will mich euer Töchterlein
Als liebende Braut begrüßen,
So soll sie bald Landgräfin sein,
Und mir das Leben versüßen.«

Der Ritter Homburg eilt herbei,
Senkt auf ein Knie sich nieder —
»Nun sind wir Hessen von Bangen frei,
Den Erben haben wir wieder.«

Dem Grafen auch wird Alles klar,
Doch kann er sich kaum noch fassen,
Dem Landgraf reicht er die Rechte dar —
»Ihr sollt mir als Eidam passen.«

Nun lärmen auch die Gäst' im Saal,
Begreifen erst das Wahre,
Die Herrn und Damen allzumal
Glückwünschen dem neuen Paare.

Und Otto lacht: »Hab' ich schießen gelernt?
Mich rühmten mit Recht die Genossen,
Als Knappe, so weit von der Gräfin entfernt,
Hab' ich doch ihr Herz durchschossen.«

»»Und hast Du's gethan,«« sanft Elsbeth spricht,
»»Und es durchbohrt mit Pfeilen,
So ist es nun auch deine Pflicht,
Es sorgsam wieder zu heilen.««

Da küßt ihr Otto den süßen Mund —
»So wirst Du wieder genesen,
Küsse machen das Herz gesund,
So krank es auch wär' gewesen.«

Milosch und Militza.

In seinem stillen öden Kämmerlein
Steht Milosch Juranich; der Lampe Schein
Beleuchtet eines Jünglings Angesicht,
Aus dem der Jugend Reiz und Glanz verschwunden.
Nicht lang noch ist's, da brannt' ein flammend Licht
In seinem Aug', wenn er, bedeckt mit Wunden,
Dem überleg'nen Türkenschwarme stand,
Und nimmer ruhte, bis von seiner Hand
Der letzte Feind den blut'gen Tod gefunden.
Da glich sein Aug' dem Blitz, sein Ruf dem Sturm,
Sein hochgeschoss'ner Leib dem Marmorthurm,
Sein Fuß der Eiche, die im Felsgrund steht,
Sein Haar der Wolke, die im Winde weht.

Karl Egon Ebert.

Nun ist sein Auge matt, die Lippe bleich,
Die Wange blaß, gehöhlt von tiefem Harm,
Und wie gelähmt hängt schlaff sein Heldenarm.
Der Körper neigt, gebroch'nem Halme gleich,
Sich vor; das Haupt ist auf die Brust gefallen,
Und wirre schwarze Locken überwallen
Die Schläfen und die finstere Geberde,
Die regungslos herniederstarrt zur Erde.
So steht er schweigend da; — mit einem Mal
Zuckt aus dem stieren Aug' ein dunkler Strahl,
Die Lippe bebt, die Stirne zieht sich kraus,
Er hebt das Haupt, und düster ruft er aus:
»Leb ich denn noch? — kein Leben ist's fürwahr,
»Ein Dasein nur; was Leben ich genannt,
»Das ist zerbrochen in des Schicksals Hand
»Wie ein Gefäß, das seines Inhalt's baar.
»Daß ich noch hören kann, und kann noch seh'n,
»Den Mund noch öffnen, und noch aufrecht steh'n,
»Daß Blut mir warm noch durch die Adern quillt,
»Daß ich noch hierhin, dorthin unstät schwanke,
»Wär's das allein, was noch für Leben gilt?
»Was denk' ich denn? — mein Kopf ist wüst und leer
»So wie die Welt; mein einziger Gedanke,
»Der noch mit glüh'nder Sehnsucht mich erfüllt,
»Ist der Gedanke: nicht zu denken mehr. —
»Was fühl' ich denn? — nur eine einz'ge Qual
»In vielverschied'nen wechselnden Gestalten,
»Und hat sie heut gefoltert tausendmal,
»Kommt morgen sie mit doppelten Gewalten. —
»Schmerzt uns ein Glied, und wird es uns zur Last,
»Wird's brandig, faul, durchbohrt von gift'gem Pfeil,
»Wir lösen's ab wie einen morschen Ast;
»Umhau'n wir aber mit gewicht'gem Beil
»Den ganzen Stamm, wenn ihn der Wurm zernagt,
»Wenn hohl und blattlos in die Luft er ragt.
»Ich bin ein solcher Stamm; einst war ich stark,
»Nun wühlt verzehrend mir der Wurm im Mark;

Karl Egon Ebert.

„Was zaud'r' ich lange noch, mit eig'nen Händen
„Des Wurmes langsam marternd Werk zu enden?
„Ein wenig Pulver, d'rauf ein Stückchen Blei,
„Und mit den Schmerzen allen ist's vorbei,
„Ein Blitz, ein Knall, ein Herzzusammenpressen,
„Dann ew'ge Nacht und ewiges Vergessen!«

Er sagt's, und langt mit ausgestreckter Hand
Ein blank Pistol herunter von der Wand,
Versucht das Schloß, und knickt es ab und auf,
Und bläst dann prüfend in den leeren Lauf;
Dann nimmt er Pulver, einen vollen Schuß,
Und gibt noch zu, daß sich die Kraft verstärke,
Und setzt zwei Kugeln auf vom reinsten Guß,
Und füllt die Pfann', und ist bereit zum Werke.
D'rauf in den Gurt, von schöner Hand gewebt,
Steckt das Pistol er fest, schnallt um die Lenden
Den Säbel; denn in Waffen will er enden,
Wie er als Knab' in Waffen schon gelebt.
So ging er oft dem Tode kühn entgegen,
So will er heut' zur ew'gen Ruh' sich legen.

Noch einmal blickt er um, und aus dem Haus
Tritt er in's helle Mondenlicht hinaus;
So silbern strahlt's mit zitternd irrem Flimmern,
Daß schneeweiß rings des Dorfes Häuser schimmern,
In welchem Milosch einst das Licht erblickt,
Dem schweigend jetzt den letzten Gruß er schickt.
Er schreitet fort; kein Laut um ihn, kein Schall,
Nicht ein Geräusch, als seines Fußes Tritt,
Es bellt kein Hund, sie kennen ihn wohl all',
Der Nachts einst oft desselben Weges schritt.
Bis an des Dorfes Ende geht er fort,
Gar eine hohe Mauer hebt sich dort,
Lang hingedehnt, wie eine Burg zu sehen,
Und blüh'nde duftige Gesträuche wehen
Vom Mauerrand, und hohe Blumen nicken,
Wie trunken von des Mondes Liebesblicken,

Karl Egon Ebert.

Im leisen Wind. Seitab in tieferm Dunkel
Ragt aus erwachs'ner Bäume schatt'ger Nacht
Ein herrlich Haus; des glatten Dachs Gefunkel
Bezeugt des halbversteckten Baues Pracht.
Dorthin blickt Milosch, drückt die Hand auf's Herz,
Als überfiel' ihn ungeheurer Schmerz,
Dann, ab sich wendend, eilt er ungestüm,
Als jagten wilde Geister hinter ihm.
Doch plötzlich stutzt und steht er; an sein Ohr
Schlägt ein bekannter Klang; er starrt empor,
Und sieht ein weiblich Wesen, das am Rand
Der Mauer lehnt, und dessen zarte Hand
Der Zither Tön' entlockt, als ob ein Weinen
Erschöll aus Bäumen, Blumen und aus Steinen.
Wenn Thränen klängen, also klängen sie,
Und könnten Seufzer werden Melodie,
So wär' ihr Klang, wie jetzt den Silbersaiten
Die weichen rührenden Accord' entgleiten. —
Ersterbend hallen aus der Zither Töne,
Das holde Weib verharrt in düst'rer Ruh',
Und kehrt ihr schmachtend Antlitz, und das schöne,
Das thauerfüllte Aug' dem Monde zu.
Sie weint; — die Wange nieder rieseln Thränen,
Wie Perlen hell; ist's Unglück, ist es Sehnen,
Ist's Liebe, ist's der Ungeliebten Schmerz,
Was ihr so tief bewegt das bange Herz?
Er ahnt es wohl, der untersteht, doch nicht
Erweckt's in ihm des Mitleid's weiche Regung,
Des Zorn's, der Liebe kämpfende Bewegung,
Verzweiflungswuth verzerrt sein Angesicht.
»Militza!« ruft er, und wie vor dem Hallen
Des Donners, vor des Blitzes grellem Flammen,
Schrickt vor dem Ruf das holde Weib zusammen,
Und läßt den Schleier über's Antlitz fallen.

Karl Egon Ebert.

Milosch.

Militza, gute Nacht, gut' Nacht auf immer!
Ich geh' hinaus, zurücke kehr' ich nimmer,
Nur eine Bitte hab' ich noch an Dich.
Nenn' deinen Erstgebor'nen einst wie mich,
Nenn' Milosch ihn, damit an jedem Tage
Sein Nam' ein Wort Dir der Erinn'rung sage
An jenen Jüngling, den sein treulos Lieb'
Zu Schmerz, Verzweiflung und zum Tode trieb.
Denn wisse: Nach dem Haine geh' ich jetzt,
Wo oft dein Aug', von Wonnethau genetzt,
An meinem hing, in Seligkeit verloren;
Dort, wo die wohlbekannten grünen Räume
Mir Zeuge sind, wie oft mit glatter Stirn'
Du lügend Lieb' und Treue mir geschworen,
Militza, dort zerschmett'r' ich mein Gehirn!
Geh' morgen hin, besuche meine bleiche,
Vom letzten Todesschmerz verkrümmte Leiche,
Und freu' Dich deines Werks, denn es ist Dein.
Du hast den Geist gemordet, falsches Weib,
Dem Geiste nach send' ich den öden Leib,
Des Hauses Eigner starb, das Haus sink' ein!

Militza.

O weh mir, zehnfach weh! was spricht dein Mund!
Du sterben? wenn Du stirbst, so wird der Grund
Des Strom's mein Bett! Um mich soll Milosch sterben?
Nie wär' ich werth ein Zehntheil solchen Lebens,
Und einen Tropfen solchen Heldenblut's.
Nein, Milosch, eine Welt voll großen Strebens,
Voll Ruhmes liegt vor Dir; erneuten Muth's
Geh' hin, Dir neue Freud' auch zu erwerben.
Verwirf nicht, was Militza's Herz Dir spricht,
Vergiß sie, wenn Du kannst, doch richte nicht
Zu hart die Arme, die an jedem Morgen
Zu herbem Gram erwacht und bittren Sorgen,

Die Dich nur denkt den ganzen langen Tag,
Von Dir nur träumt in unruhvollen Nächten,
Die Eins nur betet zu des Himmels Mächten:
Daß bald ihr Herz, das wunde, brechen mag.
Ja, laß mich offen sein; ein Augenblick,
Wie heut, wie jetzt, kehrt nie vielleicht zurück —
Mein Gatte schläft, der mich zur Seit' ihm wähnt,
Längst hab' ich solchen Augenblick ersehnt;
Jetzt endlich kann ich reden.

Milosch.

Hör' erst mich;
Ich ende bald. — Militza, schäme Dich
Der neuen falschen Rede; sei es offen,
Sei ohne Schmink' und Hehl, was jetzt Du bist,
An mir verloren ist nun Weiberlist,
Mich täuschest Du nicht mehr, weckst mir kein Hoffen. —
Du sagst, Du weinst um mich, und liebst mich noch,
Und bist das Weib des reichen Mannes doch,
Und schmückst Dich doch mit seinem eitlen Prunk,
Und reichst ihm doch den Früh- und Abendtrunk,
Und kannst nicht wehren seinen brünst'gen Küssen,
Und ruhest Abends traut zu seinen Füßen,
Und spielst die Zither, wenn er es begehrt,
Und singst die Lieder, die ich dich gelehrt.
Die ich Dich lehrte! Denke jener Zeit,
Und sprich Dich frei von Schuld. Zwei Seelen flammten
In einem Kuß, zwei Herzen theilten Leid
Und Lust und Wehmuth; alle gottentstammten
Gefühl' erwärmten uns; Du schienst ein Wesen
Den Engeln gleich, ich fühlte mich erlesen
Zum höchsten Glück durch Dich. — Da warfst Du plötzlich
Des Engels Kleid von Dir, und ich erwacht' entsetzlich;
Du warst ein Weib, warst ein alltäglich Weib,
Verkauftest deinen jugendwarmen Leib
Um kaltes Gold, um schimmernde Juwelen
Zwei Herzen und den Himmel von zwei Seelen!

Karl Egon Ebert.

Militza.

Nicht weiter, Milosch! — Läst're nicht mein Herz,
Das sollst Du nicht, denn es ist rein geblieben;
Nicht hat mich meiner eig'nen Armuth Schmerz,
Nicht Sucht nach schnöden Schätzen, todtem Erz
Dem reichen Manne in den Arm getrieben,
Dem ewig Fremden, den ich nie kann lieben.
Nein, nur der Mutter Fleh'n, des Vaters Droh'n,
Der Schwestern Gram, der wilden Brüder Hohn,
Ihr Schwur, Dich, wenn ich treu blieb, zu verderben,
Das war's, was endlich allen Muth mir brach.
Du warst im Krieg, es fehlte mir zum Trutz
Dein Rath, und deines starken Armes Schutz,
Und so, des Jammers voll, als ging's zum Sterben,
Hinschleppen ließ ich mich in's Brautgemach.
Des Gatten bin ich nun, mein Leib ist sein,
Doch meine Seel' ist dein und ewig dein,
Und kann sich nie und nimmer von Dir wenden;
Ich bin Dir immer nah', so fern Du seist,
Und wär' es an des mächt'gen Weltall's Enden,
Bei Milosch üb'rall ist Militza's Geist.

Milosch.

O Du sprichst schön, Militza. Lieblich girrt
Die Taube so in Morgenrothes Glänzen,
Ich höre deine Rede, und mir wird,
Als sollt's in meiner Brust auch wieder lenzen,
Aufthau'n mein Herz, das winterlich erstarrt.
Ja, deinen Thränen glaub' ich, will nicht hart,
Nicht bitter sein, Dich nicht mehr treulos nennen,
Nur schwach, nur all zu schwach; doch nicht erkennen
Kann ich den Sinn der Liebe, die Du meinst,
Da Du den Geist nur mit dem Geist vereinst.
Ich kann's nicht fassen, kann es nicht verstehn',
Mit einer Liebe Schatten umzugeh'n.
Mein Puls pocht heftig, meine Adern glüh'n,
Mein Blut ist heiß, mein Wille stark und kühn,

Karl Egon Ebert.

Der Krieg ist mein Geschäft, die That mein Leben.
Soll' ich nun Dich an deines Gatten Arm
Im Bethaus seh'n, in buntem Festesschwarm,
Und soll mein Aug' nur scheu nach Dir erheben?
Beim Himmel, säh' ich je Dich so, zur Wuth
Entflammte mich ein Blick, und in ihr Blut
Stürzt' ich den Gatten Dir und deine Brüder,
Die feindlich mir gesinnten, rasend nieder.
Kannst Du das wollen? nein, dein Herz erbebt,
Da ich es sag', und deine Füße schwanken,
Erzitterst so Du schon vor dem Gedanken,
Wie wär' Dir erst, wenn Du die That erlebt!
D'rum bleibt nur Eins: Hin geh' ich in den Hain,
Wie ich's beschloß; doch sanfter denk' ich Dein,
Ein leiser Druck wird mich vom Schmerz erlösen,
Ich sterb' allein, und thu' nicht mehr des Bösen.

Militza.

Um aller Heil'gen willen! welche Wahl
Läßt mir dein Sinn, erfüllt von düst'ren Trieben;
Bald zuckt nach Dir des Todes scharfer Strahl,
Bald nach des Gatten Haupt und meiner Lieben.
O Milosch, lebe, lebe, aber flieh!
Die Welt ist weit, dort stille dein Verlangen
Nach That; allüb'rall wirst Du gern empfangen.
O ich beschwöre Dich, Geliebter, flieh;
Wohin Du gehst, auf allen fernen Wegen
Folgt meine Liebe Dir, und Gottes Segen.

Milosch.

Flieh' Du mit mir! nun zeige, daß nicht kühl
Dein Herz für mich, daß mehr Du kannst, als klagen;
That will die Liebe, will nicht nur Gefühl.
Auf, flieh mit mir; es gilt ein frohes Wagen;
An unsers Lebens höchstes schönstes Ziel
Trägt uns ein flüchtig Roß in wenig Tagen;
Schlag' ein, und Schmerz und Kummer sind vorbei,
Und Lust und Lieb' und Leben strahlen neu.

M i l i t z a.

Entflieh'n mit Dir?

M i l o s ch.

In ferne, fremde Lande,

Noch diese Nacht.

M i l i t z a.

Und meine heil'gen Bande?

Mein Schwur?

M i l o s ch.

Du sprachst ihn freien Herzens nicht.

M i l i t z a.

Doch — sprach ich ihn — so band mich auch die Pflicht.

M i l o s ch.

Du zauderst? zagst?

M i l i t z a.

Den Eltern brächt' ich Schmach,

Den Brüdern und den Schwestern Hohn und Spott.

M i l o s ch.

Gerechte Strafe folgt dem Zwange nach.

M i l i t z a.

Wie stünd' ich da vor mir, und wie vor Gott!

M i l o s ch.

Du willst nicht flieh'n, und willst's auch nicht gesteh'n;

Sprich's aus! sprich's aus!

M i l i t z a.

Ich — k a n n sie nicht begeh'n,

Die sünd'ge That.

Karl Egon Ebert.

Milosch.

Fahr' hin, fahr' ewig hin!
Nun kenn' ich deiner Worte falschen Sinn;
Zum zweiten Mal hast Du den Stab gebrochen,
Zum zweiten Mal das Urtheil mir gesprochen.
Fahr' hin, ich geh' zum Tod!

Militza.

Halt ein! halt' ein!
Bei deines Vaters Geist beschwör' ich Dich,
Bei deiner Mutter Schatten — höre mich.

Milosch.

Sei kurz.

Militza.

Noch war ich schuldlos, war ich rein
Bis heut, bis jetzt; noch war des Weibes Ehre
Der Makel frei, und wenn ich willig wäre
Zu list'ger Flucht, so wär' mein höchstes Gut
Auf ewig mir dahin. Doch hab' ich Muth,
Und fühl' in mir den Trieb und feste Stärke
Zu einem schönern, reinern Liebeswerke. —
Wär' ich gestorben, eh' Du heimgekehrt
Aus langem Krieg, Du kämst zu meinem Grabe
In jedem Abendschein, und süße Labe
Der Thränen wär' dem bitt'ren Schmerz gewährt.
Du dächtest mein in Wehmuth, nicht in wilder
Verzweiflungswuth, die Trauer würde milder
Und milder stets; — wenn plötzlich dann im Land
Die Trommel wirbelte, Trompeten klängen,
Da sprängst Du auf, von höh'rer Glut entbrannt,
Dich in der Kämpfer munt're Reih'n zu mengen.
Für manche hohe That errängst Du Ruhm,
Und Dich besängen uns'res Volkes Lieder,
Du kehrtest in der Heimat Heiligthum
Bekränzt, geliebt, verehrt, vergöttert wieder.

Milosch.

Was soll das? — Ende; es verrinnt die Zeit.

Militza.

Soll deine Kraft, dem Vaterland geweiht,
Durch mich gelähmt sein? Weil ich leb' und bin
Des fremden Mann's, und Zucht mir nicht erlaubt,
Mit Dir zu flieh'n, drum treibt Dich irrer Sinn,
Dir zu zerschmettern dein erhab'nes Haupt?
Nein, leb', ich fleh' es, leb', um treu zu schaffen
Im Männerrath, im Ehrenfeld der Waffen;
O schwöre, daß mein Flehen Du erfüllst,
Nicht Dich, noch meinen Gatten tödten willst,
Noch meine Brüder; ich dagegen schwöre,
Zu Zeugen nehm' ich diese Sternenchöre,
Ich schwöre: Fort vom Gatten will ich geh'n,
Will seiner Macht für ewig mich entwinden;
Du sollst mich nie an seinem Arme seh'n,
Sollst ihm zur Seite nirgend je mich finden,
Sollst fühlen, daß ein treues Herz es gibt,
Das Dich allein, und stets nur Dich geliebt!

Milosch.

Was sinnst Du?

Militza.

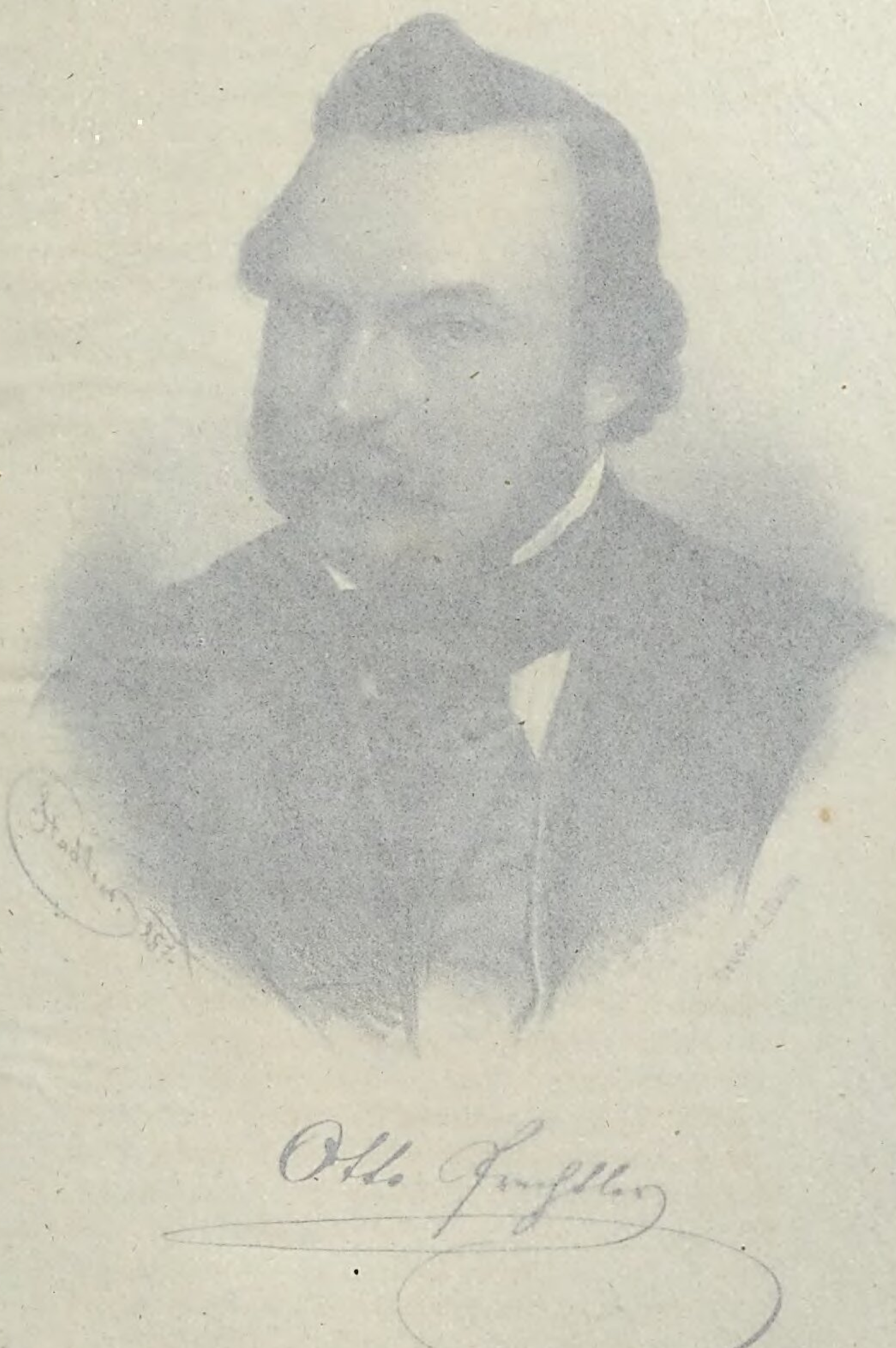
Dieser Ring an meiner Hand
Verbirgt ein starkes Gift; ich saug' es aus,
Und fliehe so des Gatten kaltes Haus,
Und flücht' empor in's freie, bess're Land.
Das Leben kann ich lassen, nicht die Ehre;
Schwör' mir den heil'gen Eid, den ich begehre,
Und auf schwebt meine Seel', es fällt der Leib,
Und nimmer bin ich eines Andern Weib.
Sieh' hier den Ring, ich leg' ihn an die Lippen,
Und so Du einen Schritt nur vorwärts schreitest
Dem finst'ren Ziele zu, so will ich nippen

Den Todestrank; allein Verzweiflungswuth
Reißt dann die Seel' von hinnen, und der Tod
Ist bitter, den Du also mir bereitest.
Doch schwörst Du mir dein theures Leben zu,
So ist mein Scheiden süß; in frommer Ruh',
Ein Opfer für des Heißgeliebten Glück,
Sink' ich dahin; ich fühle keine Schmerzen,
Und lächeln wird im letzten Schau'n mein Blick,
Und Wonne ist mein letzt' Gefühl im Herzen!

Sie ruft's und reißt den Schleier vom Gesicht,
Und will den Ring an ihre Lippen führen;
Erstarrt steht Milosch da, er wagt es nicht
Mit einem Gliede seines Leib's zu rühren;
Doch tief im Busen wird's ihm wohl und warm,
Zum ersten Mal nach langem bitt'ren Harm
Zuckt ihm der Freude Lichtstrahl durch die Seele.
Aufjubeln, jauchzen möchte seine Kehle,
Doch Uebermaß der Wonne schnürt sie fest;
Das Herz, von gleichem vollem Drang gepreßt,
Faßt kaum des Blutes aufgeregte Wellen;
Doch plötzlich jagen stürmend sie empor
In's glüh'nde Haupt, die Augen überschwellen,
Und lang entbehrte süße Thränen quellen
In heißen Bächen ungestillt hervor.
Die Arme streckt er aus und ruft: »Du liebst, Du liebst!
»Militza, ja, Du liebst! o stirb nicht, nein, Du übst
»Das grause Werk nun nicht; wir Beide wollen leben,
»Und muthig tragen unser hart Geschick.
»Jetzt faß' ich es, dein geistig Liebesglück,
»Nun wird mir's klar, ich weiß mich zu erheben
»Zu deinem Geist; Du liebst! das ist's, was ich begehre,
»Und wären wir getrennt durch Länder und durch Meere,
»Ich werde glücklich sein!« — Er ruft's entzückt,
Im Wonnerausch empor, Militza bückt
Sich tief vom Rand der Mauer, und es saugen
Sich aneinander fest vier sel'ge Augen.

Karl Egon Ebert.

Da — fällt ein Schuß — ganz nah' — und Milosch drückt
Die Hand an's Herz, und schwankt, und sinkt zur Stelle;
Ein Schrei entfährt Militza; sie erblickt
Nicht fern von sich in greller Mondeshelle
Den Gatten steh'n, das Feuerrohr zur Hand.
Im Blut hier Milosch, dort entsetzlich, graß,
Das Bild des Mörder's, Liebe hier, dort Haß,
Und üb'rall Graus! — von Wahnsinnsglut entbrannt,
Wählt sie nicht lang; -- ein Schwung — und hoch vom Rand
Der Mauer in die Tiefe stürzt sie nieder.
Verletzt vom jähen Fall sind ihre Glieder,
Doch mühsam schleppt sie bis zu Milosch sich,
Und wirft sich über ihn; noch nicht entwich
Sein warmer Odem; seine tiefe Wunde
Deckt ihre Hand, sie hängt an seinem Munde
Mit heißer Lippe fest; er stöhnt, erwacht,
Erkennt sein Lieb, und drückt mit matten Armen
Sie noch an sich, und flüstert: »Sieh, Erbarmen
»Hat doch der Tod mit mir; nicht konnt' ich Dich erwerben
»Im Leben, doch ich darf an deinem Busen sterben.«
Er spricht's, und sie vereint ein langer Kuß,
Doch wird sein Mund schon kühl; da fällt ein zweiter Schuß,
Und trifft Militza's Herz; erfaßt vom Todeskrampfe,
Umschlingt sie fester ihn im letzten Leidenskampfe,
Und Beide — sind nicht mehr. — Und droben steht
Der finst're Rächer noch; sein wild Verlangen,
Es ist gestillt. Da fühlt er seine Wangen
Mit einem Mal von warmem Hauch umweht;
Das ist kein schmeichelnd weicher Frühlingswind,
Der sommerkündend durch die Lüfte rinnt,
Es sind der Liebenden vereinte Seelen,
Die von der Erde flieh'n, sich ewig zu vermälen.




Druck v J Haller
Otto Prechtler

Otto Prechtler

wurde den 21. Januar 1813 zu Grießkirchen, einer kleinen Landstadt in Oberösterreich, geboren.

Seine unbemittelten Aeltern hatten ihn schon frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt, und nach vollendeten philosophischen Studien hatte der achtzehnjährige Jüngling bereits den ersten Schritt in's Klosterleben gethan. Innerer Drang und der früh vernehmbare Flügelschlag des ihm innewohnenden Dichtertalents führten ihn jedoch bald aus dem Noviziate einer anderen, seinen Anlagen und seinem Gemüthe mehr zusagenden Bestimmung entgegen.

Ohne alle Unterstützung, ganz sich selbst und seinem guten Glücke vertrauend, kam er nach Wien, um dort seine Studien in anderer Richtung zu vollenden. Freund- und schutzlos, nur die Liebe zur Poesie im Herzen, wandte er sich an den Dichter »der Sappho,« den edlen Grillparzer, dessen glänzendes Gestirn bereits begeisternd in sein Jugendleben geleuchtet hatte, und sein fast kindliches Vertrauen zu dem hochverehrten Manne täuschte ihn nicht. Grillparzer nahm sich des hoffnungsvollen jungen Poeten mit liebevoller Theilnahme in mehr als einer Beziehung an, unterstützte ihn durch Vorsorge für seine Existenz, munterte ihn belehrend zu neuen poetischen Versuchen auf und erleichterte ihm den Eintritt in den Staatsdienst.

Grillparzer's Theilnahme blieb Prechtler durch alle Phasen seines Lebens unverändert, und es ist immerhin merkwürdig, daß Prechtler nach der Jubilirung Grillparzer's auf denselben Posten berufen wurde, den der gefeierte Dichter eingenommen hatte, und zwar den eines Archivdirectors in k. k. Finanzministerium des österreichischen Kaiserstaates.

Otto Prechtler.

Vom größten segenbringenden Einflusse auf den jungen Dichter war auch die treue Freundschaft des großen gelehrten Denkers Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben. Der zur Melancholie geneigte, durch traurige Familienverhältnisse gedrückte junge Poet wurde in dem fast täglichen Umgange mit dem geistvollen Verfasser der »Diätetik der Seele« gesund im Fühlen und Denken, Schaffen und Wirken, denn Feuchtersleben pflegte mit wahrer Liebe und Sorgfalt Prechtler's sich entwickelndes Talent, und beförderte die frühe Reife der Anschauungen und Empfindungen, so wie der Formbeherrschung in seinen, jener Periode angehörigen Dichtungen.

Schon in frühester Jugend, kaum sechzehn Jahre alt, vollendete Prechtler ein romantisches Drama in Versen: »Die blutige Locke,« welches im Theater zu Linz mit ehrenvollem Erfolge zur Darstellung gelangte, und, wenn schon nur eine Jugendarbeit voll Ueberschwänglichkeit der Empfindung und des Ausdruckes, doch sich bereits als vollkommen bühnenwirksam und bühnengerecht bewährte. Bald erschienen einzelne tiefempfundene, eine edle Richtung verkündende Gedichte in verschiedenen Zeitschriften und Almanachen; namentlich finden wir viele bereits werthvolle lyrische Blüthen in Witthauer's Wiener Zeitschrift, welche stets nur Gutes und Würdiges vertrat, und die besten Dichternamen des deutschen Vaterlandes in seinen Spalten aufweist.

Im Jahre 1836 erschien eine kleine Sammlung von Dichtungen, darunter ein lyrisches Drama: »Die Braut aus Süden.« Dieses zuerst edirte, poetische Werkchen beurkundet das reiche überströmende Talent, wohl auch die Sturm- und Drangperiode des jungen Dichters, der, ganz von Eindrücken und Empfindungen beherrscht, noch nicht das Maß und die Klarheit, somit noch nicht die volle Schönheit in der Kunst gefunden hatte. Das Buch fand aber eine äußerst wohlwollende Aufnahme und wurde selbst von der Kritik sehr freundlich begrüßt.

Ein zweiter Band »Gedichte,« welcher 1844 bei J. Klang in Wien erschien, erfüllte die Erwartungen, die Prechtler's lyrisches Talent hervorgerufen hatte, in vollstem Maße. Hier paart sich Kraft mit Harmonie, tiefes Gefühl mit klarer Lebensanschauung, Reiz der Form mit Weihe der Empfindungen, Zartheit der Gedanken mit tiefem Ernste.

Im Jahre 1847 erschien ein größeres romantisches Gedicht in drei Gesängen »Das Kloster am See«, das in der schönen Form meisterhafter

Otto Prechtler.

Stanzen die Leandersage vom Traunsee behandelt und Prechtler's Sicherheit auch im episch-lyrischen Genre bekundet. Das Jahr 1849 brachte uns ein kleines Bändchen Zeitgedichte, betitelt: »Ein Jahr in Liedern«, welche Bürgschaft für die männlichfeste Gesinnung und klare Zeiterfassung des Dichters geben.

Am thätigsten war und ist Prechtler im dramatischen Bereiche. Er schrieb in der ersten Periode seines dießfälligen Wirkens über dreißig Opernbücher, welche von Lachner, Netzer, Hoven, Fuchs, Dessauer, Schindelmeisser, Nicolai, Lowff, Proch u. s. w. componirt, den Weg über die meisten deutschen Bühnen machten *).

Den ersten Versuch als selbstständiger Dramatiker machte Prechtler mit dem zweiactigen Drama in Versen: »Die Waffen der Liebe,« welches von Deinhardstein zur Darstellung auf dem k. k. Hofburgtheater Wiens angenommen, und 1842 unter Holbein's Direction aufgeführt, die freundlichste Aufnahme fand.

Im Jahre 1843 folgte das an lyrischen Schönheiten reiche dramatische Gedicht: »Isfendiar«, dann 1844 »die Kronenwächter«, welches romantisch-historische Drama bei seinem nationalen Stoffe und der glücklichen Bewältigung desselben dem Dichter die wachsende Gunst und die Aufmerksamkeit des Publicums in dem Grade sicherte, als die Kritik anfing, Prechtler's Schöpfungen mit besonderer Vorliebe — feindlich und in persönlicher Richtung leidenschaftlich negirend zu behandeln.

Im Jahre 1846 erschien abermals auf der Hofbühne der Residenz das Drama: »Falkoniere«, welches von Prechtler's Bühnenwerken am meisten Glück machte und längere Zeit auch das größere Publicum anzog; diesem folgte 1847 »Adrienne«, das werthvoller als »Falkoniere« auch mehr Beifall erhielt, aber in Wien nicht so lange wie jenes Stand hielt, indeß eben »Adrienne« im deutschen Nachbarlande, namentlich in Hamburg und Leipzig, außerordentlichen Erfolg errang.

Diesem schlossen sich mit entschiedenem Glücke 1848 »König Heinrich von Deutschland« und 1849 »Die Rose von Sorrent,« so wie im Jahre 1850 das auf den meisten Bühnen Deutschlands gegebene Lustspiel: »Er sucht seine Braut« an. Im selben Jahre erschien auch auf der Wiener Hofbühne die Tragödie »Johanna von Neapel« **), bis jetzt

*) Die neueste Operndichtung „Diana von Solanges" componirt der Herzog von Coburg-Gotha.

**) Das erste Bühnenwerk des Dichters unter Laube's Direction.

unstreitig — auch nach einem Urtheil Grillparzer's — ein an und für sich bedeutendes und Prechtler's bestes dramatisches Werk, obgleich gerade dieses — wiewohl auch die Darstellung keine hervorragend gute war — bei dem Theaterpublicum weniger Anklang fand.

Im Jahre 1852 folgte mit Beifall gegeben das einactige Drama: »Paolo Rocca«, eine Art kleines Kunst- und Meisterstück, das aber bei seiner ungewöhnlichen Präcision etwas von der Wirkung einbüßt, und im Jahre 1854 das historische Drama: »Michel Colomb«, welches, theilweise die herrlichsten Scenen bringend, einen Stoff in einer Richtung behandelt, mit der die moderne Kritik und Zeit auf einige Zeit gebrochen haben.

Im Jahre 1855 erschien im Burgtheater das fünfactige Schauspiel »Cäcilie,« mit welchem der Dichter eine, für ihn neue Richtung, die des modernen Schauspiels aus dem wirklichen Leben und zwar mit entschiedenem Glücke einschlug. Dieses Schauspiel machte die Runde über die meisten deutschen Bühnen und fand überall die günstigste Aufnahme, die es auch bei seiner psychologischen Innerlichkeit und prägnanten Characteristik in vollem Maße verdient.

Im selben Jahre erschien auch eine dritte Sammlung von Gedichten, unter dem Titel: »Zeitlosen,« welche freudig begrüßt, sich durch Gedankenreichthum und reizende Form auszeichnen, die früheren aber durch reicheren Stoff übertreffen. Zu den bis jetzt nicht veröffentlichten poetischen Schöpfungen des thätigen und unermüdlich nach Vollendung strebenden Dichters zählen noch: »Ein Mann der That,« Tragödie in fünf Acten, welche im Jahre 1848 geschrieben, das Gepräge des tiefen Eindrucks an sich hat, welchen der Sturm jenes Jahres hervorbrachte, dann »Paoli« eine Art dramatisch-philosophisches Gedicht, das durch die Darstellung viel von seiner Bedeutung einbüßen würde, und das historische Lustspiel: »Künstler-Vorrecht,« eine dramatisch-capriciöse Studie, die sociale Frage des Künstlerthums behandelnd. Neuere Gedichte, einen Cyclus bildend, und vielleicht die schönsten Blüthen seines lyrischen Talentes, harren des rechten Momentes, um an's Licht zu treten. — Die Novellen und Reisebilder aus Italien, so wie einzelne kritisch-poetische und vermischte Aufsätze wollen und können wir nicht einzeln bezeichnen.

Man hat von mancher Seite die große und unermüdliche Productivität unserem Dichter zum Vorwurfe gemacht, ohne zu bedenken,

daß jeder Poet seinem Genius folgend, eigenthümlich in seinem Schaffen ist, und gleichsam einer innern Nothwendigkeit auch in der Form des Schaffens gehorchen muß. So arbeitet Prechtler gern schnell, aber eben so leicht; die Schwierigkeiten der Form verschwinden ihm so zu sagen unter der Feder, und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß z. B. jene Dramen und jene Scenen, die er schnell schrieb, am tiefsten und sichersten wirkten. Die Thätigkeit selbst aber kann gerechter Weise wohl Niemanden zum Vorwurfe gereichen.

Wir haben bei Aufzählung der poetischen Schöpfungen Prechtler's diese, wenn auch kurz, doch den Character derselben bezeichnet, und fügen schließlich im Allgemeinen die Bemerkung bei, daß sich in allen seinen Dichtungen sittlich-schönes Gefühl im reinsten Sinne des Wortes, tiefe poetische Empfindung, bedeutsame Gedanken und ein edles Gemüth aussprechen; über die Handhabung der Form, die Prechtler, wie Wenige, in seiner Gewalt hat, herrscht wohl nur eine Stimme, die der vollsten Anerkennung.

Die Wiener Kritik hat, wie schon berührt, Prechtler's Streben und Wirken stets feindlich, nie belehrend, mehr leidenschaftlich als würdig, ja mit sichtbarer Mißgunst und Entstellung der Erfolge behandelt; deßohngeachtet wird sein Name im ganzen deutschen Vaterlande mit den Besten genannt, und die hervorragendsten Celebritäten, namentlich im Kunstfache, gaben ihm schöne Beweise ihrer Achtung und Liebe. Dem unlautern Treiben eines Theiles der specifischen Wiener Kritik, die das Einheimische zu vernichten strebt, glauben wir mit Recht und Grund eine der bedeutendsten, gewiegtesten kritischen Stimmen Deutschlands entgegen setzen *), und hier wörtlich im Auszuge anführen zu müssen:

»Kräftiger als Halm zeigt sich Prechtler, der überhaupt den Poeten »der österreichischen Schule an dramatischer Energie und freier Auffassung »überlegen ist. Dennoch gelang es ihm noch nicht, sich ganz von der roman»tischen Weltanschauung loszumachen. Sein Talent zeigt sich besonders »in künstlerischer Beherrschung der Stoffe, und er übertrifft durch Kraft »und Einheit seiner Compositionen Halm und Mosenthal. Wenn er sich »von dramatischen Capricen frei macht, mehr Fleiß auf psychologische »und charakteristische Schattirungen verwendet, so ist ihm eine glän»zende Zukunft sicher.«

*) Brockhaus Ergänzungs-Blätter: „Die Gegenwart.“

15 *

Otto Prechtler.

Wenn es uns erlaubt ist, Prechtler's persönlichen Character zu bezeichnen, so glauben wir ganz mit dem Urtheile aller Jener, die ihn näher kennen, übereinstimmend zu sprechen, wenn wir ihn als einen offenen, edlen, gemüthvollen und ruhigen bezeichnen; ein besonderer Zug desselben ist die Theilnahme und Sorge für junge Talente, die er, oft mit Aufopferung seiner eigenen Interessen, unterstützt und fördert. Wir führen unter vielen Beispielen nur Mosenthal, den Verfasser der »Deborah« an, dem Prechtler die dramatische Laufbahn eröffnete, dessen Schaffen und Wirken er liebevoll in geistiger Weise unterstützte.

Im Jahre 1856 wurde Prechtler vom regierenden Herzoge von Coburg-Gotha auf dessen Sommerschloß Callenberg eingeladen, da der kunstsinnige Fürst, welcher die poetischen Schöpfungen Prechtler's kannte, auch den Dichter persönlich kennen lernen wollte. Prechtler genoß dort viele Auszeichnungen und errang die besondere Theilnahme des kunstliebenden Herzogs.

Im selben Jahre lud ihn auch das Comité des hundertjährigen Mozart-Jubiläums ein, die schöne Weltfeier mit einer Dichtung zu eröffnen, welche auch, von der herzoglich sächsischen Hofschauspielerin Blandine v. Sena schwungvoll und feurig vorgetragen, tiefgreifende Wirkung machte.

Ein eigenthümliches Schicksal hatte das historische Drama: »König Heinrich von Deutschland.« Von der Intendanz zur Aufführung im Wiener Burgtheater angenommen, wurde es von der damaligen Censur in zwei Instanzen, als »in staatlicher und kirchlicher Beziehung bedenklich« verboten und die Darstellung verhindert. Bald darauf ließ es Prechtler drucken. Graf Dietrichstein überreichte es Sr. Majestät dem Kaiser und — Prechtler erhielt in Anerkennung seines poetischen Verdienstes von dem Monarchen die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Zur Ergänzung des Bildes, das wir kurz zu zeichnen versuchten, darf auch des Dichters häusliches Leben nicht unerwähnt bleiben. Prechtler ist seit 1839 vermält. In sein sonst friedliches, durch freie Wahl der Lebensgefährtin geweihtes Eheleben fielen tragische Schatten, deren nähere Berührung wir uns natürlich versagen müssen. Nur Einer Wunde dürfen wir erwähnen: Unvermuthet raffte im Jahre 1857 der Tod seinen einzigen siebzehnjährigen Sohn Ernst dahin. Die Theilnahme an diesem Trauerfalle war von allen Seiten so groß und tief,

daß des Dichters Herz darin Trost und Erhebung finden konnte, und für beides fand er Ausdruck in einem Nachrufe, der unter der Bezeichnung: »Ein Cypressenzweig« seinen Freunden bekannt ist. Wir lassen die letzten Strophen dieses schönen Gedichtes folgen; sie bezeichnen den Dichter, den Menschen, den edlen Geist und das tiefe Gemüth Prechtler's:

Du bist bei Gott — und seine Engel decken
Mit ihren Flügeln, Kind, dein zartes Herz;
Und keine irdischen Dämonen wecken
In deiner Seele mehr den Erdenschmerz.

Du bist befreit! ein Reiner — bei den Reinen!
Des Lebens Natter schlich noch nicht heran!
So will ich denn auch Freudenthränen weinen,
Weil Dir die Welt noch nicht ein Leids gethan.

Wir — ringen noch und kämpfen schmerzensmüde,
Ach! ohne Sieg — wenn auch ohn' Untergang!
Wo Du bist, lieber Ernst! dort ist der Friede —
Und nur dies Lied davon ein Wiederklang.

B. Julian Marschall.

Otto Prechtler.

Gedichte.

(Wien, 1844. Klang.)

An mein Herz.

Aus der Blätter grünen Krone
Rangst du dich, o herbe Frucht!
Und du hast den Blick der Sonne —
Schmerzlich Thau und Licht gesucht.

Aber Licht und Thau und Regen
Reiften langsam deinen Kern,
Und der Herbst mit seinem Segen
War noch deiner Sehnsucht fern.

Daß sie nach der Reife ringe,
Sah der Gärtner an mit Schmerz;
Und er schnitt mit scharfer Klinge
Eine Wunde ihr in's Herz.

Und Die Frucht fing an zu bluten, —
Thau und Sonne hatten Acht; —
Und in dieses Schmerzes Gluten
Reifte sie — in Einer Nacht!

Otto Prechtler.

Der gefangene Adler.

Im Käfig, unter strengen Eisengittern
Sitzt auf dem Stein ein Adler unbeweglich;
Er sieht die Sonne seiner Sehnsucht täglich
Im Strahlenglanze hoch am Himmel zittern.

Er starrt hinaus in's Flammenmeer mit bittern
Und kranken Augen, lautlos bang und kläglich;
Ach! Adlerherz! du leidest wohl unsäglich, —
Kommt Niemand denn die Bande zu zersplittern?

Die Sonne sinkt! — und ewig sinkt sie wieder!
Da sträubt sich wie im Zorne sein Gefieder,
Der Käfig dröhnt vom wilden Flügelschlage.

Tief in den Stein gräbt er des Herzens Klage,
Daß einmal, wenn das stolze Herz gebrochen,
Sein Weh in Hieroglyphen sei gesprochen!

Otto Prechtler.

Der Bann.

Auf dem Altare steht ein gold'ner Becher,
D'rin schäumt der Nektar aller Liebeswonnen;
Zu trinken treibt's mich an aus diesem Bronnen,
Bin ich am Freudenmahl der schlecht'ste Zecher?

Die Scheu vor dem Altar wird immer schwächer,
Die letzten Zweifel scheinen all' zerronnen —
Da fühl' ich mich von dunkler Nacht umsponnen,
Als ob die Hand schon ausgestreckt der Rächer.

Ein ernstes Götterhaupt seh' ich mir drohen,
Einschüchternd plötzlich mir der lebensfrohen,
Der lüsternen Gewalten wilde Rotte.

Wie reizt der Kelch an dieser heil'gen Stätte!
Da zieht's mich schaudernd nieder zum Gebete —
Und an das kalte Herz sink' in dem Gotte.

Otto Prechtler.

Der Regenbogen.

Weit über dunkle Wolken kühn geschwungen,
Spannt Iris ihre siebenfarb'ge Brücke;
Wie staunen an den Farbenschmelz die Blicke —
Das Diadem, durch Wolkenmacht geschlungen!

Der Sage dacht' ich, die mir einst erklungen,
Daß, wo der Iris Fuß die Erde drücke,
Ein gold'ner Reif mein suchend Aug' entzücke,
Der einst der Götterfürstin Haupt umschlungen.

Mit stiller Sehnsucht bin ich fortgezogen
Die gold'ne Krone träumend aufzufinden,
Indeß am Himmel strahlt des Friedens Bogen.

Das gold'ne Reiflein hab' ich nicht gefunden!
Ich sucht' es heiß auf dieser Erde Gründen;
Indeß ist Iris Zauberschein verschwunden!

Götter und Menschen.

Die ihr so selig trinkt am Liebesbronnen,
Das Leben süß verträumet unter Küssen,
Die ihr dem Liebesgotte legt zu Füßen,
Was ihr im Leben mühsam euch gewonnen;

Und ihr, Verwais'te, deren Glück zerronnen,
Aus deren Augen bittre Thränen fließen,
Die ihr das Theuerste habt opfern müssen:
Der Jugendliebe schwärmerische Wonnen;

Wie sah ich bitterlächelnd wohl die Fäden,
An denen euer Glück und Schmerz gehangen!
Wie kindisch euer Klagen und Verlangen!

So will ich oft mein eitles Herz bereden,
Erhaben über Liebeslust und Leiden —
Und sehne dennoch schmerzlich mich nach beiden!

Im Tempel der Aphrodite.

(Gedichtet im Golf von Bajä.)

Stiller wird's im nahen Hafen!
Zu dem grünen Ufersaum
Zieht die müde Welle schlafen;
Und das All versinkt in Traum. —

Deine Zauber — Aphrodite!
Walten — scheint es — in der Luft,
Und erlösen still die Mythe
Mir aus der Ruinengruft.

Liebes Meer! du lallst im Schlummer,
Träumst mit mir von alter Zeit,
Theilest eines Sängers Kummer
Ob entschwund'ner Seligkeit.

Und wie einst aus deinem Schaume
Cypria, die Göttin, stieg,
Taucht sie auf in meinem Traume —
In der Schönheit ew'gem Sieg. —

Venus! deine Reize strahlten
Einst dem Auge schleierlos;
In der Schönheit heil'gem Walten
Fühlte sich die Seele groß!

Otto Prechtler.

Venus! du — einst dem Hellenen
Seines Lebens reinste Lust —!
Ach! warum uns Grund der Thränen —
Und die Sorge uns'rer Brust? — —

Nur Erröthen war das Zeichen,
War der Liebe erster Gruß; —
Kein Erbangen — kein Erbleichen
Rächte süßer Lippen Kuß!

Ungekannt noch war als Sünde,
War der Liebe stille Glut,
Nicht genommen noch die Binde,
Die ihr über'm Aug' geruht! —

In der Liebe tiefstem Kosen
War die Charis ewig nah;
Wehe, wenn zerknickt die Rosen —
Wenn sie sie entblättert sah!

Was als Reiz den Sinn entzückte,
Liebe sog es ohne Schmerz;
Noch verstohlen nicht umstrickte
Lüsternheit ein krankes Herz!

Von der Liebe Pfeil getroffen,
Trat der Jüngling, sanft und kühn,
Mit der Stirne frei und offen,
Zu der Jungfrau liebend hin.

Und er durfte selig küssen
Und umschlingen ihren Leib,
An die Brust es glühend schließen,
Das erglühend-schöne Weib.

Otto Prechtler.

Keine Schuld verdarb die Stunde!
Venus schützt der Liebe Recht;
Und aus keuschem Liebesbunde
Sproß ein kräftiges Geschlecht! — —

Sieh, derselbe blaue Aether
Spannt sich noch um diese Welt,
Und dieselben Freudengötter
Schwärmen noch durch Hain und Feld.

Liebedürstend an die Küste
Wallet noch dieselbe Flut,
Und der Mutter Erde Brüste
Spenden ew'gen Lebensmuth!

Doch der Mensch ist abgefallen
Von der Göttin heil'gem Bund;
Stürzte ihre Tempelhallen,
Stürmte seine Stirne wund.

Was die Mythe fromm verborgen,
Zog er frevelnd an das Licht;
Sternen gleich erblich's am Morgen, —
Sichtbar bösem Auge nicht.

Der, der Rose Herz zu prüfen,
Ihren heil'gen Reiz gekränkt,
Hat in seines Herzen Tiefen
Schon den Keim der Schuld gesenkt.

Eingehüllt in sieben Schleier
Spielt die Liebe nun Ihr Spiel,
Und bewacht der Vesta Feuer
Ewig mit der Angst Gefühl.

Otto Prechtler.

Das Vertrauen ist verschwunden,
Der Verdacht ist aufgeweckt;
Unschuld blutet an den Wunden,
Die schon der Gedanke schlägt.

Nicht wie einst, im Sylphenflattern
Naht sich uns der Liebe Lust!
Nein, des Zweifels böse Nattern
Legt sie kalt an uns're Brust.

Liebe, einst ein süßes Zeichen
Von der Götter ew'gen Huld —
Muß als Schmerz die Brust beschleichen —!
Ihre Wollust — ward zur Schuld!

Wirkung des Schönen.

Traumähnlich liebt das Schöne sich zu künden!
Mit tausend Armen will's die Seele fassen;
Da hat es, unbemerkt, uns schon verlassen,
Und im Erblüh'n verwelkt auch das Empfinden.

Wir können nicht das Wort dafür mehr finden,
Den Schlüssel nicht, den wir dazu besaßen;
Selbst die Erinnerung seh'n wir verblassen,
Und jede Spur den Sinnen sich entwinden.

Nach außen nicht mehr kannst du es gewahren;
Was du mit ird'schen Augen hast gelesen,
Es wurde Theil von deinem eig'nen Wesen.

Das Mystische ward deinem Sinn zum Klaren.
Es hat die Kunst die Seele dir gereinigt, —
Entschwunden scheint, — was sich mit dir geeinigt!

Otto Prechtler.

Rom.

So hab' auch ich die Stadt der Welt geschaut,
Auch ich betrat der Vorwelt heil'ge Erde!
Wie schlug das Herz in seiner Freude laut
Am Capitol, an Vesta's stillem Herde!

Auch mir erzählte die Ruinenwelt
Mit stummen Zeichen ihre Leidgeschichte;
Mir haben sie der Ahnung Nacht erhellt
Der alten Meister göttliche Gesichte.

Aus deinen Tempeln sprach, du ew'ges Rom,
Der Geist der Vorwelt freundlich zu dem Geiste;
Und Grüße sprach der stille Tiberstrom,
Das Forum auch, das öde, allverwais'te.

Auf deinen Hügeln, wehmuthsvoll allein,
Brach ich mir Rosen von Neronensärgen, —
Und sah, im purpurrothen Abendschein
Hinüber lang zu den Albanerbergen.

Und um mich grast' die Heerde, blies der Hirt,
Inmitten dieser Tempel und Paläste;
Des Weines Lob verkündete der Wirth,
Auf Gräbern klang Musik zum heitern Feste.

Und aus der Dämm'rung ungewissem Licht
Aufragten schwarz des Colosseums Zinnen,
Jetzt hob der Mond sein bleiches Angesicht,
Mit fahlem Schein die Trümmer zu umspinnen.

Und stiller ward's, den trüben Klang verhaucht'
Die letzte nun von Roma's Ave-Glocken;
Und aus des Forums dunkler Tiefe taucht
Ein Götterhaupt, ernst schüttelnd seine Locken.

Otto Prechtler.

Die Mädchen von Albano.

Vor den schwarzen Häusergruppen,
Weiß und roth, in Jugendfülle,
Saßen sie, in blanker Hülle,
Faltern gleich, entfloh'n den Puppen.

Brennendrothe knappe Leibchen
Schwellen ihres Busens Wogen;
Und wie Schwingen weißer Täubchen
Ist ihr Kopftuch keck gezogen.

In die Hand gesenkt die Wangen
Und die dunklen Wimpern neigend,
Auf den Lippen blöd Verlangen —
Saßen sie — halbträumend, schweigend.

Eine lust'ge Reisetruppe,
Ritten ungern wir vorüber;
Mancher Wunsch stahl sich hinüber
Zu der schönen Mädchengruppe.

Verlorne Kinderträume.

Durch die Stille — durch die Stille —
In des Herzens Sabathstille
Klingen oft so warm und rein
Stimmen alter Zeit herein.

'S ist, als wehten sie herüber
Von dem Jenseits blauer Wellen,
Thränen aus dem Auge quellen,
Klingen sie so süß stromüber.

Doch, will ich sie klar vernehmen
Diese Stimmen — sie verstehen,
Sieh! da fühl' ich sie verwehen,
Ach als ob sie nimmer kämen!

Nächtliche Wallfahrt.

Vom Münster scholl die Stunde
Der dunklen Mitternacht,
Da hab' zu meiner Wallfahrt
Ich still mich aufgemacht.

Und durch die öden Straßen
Allnächtlich ging ich hin;
Es schwankte zwischen Wehmuth
Und stiller Lust mein Sinn.

Bald schauten Gottes Augen,
Die Sterne, mild herab;
Bald schien die Welt ein weites —
Ein banges, wüstes Grab.

Und wie's auch war — ich winkte
Ihr eine gute Nacht;
Sie hatte spät und einsam
So gern für mich gewacht.

Kaum sichtbar an dem Fenster
Entdeckt' ich die Gestalt,
Wenn nicht der Mond die Formen
In's helle Glas gemalt.

Otto Prechtler.

Es war ein schmerzlich Grüßen,
Dies Grüßen durch die Nacht!
Und dennoch hat es selig —
So selig mich gemacht!

Otto Prechtler.

Zeitlosen.

(Neue Gedichte. Wien 1855. Grund.)

In stiller Stunde.

Was senkst Du kummerschwer und bang dein Haupt,
Als sei des Lebens Inhalt ausgekostet?
Als sei dem Herz, das an den Lenz geglaubt,
Weil noch kein Lenz, vom Winter schon durchfrostet?

War's Frühling doch in Dir — wenn außen nicht, —
Und trieb dein Herz nicht auch im Sturme Blüthen?
War nicht dein Geist ein blühendes Gedicht, —
Ein Räthsel freilich, das sie nicht erriethen!

Wer hat Dich ganz erkannt, so froh als trüb,
Mit deinen Tugenden, mit deinen Schwächen?
Wo ist der Freund, der treu an's Ende blieb?
Wohl nur Du selbst — um mit Dir selbst zu sprechen!

Was ich der Welt in meiner Dichtung gab,
Es ist so viel für mich — für sie so wenig!
Die eig'ne Seele schließt die Rechnung ab,
Auf meiner Hufe doch bin ich ein König!

Und war das Eigene auch minder werth,
Mir ward die Kraft, das Beff're zu erfassen!
Früh hatte mich ein guter Geist gelehrt,
Das Hohe lieben — das Gemeine hassen!

Otto Prechtler.

Du warst und bist mir Alles — Mutter Kunst!
So ganz geliebt, wenn auch nur halb begriffen;
Wie gern entsagt' ich oft des Leben Gunst,
In dein geheimnißvolles Meer zu schiffen!

Erreicht' ich's nicht, ist mir's vielleicht versagt,
In's Innerste des Heiligthums zu dringen:
So hab' ich doch gewacht, als es getagt,
Und hörte da die Memnonssäule klingen.

Und meine Seele sog die Klänge ein,
Und hat nicht Raum mehr, Nied'res zu empfangen;
So bau' ich mich mit meinen Göttern ein,
Und laß die Welt nach ihrer Kost verlangen.

Nicht stolz und kalt, als ob mir selbst genug,
Gesteh' ich gern, des Bessern zu bedürfen;
Doch will ich nicht aus Hinz und Kunzens Krug, —
Aus Hebe's Schale will ich Nektar schlürfen.

Und schau' — sie kommen an des Lebens Herd,
Und lassen ihren Zögling nicht verschmachten,
Die Meister all', die mich schon lang gelehrt
Die Welt erkennen — lieben — und verachten!

Sie zu verachten, die da früh und spät
Euch dingt zu Rädern ewigen Erwerbens;
Die Welt zu lieben, die nicht untergeht
Inmitten alles Werdens — alles Sterbens.

Was Großes, Schönes je ein Geist gebar,
Was im Gemüthe Gutes je entsprossen,
Ob's kommen wird — ob's ist — und ob es war,
Wird von der Seele dreifach froh genossen!

Otto Prechtler.

So läuternd, selbstbewußt, dein besser Theil,
Erkennend und erkannt im Kreis der Guten,
Gib Dich zur Ruh', mein Herz, — bald wirst Du heil, —
Wenn nicht — so sollst Du wie ein Held verbluten!

Im Vaterhause.

(Nach langem Fernsein.)

Sei mir gegrüßt und selig geküßt,
Wie kaum ein Weib der Erde,
Du heilige Scholle, du heiliger Staub
An meinem Vaterherde!

Ach, deine Blumen schauen mich an
Wie kleine verzauberte Schwestern;
Die Schwalben flüstern mir Grüße zu
Aus ihren liebheimlichen Nestern.

Wir haben zusammen Ein Vaterhaus,
Gemeinsam dieselbe Wiege;
O möcht' es auch einstens das Plätzchen sein,
Wo ich begraben liege!

Hier scheint mir die Welt noch schön und rein,
Rein mir die Seele wieder;
So flüstern mir zu im Strauch und Baum
Die altbekannten Lieder.

Mir ist's als hätt' von den Bäumen all'
Auch keiner mein vergessen;
Sie rauschen so sanft um dieselbe Stell',
Wo einst der Knabe gesessen.

Otto Prechtler.

Der Bach, der hinter dem Hause fließt,
Schwätzt noch dieselben Märchen;
Mir ist, als erklänge die blaue Luft
Noch von denselben Lerchen.

Vom Kirchthurm tönt noch so fromm wie einst
Die alte Vesperglocke;
Es scheint sich zu kräuseln auf meinem Haupt
Des Knaben gold'ne Locke.

Und Alles ist noch so wie es war
An meines Lebens Schwelle;
Die alte Mutter, die Natur,
Sitzt noch an derselben Stelle.

Und schaut mich an so warm und so tief,
Als wollte sie zu mir sagen:
Ich bin die Einzige, die dir treu
In guten und schlimmen Tagen.

Ich bin die Liebe! o fürchte nicht,
Daß sie dereinst erkalte!
Und wenn dich die ganze Welt verläßt, --
Ich bleibe Dir die alte!

Sonnewende des Lebens.

Ein jeder Sterbliche hat Einen Tag,
Wo liebend ihn die Himmlischen umrauschen;
Du fühlst es an des Herzens höher'm Schlag, —
Da heißt es: ihrer heil'gen Mahnung lauschen!

Wenn du's versäumt — wenn Du sie nicht verstand
Sie kommen nie zum zweiten Male wieder;
Wenn Du den Segen ihrer Näh' empfandst:
Sie träufeln ihn für's ganze Leben nieder!

Otto Prechtler.

So haben auch, ich fühlt' es klar und tief —
Umschauert mich die hohen Unsichtbaren;
Mir war's, als ob es meine Seele rief
Inmitten nah' geahnter Geisterschaaren.

Und ich verstand der fremden Sprache Klang,
Ich las der Wolken schöne Hieroglyphen;
Mein Herz sog ein des Himmels Sphärensang,
Und die Dämonen schwiegen in den Tiefen.

Und auf ein weißes Blatt der Seele war
Wie von der Unsichtbaren Hand geschrieben:
„Nur das ist dein, was deiner Seele klar,
Was sie als schön erkannt, darf sie auch lieben.“

„Es ist ihr, die einst war in Gottes Haus,
Erinnerung des Göttlichen geblieben,
Und über dieser Erde Nacht hinaus
Fühlt sie zum Urquell sich zurückgetrieben.“

„Doch an die Scholle selber feßle nicht
Die schleierlosen, himmlischen Gestalten;
Was deiner Seele leuchtet als ein Licht,
Wird deinen Sinnen sich zum Brand entfalten.“

„D'rum stelle nicht das Ideal als Recht
Genüber den Gesetzen dieser Erde!
Nie zwingst Du — nie das göttliche Geschlecht
Frohndienst zu thun an deines Lebens Herde!“

„Willst Du den Göttern trotzen — nun versuch's!
Was sie nicht geben, kann die Kraft sich nehmen;
Geraubter Segen ist ein Theil des Fluch's,
Womit sie jeden Trotz der Erde lähmen!

Otto Prechtler.

„Bau' und beherrsche Du die inn're Welt,
Und laß' die and're ihre Bahnen rollen!
Nur, was wir fühlen, ist uns frei gestellt,
Nicht, wie wir handeln, — frei macht hier das Sollen!

Eine Perle für eine Rose.

Ich hab' einen Schatz, der Perle gleich,
In der Muschel liebheimlich gebettet;
So lange der mein, bin ich froh und reich,
Vor des Herzens Verarmung gerettet.

Ich hüte die Perle mit heiliger Scheu,
Als stünd' auf der Muschel geschrieben:
Kein lüsterner Wunsch macht vom Banne mich frei,
Du sollst meine Reinheit nicht trüben.

Und lockt auch der Schatz, um morgen und heut
Manch' flüchtige Wunde zu heilen:
Er ist nur für Leben und Sterben bereit,
Ich kann die Perle nicht theilen.

Und leert' ich dafür den Becher der Lust,
Der Sinne berauschendste Freuden:
Ich fühlte mich tiefer Entwerthung bewußt,
Vermöcht' ich's, den Schatz zu vergeuden!

Der Schatz ist die Liebe, die Perle mein,
Im heiligen Schmerze geboren;
Vergeudet' ich nur ihren zitternden Schein:
So wär' auch die Perle verloren.

Doch geb' ich sie hin, vor Wonne still,
Für eine jungfräuliche Rose,
Die blühen und duften und sterben will
In meines Herzens Schooße!

Der Tod der Romantik.

So lebe wohl, du hast es vollbracht!
Wo deine Schauer und Wonnen?
Man lebt nur am Tag, und todt ist die Nacht,
Das Reich der Träume zerronnen!

Sie haben verscheucht dich mit Hohn und Spott,
Dich, Amme der edelsten Dichter;
Verstand ist jetzt der einzige Gott,
So Dichter zugleich als auch Richter.

Du wendest dein Antlitz, — noch flattern von fern
Die Falten des weiten Gewandes;
Dann gehst du unter — ein bleicher Stern —
Am Saume des deutschen Landes.

Und geknickt und verachtet, die Kinder, sie geh'n,
Die an der Brust dir gelegen;
Es kann sie und will sie schon Niemand versteh'n,
Es fehlt ihnen Liebe und Segen.

Sie scheiden mit dir: Die Sage, das Lied
Von rettenden Feen und Elfen,
Das liebliche Märchen, schon lange verblüht!
Die Welt weiß sich selber zu helfen!

Und den süßen, theuren Gestalten all'
Folgt weinend und zögernd die Jugend!
Die Poesie ist ein leerer Schall,
Unglaube: die erste Tugend.

Otto Prechtler.

Natur ist — Stoff für die Wissenschaft,
Geschichte — bringt Zahlen und Namen;
Und Poesie verwerthet die Kraft
In modernen, kraftlosen Dramen.

Was zwingt ihr den Sternen Bedeutung auf?
Den Blumen Leben und Seele?
Und sagt, daß der Quellen und Ströme Lauf,
Das Meer uns — Wunder erzähle?

Was Stern heißt, gehört in die Astronomie,
Die Blumen zerfallen in Classen;
Im Meer ist viel Salz — nicht Poesie,
In den Wellen kein Lieben und Hassen.

Was legt ihr die alte, die dunkle Zeit
Auf der Dichtung richtende Wage,
Und leiht der klaren Empfindung von Heut'
Das Gewand der albernen Sage?

Was gescheh'n — ist gescheh'n! dafür tradirt
Ein bestellter Professor — Geschichte;
Und nur das Gemüth, das ewig irrt,
Sucht Bedeutung sich auf im — Gedichte.

Vor Allem lasse die Bühne ab,
Vom Born der Romantik zu nippen!
Sie spinne das wirkliche Leben ab,
Und bringe uns — Daguerreotypen!

Sie zeichne die Menschen, so wie sie sind,
Nicht, wie sie sein könnten und sollten.
Im »Carlos« weht noch romantischer Wind,
Ideal wird Schiller — gescholten.

Otto Prechtler.

Laßt Frühling und Liebe im Liede ruh'n
Und auch des Vaterland's Ehre!
Und thut mit Anstand, wie Alle thun,
Und widmet euch — dem Verkehre!

Die Welt braucht nicht mehr der Poesie,
Der Romantik nicht mehr, ihrer Amme:
Entzünde denn fürder das Genie
Das Gas an der göttlichen Flamme!

»Was steh'st Du auf um Mitternacht.«

(Ballade aus dem Drama: Michael Colomb.)

»Was stehst Du auf um Mitternacht,
Stiehlst Dich von meiner Seit'?
Wie tritt dein bloßer Fuß so sacht,
Kaum schlürft dein weißes Kleid.«

So sprach der Ritter von Saint-Cyre
Zu seinem jungen Weib.
»Die Nachtluft, Kind, vergiftet Dir
Den süßen, blüh'nden Leib.«

»»Ich stehe auf ein Schiff zu seh'n,
Auf weitem weitem Meer.««
»Du stehst nicht auf ein Schiff zu seh'n,
Dir wird die Antwort schwer.«

»»Ich stehe auf um Mitternacht,
Um Mond und Stern' zu schau'n.««
»Du suchst nicht Mond und Sternenpracht,
Ich kann Dir, Kind, nicht trau'n!«

Otto Prechtler.

»»So wisse denn, um Mitternacht
Schlägt eine Nachtigall;
Sie ist es, die mich wandeln macht
Mit ihres Liedes Schall!««

Da herrscht der Ritter Tag's darauf
Dem Gärtner finster zu:
»Fang' mir im Busch den Sprosser auf,
Er raubt mir Nachts die Ruh!«

Und als man ihn gefangen, schau!
Da brach das Wetter los;
Er warf ihn todt der jungen Frau
Wild lachend in den Schooß.

»Ich bring Dir selbst den Gast herauf,
Der Dir Vergnügen macht!«
Das junge Weib steht nicht mehr auf
In stiller Mitternacht! —

Otto Prechtler.

Johanna von Neapel.

(Historische Tragödie in fünf Acten. Berlin 1850. Gubitz.)

(Dritter Act. — Fünfte Scene.)

Johanna, Königin von Neapel und Sicilien. Andreas von Ungarn, Herzog von Calabrien, ihr Gemal.

Andreas. Johanna.

Andreas (tritt ein, etwas scharf und übermüthig).

Des heut'gen Tages Sturm, noch kaum beschwichtigt,
Führt mich zu Euch, das letzte Wort des Friedens
An euer Herz zu richten, Königin!

Johanna.

Ein Wort des Friedens — sagt Ihr — ist es so?
So nehmt dagegen mein Geständniß hin,
Daß ich bereits den Schritt zu Euch gelenkt,
Als eure Ankunft mir verkündigt ward.

Andreas (sie fixirend).

Ihr suchtet mich auf?

Johanna (mild und ruhig).

Ja — ich ging zu Euch!

Andreas (schroff).

So ungewohnte, sanfte Sprache läßt
Mich glauben, daß des heut'gen Tags Ereigniß
Euer Gewissen endlich aufgeweckt,
Und Euch die Folgen überschauen ließ,

Otto Prechtler.

Die steter Trotz gen mich und gegen Rom
Auf Euch und euer Volk herab beschwören.
Obwohl der raschen Wandlung noch mißtrauend,
Will ich vernehmen, was Johanna will.

Johanna.

Ich fürchte eure Seele zu verletzen,
Und meine Wunden wieder aufzureißen,
Wenn ich so Wort als That berühren soll,
Die uns einander fast entfremdet haben.
Andreas — laßt uns Beide edel sein,
Laßt uns vergang'nes Unrecht nicht mehr richten,
Und neuen Groll im Keim vernichtet seh'n.
Ich selbst — die Königin, will Demuth üben,
Wenn ich, mir unbewußt, Euch je verletzt.
Vielleicht, daß dies Bekenntniß, mein Gemal,
In eurer Brust den wilden Haß verlöscht,
Der doch nur Scham ist, mich gekränkt zu haben.
Ich fasse Alles, was ich sagen will,
Des Augenblickes ganzen Werth erkennend,
In Einen Blick, in Einen Laut zusammen:
Versöhnung bietend — und verlangend auch.

Andreas (eine Bewegung niederkämpfend).

Zu groß ist das Geschenk, zu rasch geboten,
Zu schwach mein Glaube, daß die Gegengabe
Für Euch so plötzlich Werth besitzen könnte,
Um ohn' Erröthen hier den Tausch zu schließen.
Der Grund, warum wir uns entfremdet haben,
Unausgesprochen wißt Ihr ihn wie ich;
Verkannte Neigung wird so leicht zum Haß; —
Der Grund, aus dem wir uns versöhnen sollen,
Kann nicht verschwiegen werden, Königin!
Denn in dem Herzen liegt er sicher nicht.

Johanna.

Die Königin bedurfte nicht des Schritts —
Ich folgte meinem Herzen — meiner Pflicht!

Otto Prechtler.

Andreas.

Ich kenne keine Neigung — kein Gefühl —
Das uns zur Pflicht, zur Tugend werden soll!
Ich liebe nicht, daß man mir Opfer bringt,
Weil ich nicht will, daß man sie von mir fordert.
Euch dünkt Versöhnung jetzt Nothwendigkeit —
Wohl Euch, wenn Ihr das anerkennt, Johanna!
Doch euer Herz weiß nichts von dieser Demuth —
An eurer Klugheit hab' ich nie gezweifelt.

Johanna (sich bezwingend).

Klugheit ist's nicht, sich Dem zu unterwerfen,
Der die Versöhnung hält für Furcht wie Ihr;
Ich zweifelte an eurer Großmuth nicht!

Andreas.

Wie? Glaubt Ihr nun an meinen guten Geist,
Weil ich das Glück gefaßt an seinen Flügeln?

Johanna.

Ich glaub' an ihn, weil Ihr im Glücke seid;
Vom Glück verhöhnt, verhöhnet Ihr die Welt;
Von eurem Recht berauscht, das man gekränkt,
Verletztet Ihr das unsere, Andreas,
Und, weil im Rechte, war't Ihr ungerecht.

Andreas.

Seit wann ist meine Königin so ehrlich,
So sichern, scharfen Unterschied zu machen?

Johanna.

Seit ich erkannt, daß unser gutes Recht
Nicht eben nur des Gegners Unrecht ist;
Wir haben Beide, kindisch fast, verweigert,
Was Beide geben sollten — und es ist
An mir — ich fühl' es, und so thu' ich's auch —
Zuerst die eig'ne Schwäche zu bekennen.

Otto Prechtler.

Andreas (ruhig).

Ich will nicht untersuchen, ob dies Wort,
Das Euch weit besser kleidet als der Stolz,
Die Blüthe eures eigenen Gewissens —
Oder die bitt're Frucht des Spruches ist,
Den Clemens für mein gutes Recht gethan.

(Scharf.)

Ich will nicht fragen, wer in diesem Streit
Der thätige Vermittler und Versöhner —
Ich seh' wie Ihr, Versöhnung thut uns noth,
Und will sie möglich machen, mir und Euch; —
Mir dadurch, daß ich Euch Bedingung setze,
Euch: daß Ihr zeigt, es sei Euch Ernst damit.

Johanna.

Ein schneidend Schwert ist euer Friedenswort!
Ich halte still, wenn's mich allein verwundet;
Denn, daß ich Frieden will, weiß Gott! — So sprecht!

Andreas.

Ich kann nicht König ohne Krone sein,
Nicht einer Königin Gemal; der Papst
Wird unser Beider Krönungstag bestimmen.

Johanna.

Seid Ihr des Papstes Ausspruch so gewiß?

Andreas (schroff und übermüthig).

Ich sagt' es!

Johanna (mit festem Blick).

Ihr sagt es und so glaub ich es!

Andreas.

Ihr folgt mir ohne Vorbehalt und Klausel,
Und theilt mit mir die Krone von Neapel —
Und ruft das ganze Volk zur Huldigung.

Johanna.

Ich theil' die Herrschaft ohne Widerspruch.

Otto Prechtler.

Andreas.

Von meinen Ungarn leg' ich einen Theil
Als bleibende Besatzung nach Neapel,
Und meine Leibwach' in die Königsburg.
Der Richter über ihre Handlungen
Bin ich allein!

Johanna.

Soll dieses off'ne Mißtrau'n
Den Frieden uns'rer Stadt befestigen?

Andreas (rasch).

Das Mißtrau'n, ausgesprochen, tödtet nicht,
Es ist der erste Saame des Vertrauens —
Denn Feinde, die sich kennen, achten sich;
Noch sind wir Feinde — willigt Ihr nicht ein?

Johanna.

Ich will'ge ein, Euch zu beweisen, daß
In meiner Seele jedes Mißtrau'n schwand.

Andreas.

Damit jedoch kein unberuf'ner Freund
Auf's Neue euer schwaches Herz verlocke,
In mir den Mörder eures Glücks zu seh'n,
So ford're ich, daß Ihr die weisen Vettern,
Die Prinzen von Durazzo und — Tarent,
Aus unsers Königreiches Grenzen bannt —
Und einen Eid mir schwört, jeden Verkehr
Auf immer mit den Beiden abzubrechen.
Versprecht Ihr das, so glaub' ich Euch, Johanna,
Daß Ihr in Wahrheit die Versöhnung wollt.

Johanna (in Aufregung).

Verlangt von mir den Purpur und die Krone,
Tragt sie allein; laßt mich in einem Kloster
Die schon verlorne Jugend still betrauern.
Verbannt mich selbst aus diesem Königreich —
Doch fordert nimmer, daß ich undankbar
Die eingebornen Prinzen meines Hauses,

Otto Prechtler.

Die mir getreu, der fremden Willkür opf're!
Hier redet nicht das Recht — hier spricht der Haß!

Andreas (wild, sarkastisch).

Traf ich die Stelle, wo die Schuld sich birgt,
Weil sie, dem Raubthier gleich, die Zähne weist,
Für ihre Brut besorgt? — Die Maske fiel —!
Das die Versöhnung, um die Ihr gebettelt? —
O dieser Frieden ist versteckter Krieg,
Ist nichts als scheinbar schlafender Verrath! —
Ich will nicht herrschen auf Neapels Thron,
Von eurem Gott, dem weibischen Tarent,
Von seines Mitleids Mantel warm gehalten;
Ich will nicht beben unter'm Meucheldolch,
Den euer Dämon längst für mich geschliffen;
Nicht warten, bis Durazzo ihn gebraucht.

Johanna (bitter).

Ich sagte, daß der Haß aus Euch gesprochen —
Ich widerrufe, denn ich wußte nicht,
Daß dieser Haß zuletzt nur Feigheit ist.

Andreas.

Bei allen Heil'gen —! trag' ich dies von Euch? —

Johanna.

Wenn es nicht Feigheit ist, wie nennt Ihr's sonst,
Die Königin des Meuchelmords zu zeih'n?
Ihr wollt mich schuldig und die Prinzen schlecht,
Um Recht zu haben, ein Tyrann zu sein!
Ja, eine Schuld bekenne ich vor Euch:
Ich warf Neapels Krone, warf mein Herz,
Aus schlecht verstand'ner Tugend Euch zu Füßen;
Um meiner Pflicht als Gattin zu genügen,
Gab ich die Freiheit meines Volkes preis!

Andreas (bitter).

Wohin verirrt Ihr Euch? — ich traf das Weib,
Jetzt seh' ich, ist die Königin gereizt!

Otto Prechtler.

Johanna.

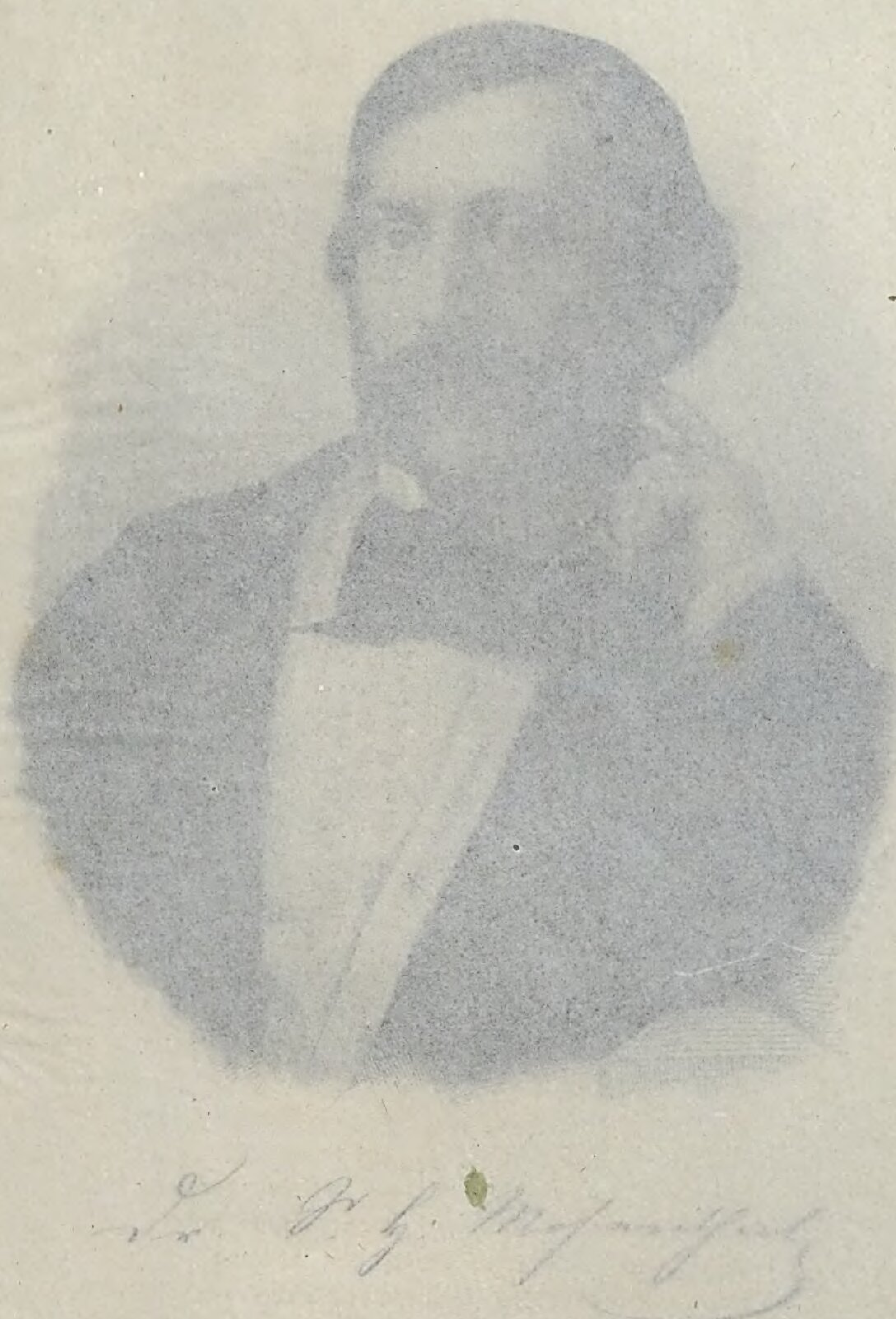
Gereizt? — Ihr sagt es — und sie ist es auch!
Gereizt! — Ich sollt' es nicht sein, da Ihr selbst
In meinem eigenen Palaste schon
Die blut'ge Fahne trotzig aufgepflanzt?
Da Ihr, mit eurem Bruder längst im Bund,
Nach Avignon alltäglich Boten sandtet,
Und Euch die Krone von dem Papste — kauft?! —
Gereizt? Ich sollte wohl nur Thränen haben,
Gleich einem blöden, leichtgekränkten Kind,
Wenn eure Ungarn durch die Straßen zieh'n,
Und den Befehl der Königin verlachen?
Gereizt? — Ich sollt' es zaghaft dulden, wenn
Ein finst'rer Mönch, von Euch geschützt, gehetzt,
Mir ohne Scham und Scheu in's Antlitz trotzt? —
Ich bin gereizt; — d'rum seht Euch vor — bei Gott!
Ich könnte plötzlich doch einmal vergessen,
Daß ich ein Weib, daß Ihr — mein Gatte seid!

Andreas.

Ungleichen Kampf verschmäht der Ungarsohn,
Dem Weibe nicht, das mir gehorchen muß,
Auf Tod und Leben gilt's der Königin!

Johanna.

Die Königin habt Ihr herausgefordert,
Wohlan — sie nimmt den Kampf mit Ungarn an!
Ich stehe für mein Volk ein, mein Neapel,
Das euer Fuß nicht einst zertreten soll!
Ich fühl' in mir das königliche Blut
Wild rauschend nach dem vollen Herzen strömen;
Nicht das betrog'ne, tiefgekränkte Weib,
Nein, Roberts Enkelin wird sühnend rächen,
Wie tief Johanna heut erniedrigt ward.
Schwingt Ihr die blut'ge Fahne nur und deckt
Den Rücken Euch mit eures Papstes Bulle!
Mich schreckt nicht das Gespenst von Avignon,
Denn meine Losung ist Neapels Liebe.



[illegible]

Johanna.

[illegible] — Ihr sagt es — und sie ist es auch!
[illegible] — Ich sollt' es nicht sein, da Ihr selbst
[illegible] eigenen Palaste schon
[illegible] Fahne trotzig aufgepflanzt?
[illegible] mit eurem Bruder längst im Bund,
[illegible] Avignon alltäglich Boten sandtet,
[illegible] die Krone von dem Papste — [illegible] —
[illegible] Ich sollte wohl nur Thränen haben,
[illegible] einem blöden, [illegible] Kind,
Wenn eure Ungarn [illegible] Straßen zieh'n
Und den Befehl [illegible] verlachen?
Gereizt? — [illegible] dulden, wenn
Ein finst'rer [illegible] Euch geschützt, gehetzt,
Mir ohne [illegible] Scheu in's Antlitz trotzt? —
Ich bin [illegible] — d'rum seht Euch vor — [illegible]
Ich könnte plötzlich doch einmal vergessen,
Daß ich ein Weib, daß Ihr — mein Gatte seid!

Andreas.

Ungleichen Kampf verschmäht der Ungarsohn,
Dem Weibe nicht, das mir gehorchen muß,
Auf [illegible] der Königin!

[illegible]na.

[illegible] gefordert,
[illegible] Kampf mit Ungarn an!
[illegible] mein Neapel,
[illegible] zertreten soll!
[illegible] Blut
[illegible] dem vollen Herzen strömen;
[illegible] tiefgekränkte [illegible]
[illegible] wird [illegible] rächen,
[illegible] heut [illegible] ward.
[illegible] und deckt
[illegible] Bulle!
[illegible] von Avignon,
[illegible] Liebe.

—


v. Carl Mayer's K. A. Nbg

S. H. Mosenthal.

Eine Mutter, eine Frau von Geist und Gemüth, pflegte in dem sogenannten Dämmerstündchen, ehe Licht angezündet wird, sich zu ihren Kindern zu setzen und — nachdem sie den ganzen Tag hindurch im Hause thätig gewesen an der Seite ihres trefflichen Mannes, der aus den Trümmern eines einst stattlichen Vermögens nichts als seinen allgemein geehrten Namen gerettet hatte — sich eine kleine Ruhe und Erholung zu gönnen, indem sie ihren Kleinen Geschichten erzählte, Lieder und Gedichte oder auch nur Stellen aus ihren Lieblingsdichtern, vornehmlich aus Schiller, vordeclamirte. Da war es besonders der jüngste Knabe, welcher mit ahnungsvoller Aufmerksamkeit und lebhaftester Aufregung diesen Vorträgen lauschte. Von den neueren Dichtern liebte die Mutter vor allen Grillparzer, und Stücke aus der »Ahnfrau« und »Sappho« machten das höchste Ergötzen des Knaben aus. Wenn die Mutter auf diese Art ihre Kinder gleichsam mit der Milch der Poesie säugte, so war es eben der Knabe, bei dem, seinem angebornen Wesen nach, diese Milch in Fleisch und Blut überging und selbst einen Poeten aus ihm machte. Wie er später als Jüngling und angehender Mann die persönliche Bekanntschaft Grillparzer's machte, entsproßten seinem dichterischen Geiste in dankbarer Erinnerung an jene einflußreichen Jugendeindrücke die poetischen Zeilen, die er dem trefflichen Dichter in sein Album schrieb:

S. H. Mosenthal.

Dein Name war's, den meine Mutter rief,
Wenn sie uns Deutschlands große Sänger nannte;
Es waren Deine Verse sinnig tief,
Die sie getreu wie ihre Bibel kannte.
So saß ich still, das Aug' auf sie gewandt,
Und lauschte ahnungsvoll auf Deine Lieder.
Ich liebte Dich, längst eh' ich Dich gekannt,
Und als ich Dich gekannt, liebt' ich Dich wieder.
ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Jener Knabe, der nachherige Verfasser dieser Verse, war der Obengenannte, der jetzt in Deutschland und über seine Grenzen hinaus rühmlichst bekannte Dramatiker. Indem wir auf die ersten Anfänge seiner Bildungsgeschichte, auf den besonderen Einfluß, den die Werke Grillparzer's auf ihn geübt, aufmerksam machten: so sind wir auch schon dem Bedenken entgegengetreten: ob Mosenthal, der nicht in Oesterreich geboren ist, zu den österreichischen Literaten gezählt werden und seinen Platz im Album österreichischer Dichter finden dürfe? Außerdem, daß er aus der österreichischen Dichterschule hervorging, gewinnt er die Berechtigung hiezu auch noch dadurch, daß seine eigentliche literarische Thätigkeit, die Production seiner Dramen und deren Erfolge in die Zeit seines Aufenthaltes in Oesterreich fällt, wie dies auch bei Hebbel zum größten Theil der Fall ist, den wir deshalb gleichfalls den Unsern nennen dürfen, und es mit Stolz thun.

Salomo Hermann Mosenthal wurde zu Cassel in Kurhessen am 14. Jänner 1821 geboren. Schon als Schüler des dortigen Gymnasiums verfaßte er seine ersten Gedichte, in der Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: »Primulae veris« aufgenommen. Er schickte einige an Rückert zur Aufnahme in dessen Musenalmanach. Dieser bedauerte in seinem Antwortschreiben: daß der Musenalmanach zu erscheinen aufgehört; übrigens habe er mit großem Wohlgefallen die reizenden Gedichte gelesen, unter denen er »Bach und Waldstrom« als das schönste anerkenne. »Ich will sie mir,« schließt er, »als ein liebes Andenken aufheben, und hoffe Ihnen noch viel Schönes gelingen zu sehen.« — »Bach und Waldstrom« befindet sich im Anhang aufgenommen. — Nach zurückgelegtem Studium am Casseler, zu jener Zeit ausgezeichneten Gymnasium bezog er das polytechnische Institut zu Carlsruhe. Unter der Leitung der treff-

lichsten Meister lag er hier den naturwissenschaftlichen Studien mit sorgfältigem Fleiße ob. Daneben trat er in freundlichen Verkehr mit den Sängern der schwäbischen Dichterschule, vorzüglich mit Schwab und Justinus Kerner. Ihr Einfluß auf Geist und Gemüth des jungen Poeten ist in der ferneren Entwicklung seines Talentes nicht zu verkennen. In Dingelstedt's »Salon« und Lewald's »Europa« fanden nun die Producte seiner Muse ihre erste Veröffentlichung, und zogen nicht nur die Aufmerksamkeit der gebildeten Lesewelt auf sich, sondern erweckten dem Autor selbst den Antheil bedeutender Literaten. Nach dem historischen Entwicklungsgange, den die drei Dichtungsarten, die Lyrik, Epik und Dramatik, selbst genommen, hatte er nun aus dem Reiche der Lyrik auf das Gebiet der Epik sich zu ergehen angefangen. Eine um jene Zeit entstandene Novelle: »Die kleine Amaryll und der blonde Ruprecht« anonym in der »Europa« erschienen, hatte das Interesse Geibel's, der sich damals in Athen aufhielt, erweckt und bildete den Anknüpfungspunct späterer freundlicher Beziehungen zwischen beiden Dichtern. — Im Jahre 1841 kam Mosenthal nach Oesterreich, nach Wien, und trat hier als Erzieher in dem Hause eines vielgeachteten Banquiers ein. Nun war für sein Talent auch die Epoche erschienen, in der es in die dritte Phase des Schaffens trat, und das Feld des Drama's beschritt. Schon im Jahre 1846 trat er mit einem dramatischen Producte auf, einem Volksmährchen in drei Acten: »Der Holländer-Michel,« in Wien im Josephstädter Theater zuerst aufgeführt. Von da an bethätigte sich sein dramatisches Talent in einer stetigen Folge von Productionen, wie denn Productivität überhaupt dem dramatischen Talente mehr als jedem andern eigen zu sein pflegt. Auf den »Holländer-Michel« vom Jahre 1846 folgte 1847 »Eine Sclavin,« Drama in drei Aufzügen, dessen Stoff der Geschichte der Capcolonie entlehnt ist, woselbst die Brüder des Dichters ein bedeutendes Handelshaus gegründet und zur Hebung der Colonie sich anerkannte Verdienste erworben hatten. Das Drama erschien zuerst in Wien im Theater an der Wien; 1849 folgte »Deborah,« Volksdrama in vier Aufzügen, im Stadttheater zu Hamburg; 1850 »Cäcilia von Albano,« dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen; 1850 »Ein deutsches Dichterleben« (»Bürger und Molly«), Künstlerdrama in fünf Aufzügen; 1852 »Der Dorflehrer,« Seelengemälde in einem Aufzuge; 1853 »Gabriele von Precy,« Drama in vier Aufzügen; 1854 »Der Sonnwendhof,« Volksschauspiel in fünf Aufzügen; alle diese zuerst in Wien

im Hofburgtheater aufgeführt; 1856 »Der Goldschmied von Ulm,« Volksmährchen in drei Aufzügen, mit Musik von Marschner, an der Hofbühne in Dresden zur ersten Aufführung gelangt. — Eben — 1857 — hat er sein neuestes dramatisches Werk, unter dem Titel: »Das gefangene Bild,« vollendet.

In einem Artikel der Pesther Sonntagszeitung vom Jahre 1855 finden wir folgende Characteristik Mosenthal's als Dramatikers: »Mosenthal's Volksthümlichkeit kann nicht bezweifelt werden, wenn wir erwägen, daß die meisten seiner theatralischen Werke auf den größten, wie kleinsten Bühnen von ganz Deutschland zu wahren Cassastücken geworden. Neben den lyrischen Schönheiten, die die Schöpfungen des hochbegabten Poeten auszeichnen, ist es die gewandte Malerei der Contraste, die gelungene Schilderei von Volkscharacteren, die Kunst, durch glücklich gruppirte Tableaux zu wirken, welche denselben solch' rühmliche Erfolge sicherten. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die zahlreichen Vorzüge der meisten dieser wahren Volksdramen ausführlicher detailliren wollten, Vorzüge, die keinem unserer Leser, der mit der einen oder andern dieser Schöpfungen von der Bühne aus bekannt zu werden Gelegenheit fand, entgangen sein können.« — Schon im Holländer-Michel« traten die hier angeführten Vorzüge zu Tage, die in der »Deborah,« im »deutschen Dichterleben,« im »Sonnwendhof« und endlich im »Goldschmied von Ulm« ihre erhöhte und wirkungsvollste Bethätigung fanden. Die meiste Verbreitung fand »Deborah,« nicht nur in Deutschland, sondern weit über seine Grenzen hinaus. In's Englische, Holländische, Ungarische, Böhmische und Polnische übersetzt, fand das Stück in die meisten europäischen Länder, ja bis über den Ocean, in fremde Welttheile seinen Weg. Der Verfasser besitzt Theaterzettel von New-York, Californien und den Goldgruben von Australien. In neuester Zeit wurde es in's Italienische von C. Cerri übersetzt, und die Titelrolle wird von der genialen Ristori dargestellt werden. Man kann »Deborah« mit Recht ein kosmopolitisches Stück nennen, wozu es freilich der kosmopolitische Stoff, das Judenthum, vornehmlich gemacht hat; allein ohne die höchst drastische Gestaltung, die ihm der Autor zu geben verstanden, würde das Stück doch nie eine so mächtige Wirkung hervorgebracht und eine so allgemeine Verbreitung gefunden haben. — Durch den specifisch deutschen Stoff konnte »Ein deutsches Dichterleben« in seiner Wirkung auch nur vornehmlich auf Deutschland be-

schränkt sein. Hier hatte das Stück überall einen bedeutenden Erfolg. Daß es bei der vorherrschend lyrischen Stimmung, in welcher Handlung und Charactere aufgehen, gleichwohl auch auf das große Publicum, das sonst nur vornehmlich an Idealen, an drastischen Thaten und Begebenheiten sein Gefallen findet, eine bedeutende Anziehungskraft ausübt, dies liegt zum Theil wohl in dem picanten Stoff; allein immerhin zeugt es auch wieder von der glücklichen Kunst des Autors, seinen Vorwurf effectvoll, das heißt interessant und spannend zu gestalten. Das Stück ist theilweise nach Müller's gleichnamigem Roman abgefaßt. Der zweite und zum Theil dritte Act ist unabhängig von dem Roman gedichtet, und darin der eigentliche Schlüssel zu Bürger's unseligem Familienverhältniß niedergelegt, was dem Verfasser zum vornehmlichen Verdienste gereicht. — Bei der Aufführung des Stückes in Göttingen ereignete es sich, daß die Bauern von Niedek und Wölmershausen mit ihren Schulzen an der Spitze in's Theater pilgerten, um die Scene zu sehen, in der sie mitspielten, und manches laute, »Ja, so war's!« ließ sich am Schlusse des dritten Actes vernehmen.

»Cäcilia von Albano,« das dem »Dichterleben« voranging, so wie die diesem nachfolgenden Stücke: »Der Dorflehrer« und »Gabriele von Precy« machten weniger Glück auf der Bühne, bis im »Sonnwendhof« die unserm Autor so eigenthümliche Macht, Tiefe der Empfindung mit schlagenden, glänzenden Situationen zu paaren, wieder zu vollster Geltung gelangte. Das Stück fand überall, auch außer Deutschland, die beifälligste Aufnahme. Es wurde in's Dänische übersetzt von H. C. Andersen, in's Englische, Böhmische und Polnische. Als Volksstück ist es gegen die »Deborah« als ein Fortschritt des Autors anzuerkennen, so wie »der Goldschmied von Ulm,« was einfache, consequente Durchführung des Stoffes und Formgestaltung belangt, gegen den »Sonnwendhof.« Vornehmlich ist der mittelalterliche Ton in Letzterem meisterhaft und oft auf echt Göthe'sche Weise getroffen. Wenn dies letzte Stück bei weitem nicht den Bühnenerfolg hatte, wie der »Sonnwendhof,« so lag die Schuld theils an der zu anspruchsvollen und kostspieligen Scenerie und einer etwas schwerfälligen und schwülstigen musikalischen Behandlung, theils ist die Ursache davon in dem mährchenhaften Stoffe zu suchen, für dessen Auffassung unser Theaterpublicum nicht mehr die erforderliche Naivetät besitzt; ist ihm doch fast der Sinn für das Romantische überhaupt genommen. Die neue dramatische Schule

hat mit Bewußtsein und Absicht darauf hingearbeitet. Halm's Dramen waren die letzten Schöpfungen der alten Schule, aus der auch Mosenthal hervorging und seinen Ursprung nie verläugnet hat. Von den neuen Dramatikern sagt Julian Schmidt in seiner Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert: »Sie haben dem romantischen und classischen Idealismus entsagt und ihre poetischen Ideen auf das Studium der Wirklichkeit begründet. Das Drama gibt fast durchwegs eine Kritik der modernen Gesellschaft, und nicht »Judith« oder »Struensee« oder »Patkul« oder die »Makkabäer,« sondern »Maria Magdalena,« »die »Valentine,« »der Erbförster,« »die Schule der Reichen« rc. sind die Typen unserer Poesie.«

Es war uns bei der obigen Anführung der Dramen von Mosenthal nur um Constatirung der theatralischen Erfolge zu thun, welche derselbe errungen, nicht um eine in das innere Wesen eingehende, wissenschaftliche Kritik. Diese hat des jungen Dichters Vorzüge vielfach anerkannt, für seine Mängel jedoch ein scharfes Auge gehabt, und es sind ihm, wie der ganzen österreichischen Dichterschule, kritische Stimmen von bedeutender Autorität ohne Schonung entgegengetreten. Man hat ihm zumal den Vorwurf gemacht, daß er zu sehr von dem an sich nicht zu tadelnden Bestreben, von der Bühne herab auf das Publicum zu wirken, sich beherrschen lasse und zur Erreichung dieses Zieles nach Effecten hasche. — Einer der jüngeren Wiener Dramatiker, an dem seiner Zeit Grillparzer einen besonderen Antheil nahm, theilte diesem einst mit: daß er nunmehr damit umgehe, ein Effectstück zu schreiben; worauf ihm der weise Dichter erwiederte, dies sei zwar an sich nicht verwerflich, allein viel schwerer, als man sich einbilde, und dazu bedenklich, weil der Effect, den man beabsichtige, oft gerade in das Gegentheil umschlage.« Dies Wort erfüllte sich treulich an jenem Effectstück, denn es fiel bei der Aufführung gänzlich durch. — Mosenthal freilich war hierin tactvoller und errang gerade durch seine effectreichsten Stücke die größten Erfolge. Er ist ein Meister in der äußerlichen Technik, in der Kunst, wie man eine Begebenheit dramatisch exponirt, sie von der Bühne herab wirksam gestaltet, dem Publicum zum Verständniß bringt und dies in Spannung erhält. Da es ihm nun auch an poetischer Tiefe, an wirklich schöpferischer Kraft nicht fehlt, jener Kraft, die den ergriffenen Stoff zu einer ideellen Form zu gestalten versteht, so glauben wir ihm das Prognostikon stellen zu dürfen: daß,

wenn sich die ursprüngliche Naivetät, die für sich allein nur beim Genie das ewig Wahre und einzig Richtige schafft, bei ihm durch kritischen Scharfsinn, aus dem unablässigen Studium der großen Dramatiker gewonnen, geläutert und mit philosophischem Geiste durchsättigt haben wird, daß er, sagen wir, dann auch noch Werke schaffen werde, die neben ihrer bühnlichen Wirksamkeit auch die Feuerprobe der strengsten wissenschaftlichen Kritik bestehen und ohne Widerspruch zum Stolz unserer Literatur gehören werden.

Den Stoff zu ferneren tüchtigen dramatischen Gebilden dürfte unser Dichter nicht in der phantastischen, sondern in der wirklichen Welt aufzusuchen und zu wählen haben. Wir verweisen hier auf ein treffliches Wort Julian Schmidt's. Er sagt bei Bezeichnung des Bodens, in welchem unser neues Drama Wurzeln zu schlagen habe: »Man dringt zur Schönheit nur durch die Wahrheit. Für uns Deutsche ist aber die einzige Wahrheit unser bürgerliches Leben, und die poetische Bewältigung desselben wird das Gefühl unseres Volkes mehr anregen und läutern, also auch unserem wirklichen Fortschritt förderlich sein, als die Treibhausbildung griechischer und indischer Gewächse. In unserm Privatleben haben wir noch jene harten, knorrigen Gestalten, die einer poetischen Zeichnung als Modell dienen können, wenn sie auch etwas unbehilflich sind. In unsern sogenannten höhern Kreisen und in unserm politischen Leben haben wir sie nicht mehr.« Und hat Mosenthal diesen durch die Wahrheit zur Schönheit führenden Weg nicht schon im »Sonnwendhof« glücklich betreten? — Wieder sagt Julian Schmidt: »Wenn das Studium der Wirklichkeit, wenn die scharfe psychologische Zergliederung die nothwendigen Vorbereitungen sind, um zur Wahrheit zu bringen: so wird eine echte Dichtung doch nur dann möglich sein, wenn sie von dem Glauben an das höhere Leben ausgeht, und dieses Leben zu zeigen den Muth und die Kraft besitzt.« — Und auch diese unumgängliche Bedingung einer echten Dichtung finden wir mit freudiger Anerkennung in unserm Dichter vor, denn in allen seinen Dichtungen treten uns die Züge jenes Glaubens, jenes Muthes und jener Kraft entgegen!

Außer seinen Dramen verfaßte Mosenthal noch die Texte zu den Opern: »Die lustigen Weiber von Windsor« von Nikolai; »Albin« von Flotow, »Abenteuer Carls II.«, »Lustiger Rath«, »Lips Tullian« von Hoven. — Von seinen Stücken erschienen im Druck: »Deborah«, Pest

bei G. Heckenast 1850; »Cäcilie von Albano«, ebendaselbst 1851; »der Sonnwendhof«, Leipzig bei J. J. Weber 1856, dem Großherzog von Weimar dedicirt. — Außer diesen Werken erschienen im Drucke: »Gedichte«, Wien bei Klang 1846. Wir wissen, daß der Dichter selbst keinen besondern Werth auf die in jener Sammlung veröffentlichten legt. Es sind keine Sterne, die zum Hintergrund den Himmel haben, den sie sticken, wie die Gedichte Lingg's und Hebbel's, es sind nur Leuchtkäfer, welche freundlich und harmlos über die Erde hinflimmern. Der Ausdruck »reizend«, »anmuthig«, womit Rückert die Erstlinge dieser Gedichte bezeichnete, ist ihnen meist allen mehr oder weniger beizulegen. Als Anhang ist der ersten Sammlung eine sehr werthvolle Arbeit beigegeben: »Timon, der Menschenfeind.« Ein komisches Gedicht, frei nach der griechischen Prosa des Lucian, worin die Grazie derselben in gereimten Versen mit großem Geschick wiedergegeben ist, wie denn der Verfasser überhaupt sich als einen Meister in gewandter Handhabung unserer Sprache zeigt. — Endlich erschien von ihm noch: »Oesterreichisches Museum«, Wien bei Gerold 1854, der erste und glücklichste Versuch, die bedeutendsten alt- und mittelhochdeutschen Dichtungen österreichischer Autoren zu sammeln und in's Neuhochdeutsche zu übertragen. Das Zueignungsgedicht an den Erzherzog Ferdinand Maximilian ist eines seiner vorzüglichsten und in seiner Art ein wahres Muster- und Meisterstück. Wir haben es in den Anhang aufgenommen.

Zum Schlusse noch ein kurzes Wort über seine Lebensverhältnisse. Im Jahre 1850 trat er in den Staatsdienst als Official im k. k. Ministerium des Cultus und Unterrichts, und vermälte sich 1851 mit einem durch Bildung an Geist und Gemüth, so wie durch Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Fräulein, der Tochter des aus Stuttgart in österreichische Staatsdienste berufenen Regierungsrathes Weil. — Gewisse Vorzüge, die Mosenthal als Dichter auszeichnen, sind auch in seinem Character als Mensch und selbst in seiner äußeren Erscheinung ausgeprägt. Ein gefälliges, liebenswürdiges, neben dem Selbstgefühl seiner Erfolge doch mit Bescheidenheit gepaartes Wesen ist geeignet, ihm, wo man ihn persönlich kennen lernt, Neigung und Achtung zu gewinnen. Dies mag beigetragen haben, daß seiner literarischen Wirksamkeit Anerkennung und ehrenhafte Auszeichnungen in einem Maße zu Theil wurden, wie wir sie bei keinem andern Autor von so jungen Jahren antreffen.

S. H. Mosenthal.

Er ist im Besitze der k. k. goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft, so wie der königlich hannoverschen am Band des Guelphenordens; die philosophische Facultät der hessischen Universität zu Marburg ernannte ihn zum Doctor der Philosophie; und in neuester Zeit gesellten sich noch zu diesen Auszeichnungen der sächsisch-weimar'sche Falkenorden und die königlich sächsische Gelehrtenmedaille.

Franz X. Fritsch.

S. H. Mosenthal.

Gedichte.

(Wien 1846, Klang.)

Bach und Waldstrom.

Floß einst durch Rosenhecken
Ein Bächlein hell und rein;
Wohl mocht' es sich verbergen,
Es war so winzig klein.

Als dies der Waldstrom merkte,
Voll bittern Spott's er rief:
„Du brauchtest nicht zu fließen,
Das Meer wär' doch so tief."

Das Bächlein rollte weiter
Und sprach in sanftem Ton:
„Ich tränke Ros' und Veilchen
Und labte manches schon,

„Zwar bist du groß und mächtig
Und ich bin arm und klein;
Doch will ja auch das Veilchen
Von Gott getränket sein." —

Oft wenn hinauf ich blicke
Zu jenen lichten Höh'n,
Wo deutsche Minnesänger
Und deutsche Dichter steh'n,

S. H. Mosenthal.

Dann schreckt mich eine Stimme,
Die wie der Waldstrom rief:
Du brauchtest nicht zu fließen,
Das Meer wär' doch so tief.

Doch eine andere Stimme
Flößt mir Vertrauen ein:
Es will ja auch das Veilchen
Von Gott getränket sein.

Tugend und Leichtsinn.

Die Tugend mit dem Leichtsinn kam
Herab auf unsre Erden,
Zu kämpfen mit dem Menschengeschlecht
Gegen Sorgen und Beschwerden.

Weitläufig waren sie verwandt
Und zogen jetzt in die Fremde,
Die Tugend mit Schild und Schwert zur Hand,
Der Leichtsinn im bloßen Hemde.

Die Tugend hielt offen Aug' und Ohr,
Die Gegner zu erspähen,
Der Leichtsinn hielt sich die Hände vor,
Und wollte nichts hören und sehen.

Die Tugend griff alle Feinde an
Und warf sie hin auf dem Grase;
Der Leichtsinn hüpfte vor allen weg
Und macht' ihnen eine Nase.

S. H. Mosenthal.

Nun kamen sie an einen Berg.
Da konnten sie nicht weiter.
Die Tugend stand und dachte nach,
Der Leichtsinn trällerte heiter.

Die Tugend klomm durch Busch und Dorn
Und überstieg den Hügel.
Der Leichtsinn rief einen Schmetterling
Und band sich an seine Flügel.

Und brauchten sie ein Nachtquartier
Kroch Tugend in Hütt' und Fässer;
Der Leichtsinn griff in die Wolken hinein,
Und baute sich schöne Schlösser.

So zogen die Beiden fort und fort;
Die Tugend voll Wunden und Narben,
Der Leichtsinn immer frisch und gesund
Bis daß sie beide starben.

Die Tugend flog stracks in's Himmelreich,
Der Leichtsinn blieb an der Schwelle,
Sprach: Wenn ich auch nicht in den Himmel komm',
So komm' ich auch nicht in die Hölle!

Das Mädchen.

Die Veilchen haben sich geschämt
Bei ihres Athems Wehen,
Die Sterne haben sich gegrämt,
Wie sie ihre Augen gesehen,
Und wie sie die Lippen hat aufgemacht,
Da haben die rothen Rosen gedacht:
O blühten wir doch so schön, o mein!
O blühten wir doch so schön!

S. H. Mosenthal.

Das schlanke Reh im grünen Wald
Das blieb verwundert stehen
Und hat beschaut die liebe Gestalt:
Ach, könnt' ich so zierlich gehen!
Und wie sie gar ein Liedchen sang,
Da wurden die Nachtigallen bang,
Wir können nicht singen mehr, o mein!
Wir können nicht singen mehr.

Jetzt schlendert sie durch's Moos daher
Und will sich niedersetzen,
Das Bächlein kann sich nicht halten mehr,
Es muß ihr die Füßlein netzen.
Und durch die zitternden Blätter bricht
Verstohlen ein Strahl vom Mondenlicht
Und spricht: Jetzt kann ich sie seh'n, o mein!
Jetzt kann ich sie recht beseh'n.

Das Lied vom braven Nugent.

(1849.)

Nugent, Du Held von Eisen,
Dich soll mein Lied jetzt preisen,
Nugent, Du Held von Erz!
Dein Name zwar klingt flämisch,
Dein Regiment klingt böhmisch,
Doch deutsch klingt Dir das Herz.

Nugent, der wack're Degen,
Der zog auf guten Wegen
Ins blühende Friaul.
Die Welschen waren stutzig,
Die Welschen thaten trutzig
Und führten großes Maul.

Treviso sollte eben
Ein warnend Beispiel geben
Für Treubruch und Verrath.
Nugent der tapfre Degen,
Der zog dem Feind entgegen
Und war bereit zur That.

Da kam in Lagers Mitten
Ein Herold angeritten,
Der sprach gar schlau und fein:
»Wir bringen Euch Aviso,
Herr Graf, daß in Treviso
Eu'r schmuckes Töchterlein.

»Und wolltet Ihr's probiren
Und unsre Stadt cerniren
So könnt' es leicht gescheh'n,
Herr Graf, daß die Treviser
In ihrem Zorne dieser
An's junge Leben geh'n.«

Nugent, der tapfre Degen,
Der war nicht lang verlegen
Und sprach in festem Ton:
Ein Militär von Ehren
Darf sich im Krieg nicht scheren
Um Vater oder Sohn.

Das Amt, das ich verwalte,
Der Herr, den Gott erhalte,
Gab es in meine Hut.
Für meines Kaisers Rechten
Und Ehren will ich fechten
Nicht für mein eigen Blut.

Doch mögt Ihr euern Leuten
So nebenbei bedeuten,

Sollt' ihr ein Leid's gescheh'n,
So bleibt von euerm Neste
Vom Grunde bis zur Veste
Kein einzig Steinlein steh'n!

Da wurde der Treviser
Auf einmal wieder süßer
Und schlich sich langsam fort.
Nugent, Du wackrer Degen,
Dir werde Ruhm und Segen
Für dieses Heldenwort!

S. H. Mosenthal.

An Seine kais. Hoheit den durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Ferdinand Maximilian.

(Widmungsgedicht des: „Museum, Blumenlese aus deutschen Dichtungen österreichischer Lyriker und Epiker." Wien 1854. Gerold.)

Im Land, das Lerchen in dem Schilde trägt,
War stets die traute Heimat des Gesanges,
In ferner Ostmark des german'schen Klanges
Ward einst das deutsche Lied zuerst gepflegt.

Durch alle Welt ließ seine Melodien
Der Minnesänger edelster ertönen,
Doch immer zog ihn heimatliches Sehnen
Hin nach dem »wonniglichen Hof zu Wien.«

Dort durften Dichter mit den Fürsten geh'n.
Der fromme Friedrich lernte Laute schlagen,
Die zärtlichsten der süßen Minneklagen
Sang Leopold, der Held von Akkon's Höh'n.

Rudolf von Habsburg hieß den Sänger nah'n
Und lauschte gläubig der geweihten Leier.
Den Teuerdank und seine Abenteuer
Entwarf der erste Maximilian. —

Und heute noch lebt echten Liedes Drang
In eines zweiten Maximilians Busen,
Wie alles Edle, liebt er auch die Musen,
Den Ernst des Lebens mildernd durch Gesang.

S. H. Mosenthal.

Der Kindesliebe rührendes Gefühl,
Begeist'rung für den Bruder ruhmumglänzet,
Sie haben das bescheid'ne Saitenspiel
Mit mancher schönen Blume still bekränzet.

Nicht wag' ich's, sie in diesen Kranz zu reih'n;
Doch, daß Sein Name nicht im Kreise fehle,
Gab es die Muse selbst in Seine Seele,
Beschützer dieses Dichterbund's zu sein.

S. H. Mosenthal.

Dramen.

(Pesth 1853. Heckenast.)

Deborah.

Volksschauspiel in vier Acten.

Dritter Act. Zehnte Scene.

Verwandlung.

(Halbdunkel. Alter Friedhof an der Rückseite der Kirche. Im tiefsten Hintergrunde ein mit Bäumen verwachsenes Pförtchen zur Kirche. Unter den Grabsteinen bemerkt man rechts eine zerbrochene Säule von Trauerweiden umgeben.)

Deborah (bleich, mit herabhängendem Haare tritt langsam auf).

(Sie kommt in den Vordergrund.)

Was will ich noch? Ich kann mir's selbst nicht sagen,
Und dennoch muß ich weilen, denn ich muß
Erst eine große Sendung noch erfüllen.
Was, weiß ich nicht; doch fühl' ich es, die Sehnen
Der Seele spannen sich mit letzter Kraft,
Ich sehe schwirren schon den scharfen Pfeil,
Nicht weiß ich noch das Ziel, allein er trifft!

(Ruhiger.)

Schon sind es sieben Tage. Sieben Tage!
So lange trauert man um einen Todten.
Man stellt ein Licht zu Häupten seines Lagers
Und setzt sich stumm zu seinen Füßen nieder.

(Sich langsam auf die Erde setzend.)

So sitz' ich sieben Tage, sieben Nächte
Und traure an der Leiche meiner Liebe.

S. H. Mosenthal.

(Mit schmerzlicher Inbrunst.)

Gott, großer Gott, was hab' ich Dir gethan!
Bin ich nicht auch ein Menschenkind? Ist Liebe
Nicht Aller Eigenthum, wie Luft und Licht?
Und wenn ich danach griff, wo ist die Sünde?
Was gabst Du mir seit meiner Kinderzeit?
Den frommen Vater ließest früh Du sterben,
Mich gabst Du fremder Leute Willkür preis;
Kein Strahl der Liebe fiel in dieses Herz,
Das doch so heiß, so glühend schlug und fühlte,
Nur schmerzlicher, weil es sich ganz begriff!
Was hab' ich Dir gethan, daß Du mich schufst?
Und wie ich so in einer stillen Nacht
Mit Gott um dieses Leben rechten wollte:
Da sah ich ihn, da klang mir seine Stimme,
Da schlang sich's schmeichelnd heiß um Brust und Herz,
Da fühlt' ich es, wozu Du mich geschaffen,
Und danke Dir für meines Daseins Qual.

(Gesteigert.)

Und aus den Klippen, aus dem Wellentod
Hob sich das Herz mit verzweifelnder Gewalt
Und klammerte sich um den rettenden Ast,
Des Lebens froh, mit segnendem Vertrauen.
Da braust das Meer, der höhnische Ast zerbricht —
— Und in den Abgrund stürz' ich und versinke!

(Pause.)

(Aufstehend.)

Ich lebe noch! die Erde sank nicht ein,
Die Sonne scheint, als wäre nichts gescheh'n,
Grün ist das Gras und noch nicht schwarz verdorrt,
Noch singen Vögel! — Unbarmherz'ge Welt!
Ich lebe noch! es wirbelt, braust und schwirrt,

(Nach der Stirn greifend.)

Fassung, mein Geist, und denke. Löse Dir
Die wirren Fäden. Was ist denn gescheh'n?
Als ich ihn sah zum letzten Male, gestern —
Nein, gestern nicht, acht Tage sind vorbei —

S. H. Mosenthal.

Wie war er da so ganz voll sel'ger Liebe.
Du kommst — sprach er — Ich komme! Und wir fliehn!
Ich kam, ich ließ sie, ließ in Nacht und Sturm
Das kranke Weib, den Säugling und den Greis,
Ich riß das Herz von seinen Fäden los,
Und bracht' es ihm, da warf er Geld mir vor,
Geld für ein Herz, und stieß mich in die Nacht!
Herz, und Du schlägst noch und ich lebe noch!

(Mit leiser, gepreßter Stimme.)

An seiner Seite stand ein schönes Kind
Und zog ihn fort mit schmeichelnd sanfter Hand —

(Aufschreiend.)

Wo bin ich denn? Wo waren meine Sinne?
Sie liebt er und die Jüdin heißt er geh'n,
Der Jüdin wagt er schnödes Geld zu bieten,
Der Jüdin kündigt er den Dienst, wie einer Magd!
Nein, nein! sie geht nicht, sie verlangt von Dir,
Was du ihr zugesagt, was Du ihr schwurst,
Bei Deinem Gott, (in Lachen ausbrechend)
bei Deinem Gott der Liebe

(Entschlossen, wild.)

Ich will ihn seh'n, ich will das Antlitz seh'n,
Das — — (Orgelton aus der Kirche.)

(Mit nach und nach schmelzender Stimme.)

— lügnerische — — schöne Angesicht —
Ich will ihn fragen, was hab' ich gethan,
Daß Du — (in Thränen ausbrechend.)
— o Gott! mein Herz, liebst Du denn noch!

(Sie verbirgt das Gesicht, Orgelton, mild, erhebend.)

(Sanfter.)

Vielleicht hat ihn ein falscher Wahn bethört,
Und jene Andern haben ihn benützt,
Den Argwohn angefacht, das Vorurtheil.
Sein Blick, sein Wort war schmerzlich, vorwurfsvoll.
Was schwieg ich auch? Du stolzer Mund, warum
Hast Du ihn nicht gefragt, warum er zürne?

S. H. Mosenthal.

(Freudig, verklärt.)

Vielleicht — liebt er mich noch — vielleicht vergeht
Sein Herz wie mein's in namenloser Qual,
Und nur die bösen Menschen liegen kalt
Noch zwischen unsern liebewarmen Seelen.
Warum schmilzt all mein Haß bei diesem Ton,
Als rief der Christen-Gott mir flüsternd zu:
»Er glaubt an mich, ich bin der Gott der Liebe!«

(Lauschend, die Orgel schweigt.)

Horch! Stimmen jetzt! Es klingt wie Segensspruch,
Vielleicht ein liebend Brautpaar. (Die Hände faltend.)
Amen! Amen!
Wer Du auch seist! Dort könnt' ich's seh'n, das Pförtchen
Verstohlen öffnen, Keiner sieht mich dort.

(Sie schleicht gen die Kirche, lauscht, öffnet das Pförtchen, plötzlich stürzt sie gegen den Vordergrund und schreit.)

Ha!

(Außer sich.)

Wo bin ich! träum' ich! Er, er ist's! Er ist's!

(Den Arm gegen Himmel hebend.)

Nein, Du hast's nicht gehört, mein Amen, nein!
Ich ruf's zurück, Allmächt'ger, Du warst taub!
Fällt mir kein Dolch vom Himmel?
Rache! Rache!

(Sie eilt gegen die Kirche, prallt aber vor dem Eingang zurück.)

Halt! Halt! Du sollst nicht richten! Dein, Jehova,
Dein ist die Rache, Du sollst sie vollzieh'n!
Als Klägerin nur steh' ich hier, (mit erhobener Hand) den Christen
Lad' ich vor Deinen Richterstuhl! ich harre!

(Sie tritt an die zerbrochene Säule, lehnt den rechten Arm darauf, der linke hängt schlaff herab, die Augen sind starr zum Himmel gerichtet.)

Eilfte Scene.

Deborah. Joseph (von der Seite, den Rosenkranz in der Hand).

Joseph.

Ach hier ist's einsam, ich ertrag' es nicht,
Daß Alles froh und heiter um mich ist.
Wie Spott klang mir des Priesters frommes Wort,
Und wie ich nach dem Kirchenfenster sah,
Sah ich's wie ein Gesicht, ein dumpfer Schrei
Und ihre Stimme glaubt' ich —

Deborah (kalt, fest).

Glaubtest Du?

Joseph (erstarrt).

Deborah!

Deborah.

Was?

Joseph.

Du bist es?

Doborah.

Ja, ich bin's!

Joseph (zitternd).

Was willst Du? —

Deborah (leidenschaftlich).

Ich? Du fragst!

Joseph.

Deborah!

Deborah (wild).

Schweig!

Kann dieser Mund, der zweimal log, noch reden?
Derselbe Athem, der mich Weib genannt,
Der einer Andern jetzt den Eid geschworen,
Er traut sich noch an Gottes Luft hinaus,
Und bebt nicht, daß er sich in Pesthauch wandle?
Bist Du es denn, bist Du's, den ich geliebt —
Ist das der Mensch, an dessen Zügen sich
Das Auge durstig, selig weidete?

S. H. Mosenthal.

Nein, nein, sie sind es nicht; die Hand des Herrn
Hat sie zerdrückt, zerschlagen und vernichtet,
Der Gottheit Siegel ist hinweggerissen,
Elender Staub! Du reizest mich nicht mehr!

(Sie wendet sich.)

Joseph.

Wer brach den Schwur zuerst? Du nahmst das Geld!

Deborah.

Geld? Welches Geld?

Joseph.

Das Dir mein Vater sandte!

Deborah.

Mir Geld! Mir? Und wofür?

Joseph (zögernd).

Damit — Du — gingst.

Deborah (gedehnt).

Damit ich ging, das wußtest, littest Du?

Joseph.

Ich schwur darauf, daß Du's nicht nehmen würdest.

Deborah.

Und gabst es zu? Und glaubtest, daß ich's nahm?

Joseph.

Ich mußt' es ja!

Deborah (weinend vor Wuth).

Du glaubtest, daß ich's nahm?
Elender Christ! Und gabst mich gläubig auf;
Nicht eine Frage war die Jüdin werth?

(Mit leiser Stimme.)

Das war dein Glaube, das die Ewigkeit
Der Liebe, die dein Gott gepredigt hat?

(Auf die Knie stürzend, mit heißer Inbrunst.)

Herr Israels, vergib mir meine Schuld;
Ich seh' es ein, verdient war meine Strafe;
Dich gab ich hin, Dich Gott der Eifersucht,
Und glaubte an das Götzenbild der Liebe.

Ich kehre reuig wieder, nimm mich auf!
Ich glaub' an Dich, fest, wie ich nie geglaubt:
Falsch ist die Liebe, endlich, ungerecht,
Doch ewig und unendlich ist die Rache!
(In Verzückung gen Himmel starrend.)

Joseph.

Vollende deinen finstern Rachespruch,
Frei wird mein Herz bei deinem wilden Treiben.
Ich hab' gefehlt, doch menschlich war mein Fehl,
Und menschlich wär's, wenn Du verzeihen könntest.
Deborah, sei barmherzig!

Deborah (kalt).

Lockst Du wieder?
Ich kenne diese Stimme nicht!

Joseph.

Ich will es sühnen, was ich Dir gethan,
Ich will es zehnfach sühnen!

Deborah (etwas milder).

Tritt die Blume,
Tritt sie zu Tod und sühne, was Du thatst.
(Stürmisch.)
Nein, nein, nein, Aug' um Auge, Zahn um Zahn,
Und Herz um Herz, so spricht der Herr, mein Gott!

Joseph.

Ha, Schreckliche! Ich bitte Dich nicht mehr.
So grauenhaft, wie deine wilde Liebe,
So grauenhaft ist mir dein wilder Haß.
Du aber selbst versuche nicht den Himmel,
Daß er nicht richte zwischen mir und Dir.
Ich sündigte im Uebermaß der Liebe,
Du sündigst in des Hasses Uebermaß.

Deborah (wild).

Des Hasses Uebermaß, Du sprichst es aus.
Ich fühle meinen alten Reichthum wieder,
Der Jugend düst're Bilder zieh'n heran,
Die Harfen Babels hör' ich um mich rauschen;
Wohl dem, der Dir vergilt, wie Du gethan!

S. H. Mosenthal.

(Mit prophetischer Extase.)

„Du sollst nicht Meineid schwören“ — und Du schwurst;
„Du sollst nicht Treue brechen“ — und Du brachst sie;
„Du sollst nicht stehlen“ — und Du stahlst mein Herz;
„Du sollst nicht morden“ — und Du hast's gemordet!

Joseph
(ihren erhobenen Arm fassend).

Halt ein!

Deborah
(mit gesteigerter Hast).

Der Greis, der wankte, weil ich Dich geliebt,
Das Weib, das hungerte, weil ich Dir folgte,
Der Säugling, der für Dich verdurstet ist,
Sie sollen sich an deine Sohlen hängen,
Sie sollen deiner Nächte Träume sein;
Sei unstät, wie wir unstät irren müssen,
Und wie wir Schmach erdulden, dulde Schmach.
Verflucht die Scholle Erde, die Du bau'st —
Sie halte Wort, wie Du mir Wort gehalten!
Verflucht die Frucht in deines Weibes Schooß —
Sie falle ab, wie Du mir abgefallen,
Und wenn sie je das Licht der Welt erblickt,
So trage ihre Stirn ein Kainszeichen!
Verschmachten soll sie an der Mutter Brust,
Wie an der Brust der Jüdin Säugling schmachtet,
Und wie der Judengreis in Blindheit irrt,
So soll der Vater irren, der Dich zeugte!
Fluch! Dreimal Fluch!
Und wie mein Volk am Berge Ebal sprach,
So sprech' ich dreimal Amen, Amen, Amen!

(Sie bleibt mit erhobenen Armen stehen.)

Joseph
(der wie zusammengebrochen bei der letzten Rede stand, rafft sich auf, macht einen Schritt gegen Deborah, bebt aber vor ihrem Anblick zusammen. — Pause.)

Deborah
(läßt erschöpft die Arme sinken).

Es ist vollbracht. Nun kann ich weiter zieh'n!
Fort in die Ferne will ich — betteln geh'n;

Dich aber seh' ich wieder, über Jahre
Kehr' ich zurück und ernte meine Saat.

(Den Rosenkranz ergreifend.)

Die Schnur von Perlen nehm' ich mit, ich will
Daran die Tage zählen, bis ich wieder komme.

(Langsam.)

Leb' — elend! Denke mein! Auf Wiederseh'n!

(Sie geht langsam ab.)

Joseph

(sieht ihr mit angehaltenem Athem nach, schlägt die Hände vor's Gesicht, wankt ihr nach und sinkt bewußtlos zusammen).

(Der Vorhang fällt.)

Ende des dritten Actes.

S. H. Mosenthal.

Ein deutsches Dichterleben.

Dritter Act. Verwandlung.

Dorfwirthshaus in Gelliehausen.

(Inneres der Schenke. Im Hintergrunde das Erkerstübchen mit Glasfenstern, darin ein Tisch und Bänke. Im Mittelgrunde links ein eiserner Ofen, dahinter die Thür, daneben zwei Spinnräder, links im Vordergrunde Tisch und Sessel; rechts vorn ein großer Tisch und Bänke, rechts im Mittelgrund ein Fenster, daneben ein Kasten. Blitz und Donner.) (Im Erkerstübchen sitzen mehrere Bauern und rauchen; Lichtspäne brennen; am Ofen sitzen die Wirthin und Marthlies und spinnen. Letztere zieht von Zeit zu Zeit mit der Haarnadel den Docht aus dem auf dem Ofen brennenden Oellicht. Am Fenster stehen Jacob und Joachim. Ludwig geht im Erkerstübchen ab und zu und bedient.)

Wirthin. Marthlies. Ludwig. Jacob. Joachim. Bauern.

Jacob (vom Fenster kommend).

Macht nix, macht nix, zieht schon hinüber nach Duderstadt und läßt's langsam ausregnen. Ja, wenn's vom Berg über Wölmershausen herüberkommen wär', dann hätt's Schlossen geben, und Adies Rübsamen und Adies Flachs!

Joachim (vom Fenster kommend).

Justement hab' ich's auch sagen wollen!

Jacob.

Ja, Schlossen, Gevatter, Schlossen! Mei'm Bruder, dem Schulz, hätt' ich's schon vergönnt, wenn nur nit mein Kleeacker just neben sei'm wär'.

Wirthin.

Seid ihr immer noch feind, ihr zwei Brüder, und der Paster hat euch erst gestern ins Gewissen geredt.

Jacob.

Das versteht der Paster nit. Bas' Margreth, 'ne Kanne Bier!
(Geht zum Erkerstübchen)

Wirthin (ruft).

Ludwig, 'ne Kanne!

Joachim.

Bas' Margreth, was thut man denn, wenn Ei'm's Wetter so schwer auf'm Magen liegt?

Wirthin.

No, ein halbes Kännchen von mei'm Wachholder?

Joachim.

Justement hab' ich's auch sagen wollen.

(Wirthin geht zum Kasten links.)

Ludwig (schleicht zu Marthlies).

Bist mir noch immer bös?

Marthlies.

Geh' nur!

Ludwig.

Hättst Du gestern Abend das neue Lied gehört, das der Schulmeister mitgebracht hat, von dem Mädel, das sei'm Schatz nachgegangen ist bis in's Grab, daß Ei'm die Haar zu Berg gestanden sind, du thätst nit so mit mir brummen.

Marthlies.

So?

Ludwig.

Heut' Abend, wenn er kommt, soll er's extra noch einmal lesen, damit du's hörst.

Marthlies.

Ich darf nit vom Spinnrad weg, sonst brummt die Bas'.

Ludwig (wegschleichend).

Ich werd's schon machen, daß sie herauskommen müssen!

Wirthin (setzt sich).

Thu' spinnen, statt schwätzen!

Marthlies.

Nun ja!

(Indessen sind eingetreten: Schulmeister, Schulz. Vorige.)

(Joachim am Tisch rechts, seinen Schnaps trinkend.)

Schulz (die irdene Pfeife stopfend).

No, was hat der »Wandsbecker Bote« Neues?

Schulmeister.

Viel, viel, liebe Leut! Ueber'm Meer, in Amerika spukt's! In Rhode-Island haben sie sich zusammengethan und rufen: »Tod oder Einigkeit!«

Schulz.

Alles schön. Aber was gehn mich die Namen an, die ich nit einmal aussprechen kann.

Schulmeister.

No, Gevatter, gehört's doch unserm König Georg, und sind unsre Bruderlande.

Schulz.

Allen Respect vor unserm König, aber Bruderlande? Ich mein', die rothen und blauen Fleck' auf eurer Landkart' machen's nit aus. Was gleich schwätzt, ist ein Volk!

Joachim.

Justement hab' ich's auch sagen wollen.

Schulz (anzündend).

Was gibt's Neues aus Deutschland?

Schulmeister.

Der alte Fritz ist auf Oesterreich schlecht zu sprechen, weil sie seine Gicht für Wassersucht halten, und haben ihm schon das Requiem in Wien bestellt. Jetzt will er zeigen, daß er lebt.

Joachim.

Jesus, da geht der siebenjährige Krieg wieder los!

Schulz.

Laßt's gut sein, reden wir von was Anderm. Schulmeister, die ganze Nacht ist mir das Lied im Kopf gesteckt von gestern Abend. Ich hab's mei'm Weib vorsagen wollen, und hab's End' nit mehr g'wußt. Schulmeister, ich zahl 'ne Kanne, wenn ihr's noch einmal hersagen wollt.

Schulmeister.

Gelt, ich hab's g'sagt! No meinetwegen! Ludwig, 'ne Kanne!

(Ab in's Hinterstübchen, die Beiden folgen.)

Ludwig.

Marthlies, jetzt horch auf!

Wirthin.

Da sitz und spinn! Willst Lieder wissen, guck in's Gesangbuch!

(Letzter nachhallender Donner.)

(Vorige. Bürger. Hahn.)

Hahn (eintretend).

Der Sündfluth wären wir wenigstens entronnen und der Gefahr Wasser trinken zu müssen. Wirthin, einen Schoppen Bier!

Wirthin.

Ludwig, 'ne Kanne!

Bürger

(wirft sich auf die Bank links vorn, den Kopf in die Hände gesenkt; während Hahn sich niedersetzt, mehr nach der Mitte, bringt Ludwig Licht und Bier).

Hahn.

Gottfried, Gottfried! Du bist ein Mann, trage, was Du tragen mußt! Es gibt nur Eines, das unerträglich ist, die Schuld; und wie ich deine Liebe auch bedenke, ich darf sie Unheil, Krankheit nennen, doch nicht Schuld!

Bürger (sich aufrichtend).

O warum ließ ich in jenem Augenblick, als die Glocken in Niedeck klangen, daß es wie ein Jammerschrei durch die ganze Natur tönte, o warum ließ ich sie damals aus meinen Armen, daß sie jetzt sich losreißen muß, und der Friede meines Lebens und der Genius meiner Poesie mit ihr auf ewig Abschied nimmt!

Hahn.

Das wolle Gott nicht, Bürger! Die Poesie wird Dich ertragen lehren, was Andre niederbeugt; denn wo der gewöhnliche Mensch verstummend seinem Schicksal erliegt, da kann's der Dichter seiner Muse klagen und es bemeistern.

Bürger.

Was war es denn, was mich in dieses Netz gelockt, als eben diese Muse? O glaube mir, die Gaben der Natur, die uns beglücken, es sind dieselben, die uns elend machen. Was hat die Poesie für mich gethan, daß ich ihr danken und vertrauen soll? Wie Cassandra weihte mich Apoll zu Niemandes Nutzen und zum eigenen Unheil. O wäre die Muse niemals bei mir eingekehrt, nur im Gleise der Alltäglichkeit wandelt sich's sicher.

S. H. Mosenthal.

Hahn.

Bürger! Bürger! Klagst Du deinen Genius an über das Leid, das er Dir gab, und vergissest, was Du durch ihn gewirkt und genützt? Zertrümmert hat der echte Gott in deinem Liede die Götzen der Halbheit, die Fratzen der Ohnmacht, ausstaffirt mit fränkischem Plunder, vor denen der Deutsche seine Kniee gebeugt, und der Glaube an die deutsche Muse wird wieder lebendig im Volke. Es dämmert schon um uns wie Glorienschein; und wenn das freundliche Licht eines neuen Tages in unsere Literatur hineinbricht, und die erkornen Lieblinge der Himmlischen nahen, dann werden sie mühelos und glücklicher eine Bahn durchwallen, die Du, Bürger, ihnen gebahnt hast.

Bürger.

Täuschung! Täuschung!

Hahn (ohne Unterbrechung).

Täuschung? Bei Gott, nein! An allen Orten tönt dein Lied, Alles nennt deinen Namen mit Bewunderung, Alles sieht in Dir den Johannes der neuen Literatur!

Bürger.

Weil meine Richter meine Freunde sind. Was hat Homer, Ossian, Shakespeare unsterblich gemacht? Nicht das Lob der Gelehrten, nein, die Liebe des Volkes! Nur ein Volksdichter ist ein unsterblicher Dichter.

Ludwig
(hat im Hinterstübchen den Lichtspan ausgeblasen und kommt, den Schulmeister führend, nach vorn).

Blas't der Zug den Kienspan aus; da drein können wir uns am End' noch Alle verkälten. (Das Licht auf den Tisch rechts vorn setzend.) Herr Schulmeister, da sitz' er nieder! (Stellt sein Bier dazu, alle Bauern mit den Gläsern in der Hand, die Pfeifen im Munde, sammeln sich um ihn und bilden eine neugierige Gruppe.)

Joachim.

Geschwind, jetzt, Schulmeister; Jesus, mir steh'n schon alle Haare zu Berg!

Schulmeister
(putzt die Brille, rückt das Licht, nimmt das Buch).

Ludwig (holt Marthlies).

Jetzt, Marthlies, gib Obacht!

Schulmeister (liest; still).

Wie flog, was rings der Mond beschien,
Wie flog es in die Ferne,
Wie flogen oben über hin
Der Himmel und die Sterne.
Graut Liebchen auch? Der Mond scheint hell!
Hurrah, die Todten reiten schnell!
Graut Liebchen auch vor Todten?
O weh, laß ruh'n die Todten!

(Alle haben allmälig die Pfeifen aus dem Mund genommen, die Kappen gerückt, die Gläser unbeweglich in der Hand, das Spinnrad der Wirthin steht still.)

Joachim (still).

Bas' Margreth, horcht! (Wirthin tritt hinzu.)

Hahn.

Und wenn Du der Dichter deines Volkes wärst?

Bürger.

Dann sollte der letzte Schrei dieses verblutenden Herzens noch ein Jubelruf sein.

Schulmeister (etwas lauter).

Rapp, Rapp, mich dünkt der Hahn schon ruft,
Bald wird der Sand verrinnen,
Rapp, Rapp, ich wittre Morgenluft,
Rapp, tummle dich von hinnen!

Hahn (lauschend).

Ha, Bürger, still — horch — sieh! —

Schulmeister.

Vollbracht, vollbracht ist unser Lauf,
Das Hochzeitsbette thut sich auf;
Die Todten reiten schnelle,
Wir sind, wir sind zur Stelle!

Bürger

(zitternd vor Ueberraschung, hat sich halb aufgerichtet, Hahn hält seine Gerte in der Hand).

Schulmeister.

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel,
Mit schwanker Gert ein Hieb davor —

S. H. Mosenthal.

Hahn
(schlägt auf den Tisch. Alle stehen todtenähnlich da, der Lichtspan verlischt, die Wirthin faltet die Hände).

Bürger (mitten hineintretend).

Die Flügel flogen klirrend auf
Und über Gräber ging der Lauf;
Es blickten Leichensteine
Rund um im Mondenscheine!

Ha sieh! ha sieh! im Augenblick,
Huhu, ein gräßlich Wunder,
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab wie mürber Zunder.
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf,
Sein Körper zum Gerippe
Mit Stundenglas und Hippe!

Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp,
Und sprühte Feuerfunken,
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul, Geheul aus hoher Luft,
Gewinsel kam aus tiefer Gruft,
Lenorens Herz mit Beben
Rang zwischen Tod und Leben!

Nun tanzten wohl beim Mondenglanz
Rundum herum im Kreise
Die Geister einen Kettentanz
Und heulten diese Weise:
Geduld! Geduld! wenn's Herz auch bricht,
Mit Gott im Himmel hadre nicht!
Des Leibes bist du ledig,
Gott sei der Seele gnädig. (Pause.)

Schulmeister.

Sie müssen's sein, der das Lied gemacht hat, Sie sind Bürger!

Hahn.

Er ist's!

Schulz.

Der ist es? Ne, das kann unser Paster nit!

Joachim.

Justement hab' ich's auch sagen wollen!

(Alle umringen Bürger.)

Schulz.

Sie sollen leben, weil Sie die stolze Predigt gemacht haben!

(Hebt sein Glas.)

Ludwig (ebenso).

Trinken Sie mit uns, wenn wir Ihnen gut genug sind.

Alle.

Sie sollen leben! (Drängen sich an ihn)

Jacob (zum Schulz).

Bruder, mein Herz ist gebrochen! Sein wir gut Freund! (Küßt ihn.)

Marthlies (reicht Ludwig die Hand).

Ludwig! — Base, darf ich?

Wirthin (die Augen wischend).

Jesus, ja!

Alle.

Der Bürger, der Bürger soll leben! hoch!

Bürger (vorstürzend).

Herr, mein Gott! verzeih, daß ich gemurrt; was will ich mehr? Ich bin der Dichter meines Volks geworden!

S. H. Mosenthal.

Sonnwendhof.

(Volksschauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig 1857. Weber.)

Zweiter Aufzug.

(Hausflur im Sonnwendhof. Der Hintergrund offen, zeigt Wiesen und Felder, durch die ein practicabler Fahrweg führt. Rechts im Mittelgrunde Eingangsthür, links gegenüber, zwei Schwellen hoch, Eingang in die Milchkammer, davor blankgeputztes Milchgeschirr. Links im Vordergrund Tisch, Bank, Stuhl. Rechts einige Feld- und Ackergeräthe.)

Erster Auftritt.

Mathias.

(Mathias liegt auf der Bank, er trägt ein Bauernwams über seiner frühern Kleidung und qualmt aus einer kurzen Pfeife. Auf dem Tisch ein Weinkrug.)

Mathias (aufspringend). Der Teufel über die Langweilerei! Seit fünf Tagen ess' und trink' ich da, ohne den Reiz, daß Einer daneben besser ißt, dem ich den Bissen im Hals vergiften möcht', oder dem ich zum Tort eine Halbe tränk', weil er mir einen Schoppen mißgönnt. Wenn die Schwägerin nicht bald heimkommt, so halt' ich's in dem Nest nimmer aus. Pfui über das Bauernleben, das sich füttert, um zu arbeiten, und arbeitet, um sich füttern zu können; pfui über die Alltagskost, die das Begehren nicht zuckert und das Entbehren nicht salzt. Und doch, wenn sie von der Arbeit heimkommen, mir ausweichen und nur im Vorbeigehen das Essen hinsetzen, wie einem zahnlosen Hund, der das Gnadenbrot frißt: mir ist, als ständ' da ein Pfui! auf ihren schweigsamen Lippen. (Knirschend.) Mordelement! warum's Keiner laut sagt! Das hat die abgefeimte Schwägerin so ausgeklügelt, daß mir das Haus verekelt wird, wie dem Trinker der Wein, wenn man ihm mehr einschenkt, als er mag.

S. H. Mosenthal.

'S ist wieder Alles im Feld draußen, bis auf die Dirn', die stolze, die herrische, an die ich nicht mag, weiß der Teufel warum! — Erst Mittag! Was fang' ich an! Schon zehnmal hat's mich gejuckt im Stall dem Vieh was anzuthun, wenn ich erst sicher wüßt', daß es nicht mir gehört. 'S ist ein verfluchter Kitzel, das Bewußtsein des Besitzes. Hast recht gehabt, alter Ilsang-Schmid, wie Du mir das bewiesest, als ich Habenichts um deine Tochter freien wollte! (Satanisch lachend.) Hab' ich Dich bei deinem wunden Fleck gepackt? (Erschrocken.) Pst! was war das! (Sich ermannend.) Dummes Zeug, was geht's mich an, die ganze Welt weiß, daß es der rothe Balthasar gethan hat. (Wüthend.) Mordelement! Ich will Zerstreuung haben! Karten her. (Zieht ein Spiel aus der Hosentasche, wirft es hin.) Ha, ha, ha, soll ich mir selbst die Partie abgewinnen? (An's Fenster tretend.) Hier steh' ich am Fenster, und der Erste, der vorbeigeht, muß herein! Bei meiner Seel' schwör ich's. (Lachend.) Die ist am leichtesten verschworen. — Da kommt schon was, was Schwarzes unter einem rothen Dach. Ist's die Vogelscheuche im Erbsenacker? Nein, es kommt näher, das kenn' ich ja, 's ist der alte Pfaff aus der Achau. Just recht! den kann ich brauchen, hab' ihm ohnedies schon längst gern ein Wort sagen wollen. (Lehnt sich hinaus, mit flehender Stimme.) Herr Pfarrer! Lieber Herr Pfarrer! Einen Augenblick, wenn's sein kann, bitte, bitte! (Er wendet sich mit höhnisch lachendem Gesicht, das er augenblicklich zum Ausdruck der Demuth verzieht, wie der Pfarrer durch die Mitte eintritt.)

Zweiter Auftritt.

Mathias. Pfarrer.

Pfarrer. Wer ruft mich?

Mathias (demüthig). Kennt mich der Herr Pfarrer nicht mehr? Sein altes Beichtkind? den Mathias?

Pfarrer (überrascht). Du bist's? Hätt' Dich kaum wieder erkannt! Aber es freut mich, daß Du mich rufst.

Mathias. Wirklich?

Pfarrer. Ja! Wem das Leben ein solches Zeugniß in's Gesicht geschrieben hat, der läd't nicht leicht Jemanden ein, hineinzusehen, wenn nicht: »Gebessert« unten d'runter steht.

S. H. Mosenthal.

Mathias (der ihn wüthend ansah, sehr demüthig). Gewiß, gewiß, hochwürdiger Herr! Ich stand g'rad' auch so am Fenster und dachte nach über Allerhand. Da hab' ich ein Gelöbniß auf meine arme Seele genommen und schau! da kommt Ihr gerade des Weges. Ihr könnt mir helfen, daß ich's los werde, wenn Ihr wollt!

Pfarrer. Von Herzen gern.

Mathias (wie oben). Wirklich? (Laut auflachend.) So müßt Ihr Karten mit mir spielen, denn ich hab' mir's gelobt, daß der Erste, der vorbeigeht, herhalten muß.

Pfarrer (mißt ihn mit Blicken, dann ruhig für sich). Ich wollte zu einem Kranken gehen, ich finde einen Kränkern — er hat das Vorrecht. (Legt Hut und Schirm ab.)

Mathias (der den Tisch weggerückt und die Karten zusammengefaßt hat, blickt um und sieht erstaunt, daß der Pfarrer bleibt). Ihr bleibt?

Pfarrer (ruhig). Gewiß!

Mathias (keck). Ihr wollt mir am Ende eine Predigt halten?

Pfarrer. Eine Predigt, Dir? Gott bewahre! (Sanft.) Wir wollen ja spielen! (Setzt sich an's rechte Ende des Tisches.)

Mathias (die Karten in der Hand, betrachtet ihn). Ihr setzt Euch zu mir? (Warm.) Pfarrer! So wahr ich lebe, Ihr habt manch' gut Werk gethan, das nicht halb so viel werth war, als das! Alle Andern rücken fort, selbst Meinesgleichen! Hab's oft gemerkt, wie die Tasche leer wird, fangen sie sacht an auf der Bank zu rutschen, und schieben sich Einem zu, der mehr hat; wie der letzte Pfennig heraus ist, sitzt man, wie der Hahn auf dem Kirchthurm — allein! Und das verträgt das Menschenkind nicht; Hunger und Durst kann's verwinden, aber das nicht!

Pfarrer. Durch wessen Schuld?

Mathias (Karten gebend). Durch wessen Schuld? weil ich ein Bettler bin! Dem größten Schuft, wenn er Geld hat, macht Ihr Alle den Hof. O, über den verfluchten Besitz! Aber Geduld. Sie haben's uns als gewiß vorausgesagt, die Leut', die's besser wissen, als Ihr; es wird eine große Rache über das Menschengeschlecht kommen, und den alten Kram durcheinander rütteln, daß der Unsinn ein End' nimmt, von Mein und Dein, sammt den andern Altweibergeschichten.

Pfarrer. Was ereiferst Du Dich? Wir wollen ja spielen! Ich nehme mir mein Theil — (Er greift nach den Karten.)

Mathias. Halt da! Die sind mein, dies die euren —

Pfarrer (langsam). Wirklich!

Mathias (betroffen). Was schaut Ihr so?

Pfarrer. Mich wundert's, wie Du mir von Mein und Dein reden kannst. Ich denke, wir beginnen die neue Weltordnung versuchsweise im Spiel. Weg mit dem alten Unsinn, sich vom Zufall sein Theil in die Hand spielen zu lassen, ruhig zusehen zu müssen, wie man leere Karten aufhebt, indeß der Nachbar Alles hat; weg mit der eitlen Kunst des guten Spielers, selbst mit dem Wenigen dem plumpen Gegner gleichen Schritt zu halten, der unbedacht das Seinige verwirft; weg mit dem Sinn, weg mit dem Reiz des Spiels! Wir raufen wie die Kinder um Bilder. Und was das Ziel und Ende dieses neuen Spieles? Frag' deine neuen Apostel; ich weiß es nicht, ich verstehe mich nur auf die — Altweibergeschichten.

Mathias (der aufmerksam zugehört hat, sehr trocken). Ihr müßt mich für keinen solchen Dummkopf halten, daß ich die neue Art zu predigen nicht verständ'. Ihr stichelt auf unser Leben —

Pfarrer (ihn unterbrechend). Gott bewahre mich, daß ich mit einem schnöden Loos aus der Hand des blinden Menschen gleichstellen sollte, was aus der Hand eines allwissenden Gottes kommt. Komm! laß uns spielen.

Mathias (ernst). Hätt' ich's vom Anfang an so bekommen, meinetwegen! vielleicht wär mir's recht gewesen. Aber sie haben mich um ein Spiel betrogen, die paar guten Blätter schändlich vertauscht! Und wenn man so ein Leben hat, von lauter leeren Karten — Teufel! Soll man da am Ende nicht versucht sein, das ganze Spiel zusammenzuwerfen?

Pfarrer (aufstehend, ruhig lächelnd). Und zu dem Geber sagen: »Gib noch einmal!«

Mathias (nach einer Pause, lachend). Ha! Wer nicht wüßte, daß es mit diesem Leben ausgespielt ist. Ich bin keiner von den Blödsichtigen, die sich den Gewinn hinüberrechnen lassen!

Pfarrer. Und den Verlust! Gib Acht, daß Du Dich nicht verrechnet hast.

Mathias. Nein, das hab' ich nicht. Hab' lang genug nachgedacht und nachgefragt, und hab's heraus, wie man glücklich sein könnt'; — und bin ich's nicht ganz, so ist's eure Schuld! Schaut mich nur

an! Eure! Ihr setzt uns von klein auf Gedanken in den Kopf, Pfaffenhirngespinnste, von Recht und Unrecht, Pflicht und Sünde, daß dem Hungrigen der gute Bissen nicht schmeckt, weil ihn eure Küche mit dem Gedanken: »Unrecht« vergällt hat! Wo ihn was freut, was die Natur ihm geschenkt hat, da habt Ihr heimlich den Namen »Sünde« d'raufgeklext! Und daneben die Angst vor der Strafe. Ihr könnt's verbürgen, daß die folgt! Von da d'roben, sagt Ihr? Kindergewäsch! Da d'rinnen sitzt sie schon, der Gedanke ist die Strafe, der Wurm am Herzen und den habt Ihr hineingesetzt, und wer den heraustreibt, der hat's überwunden, der genießt sein Glück wie Einer! Ich bin auf dem Weg; noch die letzte Wurzel von eurem Giftkraut muß herausgejätet werden, und mein Spiel ist gewonnen. (Steht auf.)

Pfarrer. Du hast's getroffen! Versuch's, die Wurzel auszujäten — sie ist das einzige Unsterbliche in Dir, es ist der Theil von Gott in dem Menschen! Dränge die Kluft zusammen, die sie in die sündige Seele reißt, sie wird enger werden — aber um so tiefer. Du willst darüber hinaus — aber Dir schwindelt; Du gehst darum herum — aber sie hemmt Dir den Weg; Du schiebst sie vor Dir hinaus, immer weiter zurück — bis an die Stunde des Todes: da stehst Du davor. Schau ihn an, der's verschoben hat, bis auf diesen Moment, schau in sein brechendes Auge, vor dem der Abgrund gähnt mit all' den Erinnerungen der Vergangenheit, mit all' den Ahnungen der Zukunft, und wenn es auch nur einen Augenblick hat, bis es bricht, schau hinein — und dann — lache über das Kindergewäsch! Schau sie alle an, diese Glücklichen, aber in allen Momenten; auch in denen, wo das übertäubte Gewissen heimlich pickt, wie die Todtenuhr: (sich nähernd, leise) heimlich zupft, wie ein Dorn am Weg; mit grinsenden Zügen entgegenstarrt aus dem Unschuldigsten, aus einer Blume am Feld, aus dem Blick eines Kindes —

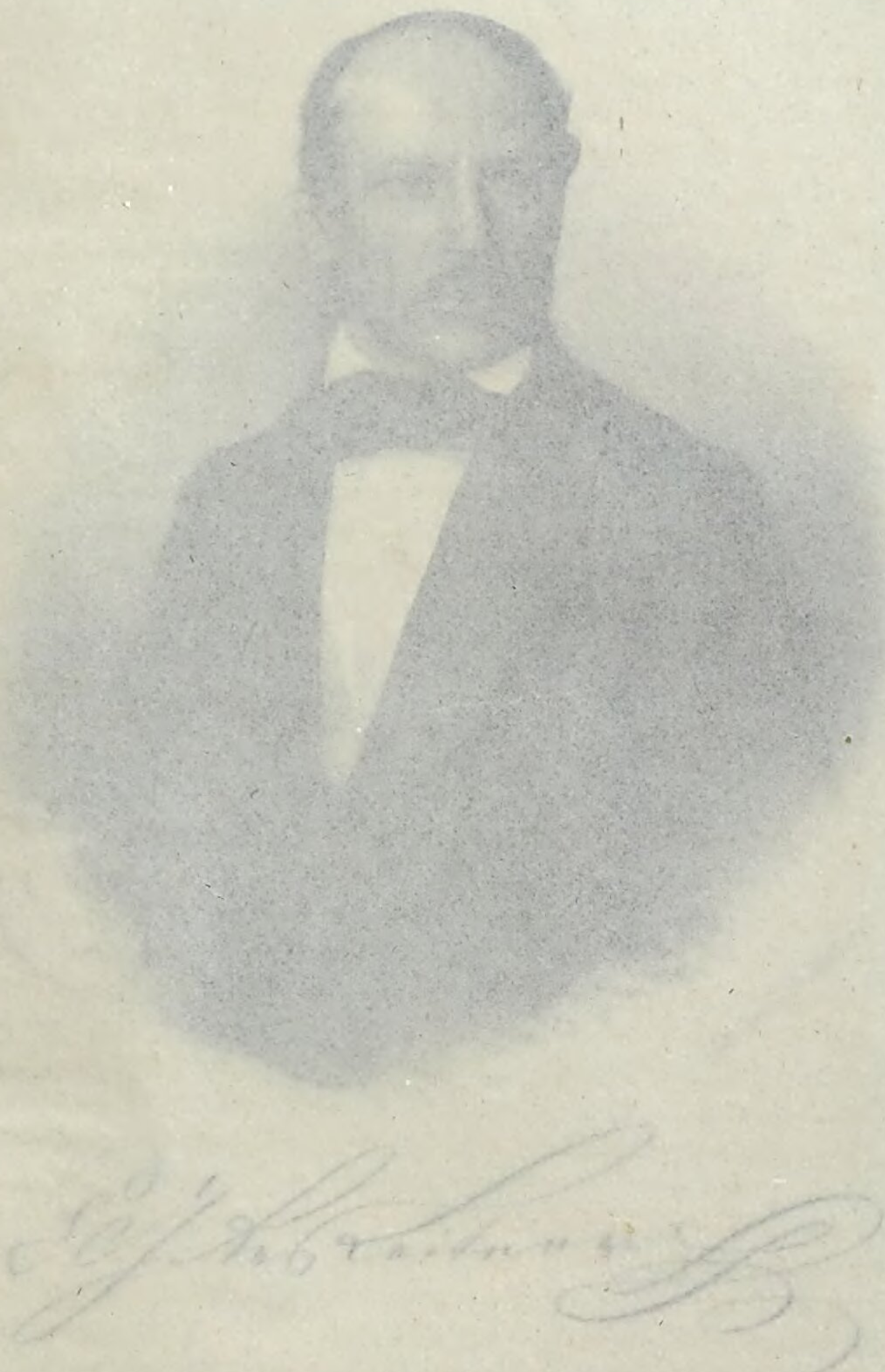
Mathias (der unwillkürlich gespannt gelauscht, bei diesem letzten Wort entsetzt zusammenfahrend). Ha!

Pfarrer (ihn überrascht betrachtend). Was hast Du? (Pause.) Wollen wir weiter spielen? Ich habe meine letzte Karte Dir hingeworfen. Trumpf's! (Geht langsam ab.)

Carl Gottfried Ritter v. Leitner

entstammt einer alten bereits 1651 in den rittermäßigen Adel erhobenen Familie in Steiermark, die von Murau in Obersteiermark, wo sie seßhaft und begültet war, nach Verkauf ihrer Gülten um das Jahr 1700 nach Gratz übersiedelte und im Jahre 1810 in den Ritterstand der steiermärkischen Landstände aufgenommen wurde.

Angehörige dieser Familie erscheinen öfters in der steiermärkischen Gelehrten-Geschichte. Schon der Oheim unseres Dichters Alois Vincenz Florian von Leitner (geb. zu Gratz 4. Mai 1767, gest. ebenda 22. Februar 1818) vereinigte sich mit seinem jüngern Bruder Cajetan Franz und mit Martin Rottensteiner zur Gründung des ersten belletristischen und gemeinnützigen Wochenblattes in Steiermark, des »Sonnabend-Anhanges« der Gratzer Zeitung, worin Länder- und Völkerkunde, Literatur und Kunst, Oeconomie und Technologie vertreten waren. Auch beurkunden mehrere im Druck erschienene Poesien sein nicht gewöhnliches Dichtertalent. Sein Bruder Cajetan Franz von Leitner (geb. zu Gratz 15. September 1768, gest. ebenda 8. December 1805), ständischer Rechnungsrath, zog zuerst durch seine sehr belehrende und ebenso gefällig geschriebene vaterländische Reise von Gratz nach Steier (Wien bei Rötzl 1796) die Aufmerksamkeit auf sich. In der Folge stand er im engen wissenschaftlichen Verband mit dem um Steiermarks Landeskunde vielverdienten Carl Kindermann, lieferte zu den verschiedenen Journalen desselben statistische, topographische und kameralistische Beiträge, betheiligte sich wesentlich bei der Begründung des oberwähnten »Sonnabend-Anhangs«, leitete nach Kindermann's Abgang nach Wien 1800—1805 die Redaction der Gratzer Zeitung, und entwickelte



Carl Gottfried [illegible]

Carl Gottfried [illegible]

[illegible]

Angehörige dieser [illegible] Gelehrten-Geschichte. Schon [illegible] Florian von Leitner (geb. zu [illegible] bruar 1818) vereinigte sich [illegible] und mit Martin [illegible] und gemeinnützigen Wochenblattes in [illegible] Anhanges« der Gratzer Zeitung, worin Länder- [illegible] ratur und Kunst, Oeconomie und Technologie [illegible] [illegible]

[illegible] ten [illegible] derjenige [illegible] »Sonnabend[illegible] 1800—1805 [illegible]


Gedr. bei Joh. Haller.

dabei während zweimaliger feindlicher Einfälle große Umsicht und Geschicklichkeit.

Des Letzteren ältester Sohn ist Carl Gottfried Leopold Ritter von Leitner, von dem wir in den folgenden Zeilen sprechen wollen.

Carl Gottfried, wie er sich selbst kürzer nennt, wurde am 18. November 1800 zu Gratz geboren und verlor seinen Vater schon als ein Knabe von fünf Jahren. 1812 trat er in das Gymnasium seiner Vaterstadt, und im folgenden Jahre in das dortige k. k. Convict, worin ihm ein ständischer Stiftungsplatz zu Theil geworden. An der Hand liebevoller Lehrer, insbesondere Gerhard Endres's, der die Religion, — und Ulrich Speckmoser's, der die Humanioren vortrug, entwickelte sich bald des Zöglings empfängliches Gemüth, und von letzterem geweckt, das poetische Talent, welches sich früh in mehreren seiner Arbeiten aussprach. 1818 begann Carl Gottfried die philosophischen Studien und da war es Julius Schneller, welcher wesentlich auf den weitern Bildungsgang und den rüstigen Fortschritt des Jünglings Einfluß nahm. Schneller, der geistreiche Professor der Geschichte zu Gratz (1806—1823), später, als ihm sein Wirken verleidet worden, Professor der Philosophie zu Freiburg (1823—1833), für den seine Verehrung Josephs II. einen Maßstab zur Beurtheilung geben mag, dieser Mann war ganz dazu geschaffen, in einem Jünglingsherzen die Ideen des Wahren, Guten und Schönen zu nähren und zur gestaltenden Thätigkeit aufzurufen. Andererseits wirkte auch der stete freundschaftliche Verkehr mit dem ihm liebevoll zugethanen Bruder seiner Mutter, Leopold Walter, welcher von 1808—1811 die Kritiken über die Erscheinungen der Gratzerbühne schrieb, und ein Mann von trefflichem Gemüthe, vielseitigen Kenntnissen und feiner Geschmacksbildung war, sehr anregend und fortbildend auf den Neffen ein. Ohne eben eine Vorliebe für die juridische Dienstes laufbahn in sich zu tragen, entschied sich doch Carl Gottfried für das Studium der Rechte, und Professoren wie Jenull, Kudler, Springer u. a. trugen zur folgerichtigen Entwicklung der geistigen Kräfte ihres Zöglings in der Richtung der Verstandesbildung wesentlich bei.

Bald nach der Beendigung seiner Studien übernahm er (1825) provisorisch eine Professur am k. k. Gymnasium in Cilli, und später zu Gratz, bis er in Folge einer Aufforderung des ständischen Verordneten Johann Ritter von Kalchberg das Lehrfach mit einem Posten im

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

Dienste der steierischen Stände vertauschte und seit dieser Zeit seine Laufbahn nicht wieder verließ. Zuerst wurde Carl Gottfried im Joanneumsarchiv, später aber bei den ständischen Conceptsarbeiten verwendet, und 1827 in die steirische Ständeversammlung als Mitglied eingeführt. Seit 1833 betheiligte er sich als einer der Hauptredacteure an der Leitung der steiermärkischen Zeitschrift und fungirte als Ausschußmitglied des Lesevereins am Joanneum. Im Jahre 1836 wurde er vom Landtage zum zweiten, aber schon im folgenden Jahre zum ersten ständischen Secretär gewählt und bekleidete diese Stelle bis zum Jahre 1854, in welchem ihn sein geschwächter Gesundheitszustand nöthigte in den Ruhestand zu treten.

In seiner Stellung als erster ständischer Secretär war er durch viele Jahre mit der Ausarbeitung der wichtigsten Landtagsgeschäfte und sonstigen das allgemeine Landeswohl betreffenden Eingaben betraut. Als der Landschaftsarchivar Dr. Jos. Wartinger die Begründung eines historischen Vereins für Inneröſterreich anregte, war es Leitner, der, von dem Nutzen dieser Idee durchdrungen, sich mit Ludwig, Abt zu Rein und Albert von Muchar an der Ausführung derselben betheiligte, und als später daraus der historische Verein für Steiermark hervorging, sowohl als Ausschußmitglied bei dessen Geschäften, wie auch als Mitarbeiter bei dessen Mittheilungen, welche in zwanglosen Heften ausgegeben werden, durch wissenschaftliche Beiträge thätig war. Rücksichten für seine Gesundheit, wie der Wunsch seinen Gesichtskreis zu erweitern, veranlaßten ihn von Zeit zu Zeit zu Bade- und Erholungsreisen, die er später in Gesellschaft seiner Gattin Caroline, geb. Beyer, mit welcher er sich im Jahre 1846 vermält hatte, allmälig über die österreichischen Kronländer, Deutschland, die Schweiz, Belgien bis London ausdehnte. Da der Gesundheitszustand seiner leidenden Gattin eines mildern Klimas bedurfte, war Leitner bemüssigt für Letztere ein solches aufzusuchen und es begaben sich im Jahre 1854 Beide nach Italien. Der milde Himmel bot keine Rettung; Leitner sollte den Schmerzenbecher bis zur Neige trinken, in Pisa entriß ihm der Tod seine theure Gefährtin, und der Vereinsamte kehrte 1855 nach seiner Heimat zurück, in welcher er seit dieser Zeit zu Gratz zurückgezogen und nur literarischen Beschäftigungen lebt.

Diesen Letzteren widmete sich Leitner schon frühzeitig; seit 1819 erschienen von ihm Gedichte, Novellen und vermischte Aufsätze über

vaterländische Geschichte und Landesbeschreibung im Gratzer »Aufmerksamen«, in der Klagenfurter »Carinthia«, in Bäuerle's »Theaterzeitung«, in Schick's »Wiener Zeitschrift«, in Hormayer's »Archiv« und dessen historischem »Taschenbuche«, in der »kärnthnerischen und steiermärkischen Zeitschrift«, so wie in mehreren Almanachen als: Castelli's »Huldigung den Frauen«, Told's »Fortuna«, Seidl's »Aurora«, Rockert's »Vesta« u. A. Unter seinen selbstständig erschienenen Arbeiten ist nur ein Band »Gedichte« (Gratz 1825) zu nennen, die nunmehr in zweiter, um mehr als zwei Drittheile vermehrter Auflage (Hannover, Victor Lohse 1857. XV. 391 Seiten. 8.) ausgegeben worden.

Nicht Brockhaus' Conversationslexikon (Pierer, Meyer), nicht Gervinus, nicht Julian Schmidt, nicht Gottschall — daß Letzterer einen Namen wie den Leitner's übersehen konnte, ist bei der Reichhaltigkeit und Vollständigkeit seiner Literaturgeschichte ein kleines Räthsel — nennen seinen Namen. Wolf's »Hausschatz«, der das herrliche Gedicht »der Herr des Meeres« enthielt, weiß in den biographischen Notizen jenes Personenverzeichnisses über Leitner nichts anzufügen als: »Ueber seine Lebensverhältnisse war nichts Näheres zu ermitteln.« Der Pamphletist im »österreichischen Parnaß, bestiegen von einem heruntergekommenen Antiquar« (Frey-Sing bei Athanasius und Comp.) nennt ihn ein »großes Talent« und bemerkt bei Aufzählung seiner Werke: »Gedichte in Journalen und Almanachen,« worunter ausgezeichnet schöne. Rühmend wird auch Leitner's erwähnt in Dr. Julius Seidlitz's »Poesie und Poeten in Oesterreich.« Grimma 1827. Gebhart. 1. Band, Seite 116; und Thomas Scheer's »freundlicher Wegweiser durch die deutsche Dichterwelt« (Winterthur 1842) führt Leitner's Namen in der Liste der »trefflichen Dichter« an, von denen es ihm nicht vergönnt gewesen, jeden derselben auch nur in einem poetischen Stücke vorzuführen. Leitner theilt die Ehre dieser Auslassung mit den Oesterreichern Egon Ebert, Friedrich Halm, Gab. Seidl, Drexler-Manfred, L. A. Frankl Duller, mit den Ausländern: Dingelstedt, Ferrand, Gruppe, Hoffmann von Fallersleben, Kopisch, Mörike, Peuck, Reinik, Sallet, Simrok, Smets, Vischer, Zeising; er ist also, wie man sieht, in der besten Gesellschaft.

Es würde zu keinem großen Ergebniß führen, die Motive dieser Auslassung zu untersuchen, an welcher zum Theil der Dichter selbst Schuld trägt, da seine Zurückgezogenheit, seine Abgeschiedenheit nicht

dazu beitrugen, seinen Namen in weiten Kreisen bekannt zu machen. Daß er seinen Sangesgenossen in der Heimat nicht fremd geblieben, Beweis dessen ist, daß sein Name niemals fehlen durfte, wenn es galt die süddeutsche Sängergruppe würdig zu repräsentiren. Viele aber haben Leitner's Lieder voll Schmelz und Innigkeit in ihre Seele aufgenommen, wohl ohne es zu wissen, daß es seine Lieder waren, ein Fall, der immer dann einzutreten pflegt, wenn sich der Arbeit des einen Meisters ein zweiter Meister bemächtigt und ihr neues Leben, Klang und Melodie einhaucht; denn unsere besten Componisten, ein Schubert, ein Lachner, ein Thalberg, ein Hüttenbrenner, ein Lannoy, haben es nicht verschmäht, diese sangbaren Weisen in Musik zu setzen und in dieser Art haben Leitner's Lieder die Runde durch Deutschland gemacht, sind aber meistens incognito gereist.

Doch eben diese stillen Siege sind es zumeist, welche für die Bedeutenheit des Talentes Leitner's sprechen und welche seine Stellung in der Gruppe des österreichischen Parnasses rechtfertigen. Nur ein Band — ja im Verhältnisse zu den compreß gedruckten Dichtungen anderer Poeten — nur ein Bändchen Gedichte ohne prägnanten Namen, einfach »Gedichte« betitelt, und mit diesem sich eine Stellung in einer ganz schönen Gesellschaft erobert, das will etwas sagen! Worin bestehen diese Dichtungen? Es sind »Lieder« verschiedenen Inhalts, ein anderer Cyclus überschrieben: »Erste Liebe«, ferner »Sonette und Sinngedichte.« »vermischte Gedichte«, meistens Gelegenheitsdichtungen und endlich »Balladen und Romanzen«. Die neueste Auflage derselben ist dem Andenken Carolinens (seiner 1854 verblichenen Gattin) gewidmet, und die bedeutsamen Worte des Widmungsgedichtes:

Des Lebens Höhe hatt' ich überschritten,
Im Herzen früh verarmt, fast menschenscheu,
Da fand ich Dich, und wie in Frühlings Mitten
Erstand die Welt um mich in Blüthen neu;
Kein Fremdling war ich mehr, kaum wohlgelitten,
Am eig'nen Herd' umfing mich Lieb' und Treu',

mögen uns einen tiefen Blick in das Herz unsers Dichters und in die Motive seiner Unbekanntheit thun lassen.

Man hat Leitner — und nicht ganz mit Unrecht — öfter den österreichischen Uhland genannt; wenn man die Dichtungen Beider ver-

gleicht, so ist die Aehnlichkeit Beider nicht abzuweisen, und kann Leitner, der Dichter, in Beziehung auf Uhland der wohlgerathene Sohn eines ausgezeichneten Vaters genannt werden.

In einer Zeit, in welcher die Poesie — nicht wie heut zu Tage als etwas Ueberflüssiges -- eben als das galt, was sie eigentlich ist, als die freundliche Fee, welche uns im Jammer des Lebens unveräußerliche Augenblicke des höchsten Glückes bereitet, in einer Zeit, in welcher es im deutschen Dichtergarten klang und immer mächtiger klang, in welcher nach den eben beendeten Befreiungskriegen der Sinn für Poesie mit neuer Kraft und Innigkeit erwachte und Ludwig Uhland, ohne zu wollen, die schwäbische Dichterschule begründete; in dieser Zeit trat auch Leitner mit einzelnen kleinen Arbeiten vor das Publicum und so kam es denn, wie der Dichter selbst singt:

Wohl lispelt leis' durch Laub und Ried
Der Vogel still vergnügt sein Lied;
Doch findet's freud'gen Wiederhall,
So schwellt er's an zu kühnrem Schall.

Die Arbeiten gefielen, die Sangbarkeit der Lieder blieb unsern besten Liedercomponisten nicht fremd, und wenn es zuläßig wäre, in der Poesie untergeordnete Momente zu Eintheilungsmotiven zu benützen, Carl Gottfried Leitner stünde heut als Haupt der steirischen Dichterschule ganz ehrenwerth da. Nun aber das würde eben nicht viel zu sagen haben. Aber er gehört zu den edelsten Sängern der österreichischen Dichterschule, eine Bezeichnung, die nicht von dem Verfasser dieser Zeilen erfunden worden, sondern welche Gottschall in seiner Literaturgeschichte angenommen, mit dem über diesen Umstand weniger zu rechten, als über die Auslassung von Namen wie eben Leitner, Schneller, Kuffner, Kompert, Stelzhammer, Kaltenbrunner u. A. und über seine Kategorien der »naiven Dichter«, womit er einige neuere österreichische Poeten zusammenfaßt, die sich ebenso gut hier zusammengesellen, wie die Bestandtheile einer Olla potrida.

Es ist nicht leicht festzusetzen, ob Leitner Schöneres im Liede oder in der Romanze geleistet; in beiden Gattungen sieht man es den Arbeiten an; sie sind gedichtet und nicht gemacht. In der Form tadellos, durchweht seine lyrischen Poesien ein Hauch zarter Wehmuth, den nie der Schrei der Verzweiflung durchbricht, so sehr die Seelenzustände

öfter einer solchen Gefühlsäußerung nahestehen mögen. In der Romanze und Ballade ist aber der Uhland'sche Ton, in welchem Leitner seine dichterischen Bilder ausführt, in einer Weise angeschlagen, wie sich dies bei keinem andern Dichter Deutschlands und Oesterreichs so bestimmt ausprägt. Es ist dies ein Vorzug der Leitner'schen Dichtungen und in ihrer Art identisch mit der Weise tüchtiger Maler, welche die Vorzüge ihres Meisters beibehalten und dieselben mit der Richtung ihres eigenen Genius nach und nach verschmelzen, wobei jedoch das Charakteristische ihres ersten Meisters die Bildung dieser und jener Schule erklärt. In einer Sammlung von Poesien, wobei der Dichter selbst mit einer Strenge gegen sich und seine Schöpfungen vorgegangen welche wir minder bedeutenden Sängern zu ihrem und ihrer Leser Frommen wünschten, — denn hätte Ritter von Leitner alle seine zerstreut gedruckten Dichtungen gesammelt, er würde wohl mehr als noch einmal so viel zusammengebracht haben, — ist die Auswahl von Probestücken um so schwieriger, als eben durch dieselbe der Dichter charakterisirt werden soll. Wir wollen es versuchen und sind, wenn wir unsere Aufgabe nicht glücklich lösen sollten, doch überzeugt: aus den Zeilen jedes Gedichtes, welches wir gewählt haben, oder anderen Eingebungen folgend, gewählt haben würden, spricht der wahre Dichter. Diese Skizze erschöpft aber noch immer nicht den Lebensgang eines Mannes, dessen poetische Leistungen die allgemeine Aufmerksamkeit seit Jahren auf ihn gerichtet. Es bleibt uns ja noch Etwas über Leitner, den Menschen, zu sagen übrig. Da können wir uns kurz fassen, weil ein kleines Factum genügt, den Menschen zu würdigen. Als Leitner seine Gattin in Pisa verlor, brachte er die Leiche in ihr Heimatland zurück und folgte derselben, ein treuer Wart, die lange, lange Strecke von Pisa nach Gratz — und Leichen reisen langsam — nicht von ihrer Seite weichend, bis er seinen theuersten tiefbetrauerten Schatz der heimatlichen Erde übergeben hatte. Wo eine solche That spricht, bedarf es keiner Charakteristik mehr.

Dr. Const. v. Wurzbach.

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

Gedichte.

(Zweite sehr vermehrte Auflage. Hannover 1857. Lohse.)

I. Lieder.

Weiß und Grün.

Wie schön sich dort am Fahnenband
Das Weiß und Grün vermählet!
Hast wohl, du liebes Steirerland,
Die Farben gut gewählet.

Weiß glänzt der Alpen Silberhaupt
In deines Nordens Gauen,
Und heiter rings mit Grün belaubt
Der Lenz des Südens Auen.

Hellweiß in deiner Stollen Nacht
Die Eisenblumen blühen,
Und grün in lichter Maientracht
Die Rebengärten glühen.

Jetzt liegt der Hirt in guter Ruh'
Im Grün bei weißen Lämmern,
Und horcht den muntern Knappen zu,
Die dumpf im Berge hämmern.

Droht aber stolzer Feinde Troß
Den weißen Alpenheiden,
Und läßt sein fremdes Reiterroß
Auf uns'rer Grüne weiden;

Dann kommt der Weidmann flink heran
In grünen Jagdgewanden,
Und zieht den weißen Kriegsrock an,
Und nimmt die Wehr' zu Handen.

Er ringt um seiner Väter Grab,
Die tief im Grünen liegen,
Und läßt dem Greis am Krückenstab
Kein weißes Härchen biegen.

Und kämpft, und treibt mit blankem Stahl
Sie heim in ihre Länder,
Und schwingt in manchem fernen Thal
Die weiß und grünen Bänder.

D'rum hast du, liebes Heimatland,
Die Farben gut gewählet,
Und schön an deinem Fahnenband
Das Weiß und Grün vermählet.

Der Auswanderer.

Es steht mit rollenden Thränen
Ein Mann am Meeresstrand,
Und streckt die Arme mit Sehnen
Nach seiner Väter Land.

Die Brust will ihm zerspringen,
Das Herz ihm brechen entzwei;
Vom deutschen Rhein her singen
Hört er die Lorelei.

Er hört sie singen, — und rauschen
Dazwischen den heimischen Rhein,
Kann nicht genug horchen und lauschen,
Die Wangen fallen ihm ein.

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

Sie fallen ihm ein und erbleichen,
Sein Auge wird hohl und matt;
Er neidet daheim den Leichen
Die trauliche Ruhestatt.

Er aber mit stolzer Geberde
Hat noch im Scheiden vom Fuß
Den Staub der Heimaterde
Geschüttelt im Ueberdruß.

Er ist im Grolle gegangen,
Nun kommt die Liebe zu spät,
Zu spät das heiße Verlangen;
Verschmäht wird, wer verschmäht.

Ein Weltmeer trennt ihn brausend
Vom theuern Vaterland;
Bald liegt er bei manchem Tausend
Vergessen im fremden Sand.

Das Weberschiffchen.

Es fängt schon an zu graueu,
Mein Schiffchen, guten Tag!
Will doch einmal auch schauen,
Ob ich ein Lied vermag.

Was aber soll ich singen
Ich armer Webersmann?
Ich heb' vor allen Dingen
Von meinem Schiffchen an.

Das kann gar lustig fahren
Ganz ohne Flut und Wind,
Und nährt seit vielen Jahren
Mir treulich Weib und Kind.

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

Es schiffet ohne Rasten
Fast schneller als ein Pfeil,
Und wär' um ein's mit Masten
Und Segeln nicht mir feil.

Das brächte größ're Beute;
Doch's Meer ist falsch und tief.
Wer weiß, ob dann wie heute
So friedenvoll ich schlief.

Wie müßt' ich da erzittern
Vor Wirbel, Sturm und Blitz?
Jetzt sing ich bei Gewittern
Getrost auf meinem Sitz.

Bin schon mit dir zufrieden,
Du Schiffchen, schmal und flach!
Ich hab' ja doch hienieden
Ein kleines, eignes Dach.

Mein Mädel kann schon laufen,
Und lallet, spielt und lacht,
Und hast das Hemd zum Taufen
Und Windlein erst gemacht.

In Kurzem ist's ein Bräutchen,
Dann stattest Schrank und Schrein
Du aus den jungen Leutchen
Mit deinem schönsten Lein.

Ach! — könnt' ich froh noch sehen
Dies Hochzeit-Angebind.
Manch Jahr noch muß vergehen;
Die Braut ist noch ein Kind.

So schweb' denn, Schiffchen, schwebe!
Du Freund in Freud und Leid!
Und kommt mein Tag, so webe
Mir noch mein Todtenkleid.

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

II. Erste Liebe.

Abendgang.

Über die Alpen hin, ein Friedensengel,
Schwebte lächelnd und still der hohe Vollmond,
Auf des Dorfes Gräber in heil'ger Ruhe
Lilien streuend,

Und in der Seele tief ergriffen, führt' ich
Sie durch flüsternde Friedhofgräser heimwärts,
Den bethauten Pfad in gedankenvollem
Schweigen durchwandelnd.

Endlich erhob sie sanft das Aug', und sagte
Leisen, zitternden Ton's: »Ich sterbe gerne;
Hier, nur hier nicht bette der Tod das fremde,
Einsame Mädchen.«

»Fern in der Ecke schlicht behalmet läge
Und verlassen mein Grab, — ach! ohne Blumen.
Niemand weinte dort, als von lieber Heimat
Kommende Wolken.«

Und im Vorbeigeh'n an des Küsters Garten
Brach ich eine der Rosen ab vom Strauche,
Bot sie ohne Worte der Jungfrau, und sie
Sah mir in's Auge.

Sah mir in's Auge, das von Thränen glänzte,
Nahm den Strauß an die Brust, und sprach nicht weiter.
Ob sie wohl errieth, wer ihr Blumen pflanzen
Würde und weinen?

Ihr Bote.

Längst war es tiefe Nacht, längst ausgeglommen die Lampe,
Nur das Mondlicht floß dämmernd in's stille Gemach.
Horch! da regte geheim sich die Thür und leis' auf den Zehen
Schlich ein freundlicher Knab' trippelnd zu mir an das Bett.
»Bin ein Bote« — begann er flüsternd, — »gesandt aus der Ferne,
Bring' Dir Grüße von dort, bringe noch Süßeres mit.«
Du mit dem Goldflaumhaar, gerollt in Locken, ein Bote?
Dacht' ich, liebliches Kind, zart wie eine Elfe des Hains.
Doch ein Briefchen, fürwahr, erhob er lächelnd, und sagte:
»Sieh! dies bring' ich von ihr.« — Himmel, welch freudiger Schreck!
Stumm vor Entzücken der Hand des holden Kleinen entriß ich,
Stürmisch an Lippen und Brust drückt' ich das knisternde Blatt.
Weiß wie Lilien war's, und rosig erglühte das Siegel,
Rosig, als hätt' ihr Kuß wonnig zur Glut es entflammt.

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

Doch ob Lilien gleich das Aug' ergetzen und
Rosen,
Süßer jedoch berauscht, innen verborgen, der
Duft.
Schnell auch wollt' ich darum entfalten das niedliche
Briefchen.
Doch schon wieder hinweg riß es der Schalk, und
verschwand.
Wollt' er necken mich nur, wie, oder verkannt' er zuvor
mich
Armen Bethörten, und galt einem Beglücktern der
Gruß?
D'rum so pfrüfe genau hinfort und streng, o
Geliebte,
Wem Du vertraust; denn sieh! dieser war leider —
ein Traum

III. Sonette und Sinngedichte.

Rückert's geharnischte Sonette
vom Jahre 1813.

Verwundern muß ich mich, wie dem Sonette,
Das sonst so weichlich scheint, der Muth entsprossen,
Den Harnisch anzuthun, und kampfentschlossen
Mit blanker Wehr zu folgen der Trompete.

Sein Schlachtenruf, dem Bardenlied zur Wette,
Durchscholl den Lärm von Waffen und Geschossen,
Und schreckte wach den Muth der Kriegsgenossen,
Entzwei zu hau'n die fremde Sclavenkette.

Und traun, mit Fug! Es galt sein eigen Leben;
Wie soll ein Knecht, den Strick am Hals, es wagen
Aus voller Brust Gesänge zu erheben? —

Wo, jeden Mann des Rechts dem Tod' zu weihen,
Die Keule schwingt ein Zwingherr, wird erschlagen
Das letzte Lied auch mit dem letzten Freien.

Licht und Licht.

Dein Grubenlicht, das mittelst eines Schlages
Dein Stahl hervor aus schlechtem Kiesel scheuchte,
Erhellt dir sattsam, — wie bisher dir deuchte, —
Die Wände deines eh'rnen Sarcophages.

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

Doch selbstgenügsam stolzer Bergmann! wag' es,
Und steige mit der selbstgeschaff'nen Leuchte
Herauf aus deiner Felsgruft dunkler Feuchte
An's längstentwohnte Himmelslicht des Tages.

O sieh, wie deiner Lampe Flammenlohe,
Die erst im Schooß der Nacht so siegesfrohe,
Beim ersten Blick der Sonne muß ermatten.

O sieh nur, sieh! — die jüngst, noch sonnenferne,
Erschien gleich einem strahlenreichen Sterne,
Anstatt der Strahlen wirft sie selbst nun — Schatten.

Canova's Kunsthalle.

1.

Einst dem hohen Olymp entstiegen die Götter, und zeugten,
Ird'schen Naturen gesellt, schwach ein vergänglich Geschlecht.
Du, Canova, zerstäubst, ein sterblicher Mann, in die Lüfte,
Doch Unsterbliche nur, Irdischer! hast du gezeugt.

2.

Welche Gestalten umher voll Kraft und ewiger Schönheit!
Ach! daß Pygmalions Glut dir die Götter versagt!
Könnte dein Feuerkuß sie beleben, mit freudigem Schrecken
Wieder ihr Urgeschlecht grüßte die alternde Welt.

Columbus.

Eine schönere Welt jenseits der Schauer des Weltmeers
Ahnte, suchte — und fand freudigen Muthes Colon.
Ach! wir träumen ja alle von schönern, verborgenen Landen,
Sag' uns, Glaube, denn an, ob wir sie finden, wie er.

IV. Vermischte Gedichte.

Den deutschen Naturforschern zu Grätz.

Seid willkommen, edle Männer,
Hier am Strand der raschen Mur!
Froh gegrüßt, vertraute Kenner,
Treue Freunde der Natur!
Land und Haus und Herz stehn offen,
Macht darin denn heit're Rast;
Zwiefach werth nach langem Hoffen
Ist ein lang' ersehnter Gast.

Wissenschaft, die oft verwaiste,
Fand bei uns auch Schutz und Ruhm,
Und ein Fürst von hohem Geiste
Schuf ihr neu ein Heiligthum.
Aus des Wissens weiten Reichen
Wahrt sein Dach manch edlen Hort,
Und der Allmacht Wunderzeichen
Trägt das Land an jedem Ort.

Seht dort uns're Alpen ragen,
Majestätisch hingereiht
Lange vor der Menschen Tagen,
Zeugen einer grauen Zeit.
Wogen, die zu ihren Zinnen
Damals wild sich aufgebäumt,
Haben fern auch im Verrinnen
Der Karpaten Haupt umschäumt.

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

Steinern liegt in Abgrundsschichten
Jener Lenze Pflanzenschaar,
Uns in Bildern zu berichten,
Daß auch sie, und vor uns, war.
Selbst Geripp' von Thierkolossen,
Die der Mensch nur schaudernd denkt,
Ruht in mancher Gruft verschlossen,
Vor Jahrtausenden versenkt.

Flammen auch aus grausen Trichtern
Schnoben diese Berge aus,
Und es hielt bei ihren Lichtern
Ungethüm einst lust'gen Schmaus.
Jetzt an ihren sanftern Gluthen
Wärmt sich nur der Quelle Strahl,
Und ergießt die Segensfluten
Heilbereit in's Blumenthal.

Miriaden Schilderdecken
Von verdorrtem Schalgethier
Liegen noch zu Hauf' und strecken
Als Gebirg' in's Thal sich hier;
Dort in weiten Felsenhallen
Unter Eisenblüthenpracht
Birgt ein Schatz sich von Metallen
In geheimnißvolle Nacht.

Kommt und sehet selbst, durchschreitet
Rings das gasterfreute Land,
Euch zum Gruß entgegen breitet
Mancher Biedermann die Hand.
Drückt sie, traun, nach deutscher Sitte,
Deutsches Blut ja rollt darin,
Und in uns'rer Berge Mitte
Blieb uns treu der Väter Sinn.

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

Nicht mit fremder Zwangsgeberde
Blickt um Euch; auch dieser Grund
Er ist heil'ge deutsche Erde,
Deutsch das Herz, das Wort im Mund'.
Seid uns doppelt denn willkommen,
Doppelt freuderfüllten Muth's!
Seid als Brüder aufgenommen
Eines und desselben Blut's.

Für das Schiller-Album.

Der letzten einer unter Deutschlands Dichtern,
Möcht' ich ein Lied doch, Deiner werth, Dir singen;
Doch unterthan bestellten strengen Richtern,
Hat es verlernt, sich freudig aufzuschwingen.
So schweig' ich denn; doch wenig, — sollt' ich meinen, —
Mag's frommen, macht man schweigen nur die Kleinen.

Nicht wagen Dir sie Schweigen aufzulegen,
Durch Deines Geistes Majestät bezwungen,
Und frei ergießt in tausend Flammenzungen
Er über Deutschlands Volk sich allerwegen,
Daß Tausende selbst an den fernsten Marken,
Wie glutgetauft, an Herz und Sinn erstarken.

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

V. Balladen und Romanzen.

Der Kreuzzug.

Ein Münich steht in enger Zell'
Am Fenstergitter grau,
Viel Rittersleut' in Waffen hell
Durchreiten fern die Au.

Sie singen Lieder frommer Art
Im schönen ernsten Chor,
Inmitten fliegt, von Seide zart,
Die Kreuzesfahn' empor.

Sie steigen rasch am Seegestad'
Ein hohes Schiff hinan.
Das läuft hinweg auf grünem Pfad',
Ist bald nur wie ein Schwan.

Der Münich steht am Fenster noch,
Schaut ihnen nach hinaus:
»Ich bin wie ihr ein Pilger doch,
»Und bleib' ich gleich zu Haus.«

»Des Lebens Fahrt durch Wellentrug
»Und heißen Wüstensand
»Sie ist ja auch ein Kreuzeszug
»In das gelobte Land.«

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

Ritter Weißeneck.

Vor Tag im Nebelschauer
Zieht Ritter Weißeneck
Zu Forst mit seiner Meute,
Nach Beute
Zu späh'n im Wildversteck.

Den schwarzen Bart am Kinne
Umstarrt ihn blanker Reif,
Die derbe Faust am Zügel,
Im Bügel
Die Zehe wird ihm steif.

„He! friert ihr Bursche?“ schreit er
Den zagen Treibern zu,
„Nun denn, ich jag's Geblüte
Aus Güte
Euch auf aus träger Ruh.“

Und lacht aus vollem Halse,
Und gibt dem Roß den Sporn;
Die Bauern neben laufen,
Und schnaufen,
Zerfetzt von Strauch und Dorn.

Doch plötzlich hält im Ritte
Der wilde Jägersmann:
„Mich dünkt, ich höre singen
„Und klingen
„Wie Orgelspiel im Tann.“

Und rasch den Klängen reitet
Er zu durch Dünn und Dicht,
Da steht die Waldcapelle
Goldhelle
Im frischen Morgenlicht.

Er trabt an's Thor, und schleudert's
Wild auf mit seinem Spieß,
Daß wie vor'm bösen Feinde
Gemeinde
Und Pfaff' Geschrei ausstieß.

»Ei! —« rief er laut aufjauchzend, —
»Hier, traun! ist gut zu sein!
»Hier schenkt in gold'nen Bechern
»Den Zechern
»Man aus den besten Wein.«

D'rauf sprang er flink vom Rappen,
Und schritt in's Gotteshaus,
Grimm klafften in der Runde
Die Hunde
Ihm nach und ihm voraus.

Da rief vom Hochaltare
Ihn streng der Pater an:
»Mit deiner wilden Meute
Was heute
Hier willst Du, toller Mann?«

»Reich deinen Kelch mir!« fordert
Der Grimme frei und frank,
»Auf daß mein kalt Gedärme
»Durchwärme
»Der gute Morgentrank.«

»Verruchter!« — schreit der Priester,
Und wehrt mit Leib und Hand, —
Laß ab! daß Dir's Gekröse
Der Böse
Nicht wärm' im Höllenbrand.«

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

Er aber lacht und fasset
Den Priester am Altar;
Dem Volke, schreckbetäubet,
Aufsträubet
Am Scheitel sich das Haar.

Und wie sich's faßt, und zitternd
Die Stufen stürzt empor,
Da spreizt mit Wuthgeheule
Im Knäule
Der Hunde Troß sich vor.

Und jäh erblickt die Menge
Den Kelch, — daß Allen graus't, —
Dem schwachen Greis entrungen,
Geschwungen
Von frevler Siegerfaust.

»Nun leer' ich, Gott und Teufel
»Zum Trotz, den gold'nen Krug,
»Bis rein der Boden blinket.«
Und trinket,
Und trinket Zug um Zug.

Doch mehr stets dünkt zu schwellen
Der Wein ihm dunkelroth,
Er neigt den Goldkelch über, —
Und über, —
Und stürzt sich rücklings todt.

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

Der Pathenpfennig.

Seid Ihr's, Frau Muhme, was nebelfahl
Beim Bette mir steht im Mondenstrahl? —

Seid Ihr's, Frau Muhme, die heiser mich ruft?
Ich dacht', Ihr läget tief in der Gruft.

»Wohl bin ich's, junger Herr Vetter mein!
»Wohl liegt tief im Freithof versargt mein Gebein.«

Frau Muhme! so geht zur ewigen Ruh',
Und leucht' Euch das ewige Licht dazu!

»Seid noch Ihr der Pathe gedenk und hold,
»Und habt Ihr in Ehren den Pfennig von Gold?«

Wohl liegt er verwahrt dort im Eichenschrank,
Ich sage dafür Euch zu tausendmal Dank.

»Ich treff' ihn im ganzen Schranke nicht an;
»Wohin, Herr Vetter, habt Ihr ihn gethan?«

Herzliebe Frau Muhme, dann weiß ich ihn nicht. —
Verzieht nicht so grimmig das bleiche Gesicht!

»Herzlieber Herr Vetter! reicht her mir die Hand,
»Was habt Ihr daran für glänzenden Tand?«

Ein Ringlein nur ist es, von Erz so schmal. —
Wie glüht im Gesicht Euch das Feuermal!

»Herzlieber Herr Vetter, das ist eine Pracht,
»Wer hat Euch das schöne Ringlein gemacht?

Ein Goldschmiedmeister. — Doch lasset mich los,
Ihr seid ja so kalt und werdet so groß.

»Nein, Junge, ich laß Dir nicht Ruh' und Rast,
»Du sagst denn, woher Du das Ringlein hast.«

Herzliebe Frau Muhme, verzeihet, ich schnitt
Den goldenen Pfennig entzwei in der Mitt'.

D'rauf machte der Meister im Nachbarhaus
Zwei Ringlein für mich und mein Liebchen daraus.

Zwei goldene Ringlein aus Einem Stück
Bedeutet in Treue Ein Herz und Ein Glück.

Ach, Muhme, Frau Muhme! was droht Ihr so graus?
Auf loht Ihr in Flammen, und — löschet nun aus. —

Drei Monde, drei Wochen, drei Tage darnach
Das Ringlein zersprang und das Herz ihm brach.

Der Herr des Meeres.

Zu Southampton am Strande
Mit Zepter und mit Kron'
Im Purpur-Prachtgewande
Sitzt König Knut zu Thron,
  Und laut erbrausen die Wogen.

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

Dem Winke seiner Brauen
Harr't stumm sein Mannenheer,
Doch seine Augen schauen
Kühn über's weite Meer,
Und laut erbrausen die Wogen.

D'rauf wirft die Löwenmähne
Des Haupthaar's, grau und lang,
Mit Stolz zurück der Däne,
Der Englands Volk bezwang;
Und laut erbrausen die Wogen.

»Von diesem gold'nen Stuhle
»Bis hin zum blauen Belt,
»Von Southamton bis Thule
»Ist mein die nord'sche Welt.«
Und laut erbrausen die Wogen.

»Und du, trotz deinem Grollen,
»Uraltes Meer! — fortan
»Sollst mir Gehorsam zollen
»Als treuer Unterthan.«
Und laut erbrausen die Wogen.

»Willfährig meine Flotten
»Soll tragen breit und stark,
»Dein Nacken zu den Schotten
»Und heim nach Dänemark!«
Und laut erbrausen die Wogen.

»Zinspflichtig deine Schätze
»Den Küsten spüle zu;
»Doch wag' es nicht, und netze
»Mir, deinem Herrn, den Schuh;
Und laut erbrausen die Wogen.

Carl Gottfried Ritter v. Leitner.

Und wie er's ruft am Throne,
Rollt stolz die Flut herbei,
Und schleudert wie im Hohne
Zum Bart ihm ihr Gespei;
  Und laut erbrausen die Wogen.

Er aber wirft vom Scheitel
Den Kronenreif in's Meer,
Ruft: »Menschenmacht ist eitel!
»Dem Herrn allein die Ehr'!«
  Und laut erbrausen die Wogen.


Rudolf Hirsch


Lith v Eduard Kaiser
Druck v. Haller in Wien.
Rudolf Hirsch

Rudolph Johann Hirsch

wurde am 1. Februar 1816 zu Napagedl geboren. Dieser in den letzten Jahren vielgenannte Ort — der Banus von Croatien, Graf Jellačić, holte sich dort seine Lebensgefährtin — liegt in der Hanna in Mähren; das beiläufig sechs Quadratmeilen umfassende Ländchen ist von den sogenannten Hannaken bewohnt, eigenthümlich in Tracht und Gewohnheiten, die Weiber tragen hohe Stiefel und die Männer grellrothe Beinkleider. Napagedl, ein prächtiger Gütercomplex, mit herrlicher Lage und imposantem Schlosse, ging aus dem Besitze der Gräfin Theresia Cobenzl durch Erbschaft an ihre Nichte, Fanny Comtesse Fünfkirchen, über, aus deren Ehe mit Grafen Georg Stockau die dermalige Gräfin Sophie Jellačić entsprossen ist.

Der Vater Rudolphs war Justizamtmann und Oeconomieleiter in Napagedl. Vater wie Mutter fromme, schlichte Leute, im kleinen wie später im großen Kreise allgemein geachtet. Die Familie stammt aus Schlesien; Großvater und Urgroßvater hausten als tüchtige Forstmänner in Wäldern und erfreuten sich eines in jener Gegend beinahe sprichwörtlich gewordenen hohen Alters.

Die Hanna und somit auch Napagedl ist slavisch, daher der Verkehr daselbst nur in czechischer Sprache. Der Knabe Rudolph wuchs empor und sprach noch mit sechs Jahren kein Wort deutsch. Während der sorgsame Vater den amtlichen Geschäften nachlebte, schaltete und waltete die Mutter daheim im Kreise der Mägde, die auch nur slavisch schwatzten, und so ists leicht erklärlich, wie ein Kind von deutschem Stamme so lang der deutschen Sprache fremd bleiben konnte. Ein kleines Clavier, das die Gräfin Cobenzl der Familie geschenkt, — musikalisch waren

weder Vater noch Mutter, — führte Rudolph unbewußt an die Tasten, worauf nun der kleine, derbe Junge wacker herumschlug. Rudolph zeigte eine auffallende Hinneigung zur Musik, daher denn bald der würdige Schulmeister des Ortes, Vanderlyk, berufen wurde, um den Sohn des Herrn Justizamtmannes zu unterweisen. Der alte Mann war ein sattel-, hieb- und tactfester Musiker, der mit enormer Strenge an die Dressur des kleinen Unbands ging. Es zeigte sich später, was es heißt, guten Grund legen. Rudolph wurde selbst ein sattel-, hieb- und tactfester Musiker.

Mit sieben Jahren hatte Rudolph die ganze Pleyel'sche Schule hinter sich; Onslow und Field kamen dran und die Spenderin des Claviers erlebte die Freude, ihren kleinen Schützling als Wunderkind des Marktfleckens und der Umgebungen adorirt zu sehen. Sie konnte es sich darum auch nicht versagen, den kleinen Burschen nach Kremsir mitzunehmen, wo der Erzbischof von Olmütz residirte, S. k. Hoheit Erzherzog Rudolph — bekannt als trefflicher Musikkenner und selbst Virtuose. Dort spielte der musikalische Hannake; geküßt und beschenkt vom Cardinal brachte ihn die Gräfin wieder heim und gelobte, für den Knaben zu sorgen sein ganzes Leben lang. Leider riß bald darauf der Tod diese herrliche Dame aus dem Leben, plötzlich, zu Wien, wo sie zu Besuche weilte (April 1824). Gräfin Theresia Cobenzl, geb. Gräfin Montelabate, war in jenen Tagen so bekannt und angebetet, wie in unseren Tagen das Engelherz Coeur d'ange. Ihr Gemal Johann Ludwig Joseph (geb. den 21. November 1753), der berühmte Diplomat, Gesandter in Petersburg, dann Staatsminister — starb in Wien am 23. Februar 1809; sein Vetter, Joseph Philipp, Botschafter in Paris, 1810. Mit ihnen erlosch dieses erlauchte Geschlecht. Den Namen hält dermal noch der Cobenzlberg bei Wien, einst im Besitze der Familie, in der Erinnerung fest.

Möge die Bemerkung hier noch Platz finden, daß bereits im Jahre 1838 der gelehrte Benedictiner Gregor Wolny sich bestimmt gefunden hat, in seiner damals erschienenen Topographie Mährens (IV. Bd.) bei Schilderung der Allodialherrschaft Napagedl des daselbst gebornen noch so jugendlichen Rudolph Hirsch ehrenvollst zu erwähnen. Ein äußerst charakteristischer Zug aus dem Knabenleben unsers Autors sei hier auch erzählt, aus dem sich viele Sequenzen ableiten lassen. Rudolph wurde einmal von seinem Vater auf die Jagd mitgenommen. Die Jäger

benöthigten da — der Grund ist nicht mehr bekannt — dringend eines Zunders. Nach längerem vergeblichen Suchen und Deliberiren verlor sich der Knabe plötzlich in einem Busch und kam mit einem langen Leinwandstreifen wieder zum Vorschein. Der Zunder war nun freilich da, was aber seine wirthliche Mutter daheim zu dieser Historie gesagt, wird Schulmeisters Bakel zu erzählen wissen. Rudolph hatte das Stück Leinwand aus seinem funkelnagelneuen feinen — Hemde gerissen!

Mit acht Jahren wurde nun Rudolph nach Olmütz gesandt, um dort die Schule zu besuchen. Freilich ging es anfänglich, der argen Versäumnisse in der deutschen Sprache willen, mit den vorgeschriebenen Studien langsam vorwärts. Das Versäumte wurde indeß redlich nachgeholt und der Knabe konnte ins Gymnasium eintreten. Inzwischen hatten sich die Dienstverhältnisse des Vaters in Napagedl geändert. Derselbe trat nach dem Tode der Gräfin Therese aus seinen dortigen ämtlichen Functionen und wählte Brünn zu seinem Aufenthalte. Johann Hirsch, ursprünglich Actuar beim Magistrat in Olmütz, ein tüchtiger Jurist und practischer Oeconom dazu, domicilirte nun in Brünn, übernahm die Administration bedeutender Herrschaften, wie der Besitzungen des Obersten Kanzlers Grafen Mittrowsky, des Fürsten Collalto, Graf Magnis, Grafen Zierotin u. s. w. Er galt bald für eine Notabilität im Lande und man rühmte an ihm ebenso die Capacität, wie die unverbrüchliche Redlichkeit. Noch heute nennt der erfahrene, ältere Oeconom im ganzen Markgrafthum Mähren seinen Namen mit Verehrung. Im Vorbeigehen sei hier einer Scene zwischen dem Grafen Friedrich Mittrowsky und seinem Wirthschaftsrath erwähnt. — Als dieser einmal zur Relation nach Wien kam, fragte ihn die Excellenz, ob er wohl schon einen Toisonordensritter gesehen habe. Mittrowsky hatte in demselben Jahre den Orden des goldnen Vließes erhalten. Der Wirthschaftsrath verneinte die Frage, der Graf ersuchte ihn darauf, zu verweilen, er wolle ihm ein Bild der Toisonritter im vollen Ornat zeigen. Nach einer Viertelstunde trat Se. Excellenz ein, angethan mit dem hochrothsammtnen mit weißem Atlas gefütterten Talar, der Mütze von purpurfarbigem Sammt mit Goldstickerei, rothen Schuhen und Strümpfen und der mächtigen Ordenskette. »Da sehen Sie mich nun bequem und ganz nahe, lieber Herr Wirthschaftsrath und erzählen Sie das meinen lieben Brünnern, an die ich oft und gerne denke.« — Mittrowsky war früher Gouverneur in Brünn und wie sehr es ihm mit dem Liebesgruß nach Brünn Ernst gewesen,

beweist, daß er laut letztwilliger Anordnung sich in Brünn beerdigen ließ, wo ein schönes Monument sein Andenken auch den Jüngeren ins Gedächtniß zurückruft. (Mittrowsky geb. zu Brünn 20. Mai 1770, † zu Wien 1. September 1842.)

Mitterweile hatte Rudolph seine Studien in Brünn fortgesetzt; er absolvirte das Gymnasium und die philosophischen Studien (1832—1833). Dabei wurde die Musik, das Clavier, unter Anleitung der besten Lehrer des Ortes fleißig gepflegt und der auch in weiten Kreisen notable Capellmeister Gottfried Rieger lehrte ihm den Generalbaß. Die Ferienmonate — je zwei im Jahre — brachte Rudolph in Begleitung seines Vaters zu, der die administrirten Güter bereis'te. Der Fürst Anton Collalto und Franz Graf Magnis gewannen den jugendlichen Studiosen bald so lieb, daß er in ihren Schlössern Aufnahme fand, wie ein Mitglied der Familie. Daß der Verkehr gerade in diesen Kreisen auf Formenbildung von unläugbarem Einfluß, hat sich auch hier wieder evident herausgestellt. Und abermals erwuchs dem strebenden Jüngling ein Mäcen eben in der Person des Grafen Magnis (auch als kunstvoller Dilettant in der Kupferstecherei bekannt. Siehe Nagler's Künstlerlexicon). Der Graf sorgte in vielen Stücken für Rudolph und lud ihn alljährlich zu sich nach Schloß Straßnitz. Er versprach für ihn zu sorgen und schrieb ihm unter andern später (im Jahre 1846): »Mit Geld verstehen Sie nicht umzugehen, lieber Rudolf! Ich werde Ihnen daher kein Capital anweisen, das wäre bald hinüber. Aber eine Rente werde ich Ihnen auswerfen, auf daß Sie Ihre ästhetischen Passionen auch ohne den streng practischen Papa befriedigen können. Sie sollen, so lange Sie leben, an mich denken, wenn ich auch längst nicht mehr bin.« — Dieser Graf Magnis war der Oheim des Ministers Grafen Franz Stadion und des Oberstkämmerers Grafen Lanskoronski — ein Mann, um Herz und Kopf gleich hoch gehalten; denn verwitwet, kinderlos, war seine Lebensaufgabe im Stillen Gutes zu thun. Auch da griff unbarmherzig der Tod in die Fäden dieses wahrhaft edlen und vornehmen Lebens. Graf Magnis erlag einer schweren Krankheit in Wien und Rudolph hatte den zweiten mächtigen Schützer und Gönner verloren.

Als der Vater Rudolph zum Antritt der Universitätsstudien nach Wien sandte, wurde dieser im Hause des Jugendschriftstellers Ebersberg, Redacteurs des »Zuschauers«, in Kost und Wohnung untergebracht. Schon in Brünn hatte der Studiosus durch eine Tragödie, »Catilina«

— einem Ferienpensum — von seinem Professor Mend die Eminentiam im Classenbüchlein erhalten; schon dort wuchs die kleine Liedermappe und schwoll dort an von allerlei lyrischen Verslein — aber flügge waren sie noch nicht geworden diese metrischen Gefühle. Alle die Liebes- und Naturbilder schmachteten noch als Gefangene hinter Gitterstäben. Da war nun Ebersberg der Kerkermeister, welcher Schloß und Riegel öffnete und siehe da: die »Feierstunden« brachten eines schönes Morgens das erste Gedicht von Herrn Rudolph Hirsch, dem ersten lyrischen Dichter aus — Napagedl! Welch seliger Tag für den jungen Poeten!

Einmal geleckt vom Blute und einmal beklext von Druckerschwärze und der Böse hat Euch! Es blieb leider nicht bei unschuldigen Verselein; Rudolph Hirsch, Jurist im ersten Jahrgang, ging auch dorthin, wo man erst anlangen sollte als gereifter Mann; er ging unter die Recensenten, diese jungen Herrleins, die da lehren wollen, ohne früher selbst was gelernt zu haben. Es kann nicht geläugnet werden, daß Rudolph Hirsch seinerzeit durch allerhand frühreife und vorwitzige Publicationen in kleinen Journalen, durch verschiedene Klopffechtereien und Correspondenzen sich den Ruf eines literarischen Krakehlers zuzog, auf den der gediegene Autor unmöglich wohlwollenden Auges niedersehen konnte. Die Leichtigkeit zu produciren hatte einen unverzeihlichen Leichtsinn zur Folge. Es erschien ein sogenanntes dramatisches Gedicht »Raphaele«, Wien, Wallishausser, dann »Galerie lebender Tondichter«, biographisch-kritischer Beitrag, Güns, Reichardt 1836; später »Frühlingsalbum« Lieder, Wien, Wallishausser. Das dramatische Gedicht ignorirt Hirsch selbst; ebenso die allerdings mit viel Wärme für deutsche Musik abgefaßte »Galerie«; es seien dem Jünglinge diese Jugendsünden verziehen! Denn wenn Einer, so hat er sich aus dem tollen Strudel mannhaft emporgerissen; ging durch Studien an reelle Benützung seiner Begabung und es bleibt nur zu wünschen, daß sein Beispiel ein förderndes wäre für so manche allzugrüne Musensöhne zur rechtzeitigen Umschau und Selbsteinkehr!

Nach absolvirten juridisch-politischen Studien kehrte Rudolph ins Elternhaus zurück. Der Vater hatte gewünscht, daß der Sohn die diplomatische Laufbahn einschlüge, wozu Verbindungen mit sehr einflußreichen Personen lohnende Aussicht boten. Sein Wunsch scheiterte an den Sprachkenntnissen, eigentlich Sprachunkenntnissen des Sohnes. Es fehlte das Talent für Sprachstudien gänzlich. Man wollte sonach zur Advo-

Rudolph Johann Hirsch.

katur übergehen. Hirsch practicirte zu diesem Behufe beim Stadtmagistrat in Brünn und erhielt nach dem vorgeschriebenen Jahr ein sehr gutes Zeugniß (Nov. 1840). Doch es litt den jungen Mann einmal nicht bei der starren Justiz; er wollte mit einem Mal ins »Ausland«, d. h. über die österreichische Grenze und meinte im Klein-Paris der Buchhändler, in Leipzig, das Eldorado für Kunst und Poesie zu finden. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Pilgerfahrt für ihn von reellem Gewinn war.

Der Zufall führte Hirsch in das Bankhaus Harkort. Jeder Sachse kennt die finanzielle und ethische Bedeutung dieses Namens. Die würdige treffliche Dame des Hauses schenkte dem jungen Mann ihre Gewogenheit; der Poet Hirsch spielte auch allerliebst Clavier, sang nett und war sonst ein »gemüthlicher Oesterreicher«. Es konnte nicht fehlen, daß er gerade in den dortigen abgemessenen Kreisen eigenthümlich abstach und eben nicht zu seinem Nachtheil. Er lernte in der Familie Harkort — dem ästhetischen Brennpunct Leipzigs — Alles kennen, was Leipzig damals an Notabilitäten auf localem Boden besaß, oder was sonst künstlerisch ab- und zukam. Er wurde mit einem Schlage bekannt mit einer Summe von Notabilitäten und Intelligenzen. Der nähere Verkehr mit Mendelssohn und die Freundschaft mit Schumann trugen zu seiner höheren Lebensanschauung, dem Adel der Kunst, nicht wenig bei. Die treffliche Frau Auguste Harkort ging auch vor zwei Jahren hinüber in das Land der ewigen Harmonien. Sie war ein Charakter, der in der Geschichte deutscher Frauen noch seinen Autor finden wird; ihr Tod war eine Art Landestrauer für Künste und Wissenschaften.

Schon nach achtwöchentlichem Aufenthalt in Leipzig erhielt Hirsch die Redaction des »Komet«, welcher damals unter seinem früher so energischen Gründer, Herloßsohn, zu einem Lichtstumpf herabgesunken war. Beweis, wie schnell sich Hirsch das Terrain erobert! Sieben Quartbände, unter seinem Namen als Redacteur, erschienen, beweisen was Hirsch aus dem »Komet« gemacht. Er wurde zu den bestredigirten Blättern gerechnet, die Blume deutscher Schriftnerei war darin beinahe vollständig vertreten.

In Leipzig erschien gleichzeitig bei Bösenberg ein Theil »Balladen« und das »Buch der Sonette«. Hirsch gründete hier ferner das »Album für Gesang« — eine jährlich ausgegebene prachtvolle Sammlung deutscher Originalgesänge. Es sind davon vier Jahrgänge erschienen. Welche Gesellschaft Hirsch zu laden und zu fesseln gewußt, wird klar

wenn man in einem und demselben Bande die absoluten Gegner ihrer Richtungen vereint findet, z. B. Mendelssohn, Meyerbeer, sogar Spontini. Und Hirsch wußte sie zu gemeinschaftlichem Zweck zu vereinen. Die Form ist kein leerer Wahn! — Ferner brachten die Musikalienhandlungen Hofmeister, Klemm, das Bureau de Musique eine sehr bedeutende Zahl von Originalcompositionen für Gesang von Hirsch, wohl an 100 erschienene einzelne Gesangspiecen.

In Leipzig erhielt er auch von der Universität Jena das Diplom eines Doctors der Philosophie, in Anbetracht seiner ästhetischen Leistungen, zugesandt.

Die neuen Gedichte fanden vielen Beifall. Es verdient hervorgehoben zu werden, was Ludwig Uhland in einem Briefe, den Hirsch noch als theures Kleinod bewahrt, über die Balladen geäußert. Es lautet in jenem Briefe wörtlich: »Das eigenthümliche, feste Gepräge, wodurch mich diese Dichtungen erfreut haben, scheinen mir dieselben vorzüglich dem Umstande zu verdanken, daß darauf Bedacht genommen ist, je der besonderen Natur des Gegenstandes ihr Recht widerfahren zu lassen, den in demselben liegenden Gehalt zu entbinden und zum Ausdruck zu bringen. Eine solche Hingebung des Dichters an seinen Gegenstand belohnt sich durch Mannigfaltigkeit und Neuheit der Gestaltung.«

Im Menschenleben kömmt zuerst das Geborenwerden, darauf das Heirathen und dann gleich das Sterben. So meint Herr Hirsch im Scherze selbst. Jetzt in Leipzig war der Wendepunct in dem Leben unseres Redacteurs eingetreten. Er lernte Clara, die Tochter des königl. Bauraths Schulze in Halle kennen. Der alte Herr, schon als Baumeister auf guten Unterbau und an solide Grundlage gewohnt, fand sich wenig erbaut von den Werbungen des ungestümen Literaten. Wer mochte es auch einem rechtschaffenen Vater verargen, mißtrauischen Auges auf einen adspirirenden Schwiegersohn herabzusehen, der eben im Augenblick kein anderes Dach und Fach zu produciren hatte als das papierne Journal »Komet«?

Nach längerem Briefwechsel und persönlicher Besprechung einigten sich die beiden höchst practischen Männer, der Wirthschaftsrath und der Baurath, puncto Sohn und Tochter: der Sohn habe sogleich als Redacteur zu abdiciren, in den österreichischen Staatsdienst einzutreten, das große Staatsexamen abzulegen und das Weitere würde sich dann finden.

Rudolph Johann Hirsch.

Seine Erlaucht Franz Graf von Stadion, damals Gouverneur in Triest, ließ Hirsch zur probeweisen Praxis zu (20. Juli 1843). Nach Jahr und Tag war das Staatsexamen glänzend abgelegt und kurze Zeit darauf fand die Vermälung zu Halle statt (2. Februar 1845). Ein mehrjähriger Aufenthalt in Istrien beim Kreisamt zu Pisino machte Hirsch mit dem politischen Staatsdienst von unten auf vollkommen bekannt, ja vertraut. Er wurde (27. October 1849) zum Gubernialconcipisten ernannt, kam dann (19. März 1850) ins Ministerium des Innern in der Eigenschaft eines k. k. Bezirkscommissärs. Im Jahre 1852 wurde er von Sr. Maj. dem Kaiser der damals creirten Obersten Polizeibehörde zugetheilt und zum k. k. Hofconcipisten befördert. Gleichzeitig wurde ihm dort die Gründung und Leitung der Amtsbibliothek übertragen. In dieser Stellung befindet sich Dr. Hirsch auch noch dermal.

Seit dem Jahre 1842 bis 1848 hatte sich Hirsch von jeder und aller literarischen Publication zurückgezogen; er lebte zunächst der Aneignung aller Kenntnisse, welche der so außerordentlich verzweigte politische Dienst erfordert. Dann versenkte er sich in die Natur und ihre Wunder, die gerade in dem interessanten Küstenland und insbesondere in Istrien überreich an Offenbarungen. Sein poetisches Feld lag brach, aber es sog den edelsten Humus ein und nur der Anlaß sollte kommen, auf daß die warme Quelle spränge und eine üppige Vegetation sich ausbreitete. Rudolph Hirsch wirkte in Triest mehr befruchtend, anregend als selbstproducirend. Kein fremder deutscher Artist kam nach Triest, ohne in seinem Hause einzusprechen. Es gab dort ein Singen und Klingen von Kehlen und allerlei Instrumenten und ein kleiner, aber sehr distinguirter Kreis lauschte dem Gebotenen. Dadurch wurde sein Name, »Signor Irs«, wie ihn die Italiener auszusprechen belieben, auch in außerdeutschen Gebieten weithin bekannt.

Das Jahr 1848 pochte plötzlich mit ehernem Finger an Kopf und Herz unseres Autors. Es war freilich ein außerordentlich ernster Anlaß. An der Schwelle Italiens, gewissermaßen ein Mitzeuge der Thaten, welche die österreichische Armee vollbracht, begeistert von dem Feldmarschall Radetzky und seinen Siegen, entstand unbewußt in wenig Tagen die bekannte Gedichtsammlung »Der Soldatenspiegel«; nach sechs Jahren des Schweigens die erste laute und öffentliche Aeußerung seines Dichterlebens. Dieses Buch ist mit eigenthümlichem Tact gedichtet. Man würde sehr irren, wenn man glaubte, es handle sich hier um eine Ver-

himmelung der österreichischen Waffen oder um eine unendliche Weihrauchwolke für Thron und Krone. Der Werth des »Soldatenspiegels« ist, daß er historische Daten festhält und die einzelnen Facten im Gewande der modernen Ballade erzählt, ohne Schwulst und nutzlosen Prunk. Das Werk ist seines Thema würdig. Ein Kritiker in der »Allgemeinen Zeitung« bezeichnete das Gedicht »Benedek« geradezu als die letzte humoristische Ballade seit Uhland. Der Dichter widmete sein Manuscript den Verwundeten der österreichischen Armee; der Triester Lloyd lieferte die Herstellung frei und so ergab sich das in der Bücherwelt wohl noch nie Dagewesene: der »Soldatenspiegel« ging in der ersten Auflage in vielen tausend Abdrücken ab und die Gesammtsumme des Ertrages betrug über 11,000 fl. CM. Graf Radetzky dankte dem Dichter in einer veröffentlichten Zuschrift und versicherte demselben, daß ihn Gedicht und Widmung dieses Werkes für alle Zeiten jedem Soldatenherzen unvergeßlich gemacht habe. Es darf hier nicht vergessen werden zu erwähnen, daß damals (Ende 1848) der Patriotismus in Oesterreich gerade kein so billiger Artikel war. Es gehörte persönlicher Muth dazu, so rücksichtslos in Italien den italienischen Gegnern den Text zu lesen. Das Buch der »Soldatenspiegel« ist daher nicht nur ein mannhaftes Gedicht, sondern auch eine mannhafte That. Diesen Ruhm muß der bitterböseste Gegner des Dichters demselben unbestritten lassen.

Dem Soldatenspiegel folgte eine Sammlung erotischer Gedichte »Irrgarten der Liebe«, Wien, 1850. Das Büchlein, die Autobiographie eines Herzens in Lust und Leid enthaltend, fand so vielseitig Echo, daß es in allerlei Formaten wieder gedruckt wurde und 1857 die sechste Auflage erlebte. Die Gedichte der Sammlung sind von einer mitunter beispielvollen Formenreinheit, in hohem Grad musikalisch und bei allem dem noch lange nicht genügsam von Componisten ausgebeutet. Der »Irrgarten der Liebe« wurde ein bleibend gesuchtes Buch, das nicht mit der Mode kömmt und schwindet, und es unterliegt keinem Zweifel, daß es noch viele neue Editionen zählen wird. Zum öftern hat man dieses Büchlein Rückert's Edelstein und Perle an die Seite gestellt. Beinahe gleichzeitig mit dem »Irrgarten« brachte Gerold in Wien (1850) die gemischte Gedichtsammlung »Reiser und Reisig«. Die Rubrik »Wanderbüchlein« enthält mehrere parodistische Idyllen, die der Dichter bei nächstem Anlasse reproduciren sollte.

Die welthistorische Unthat eines Verruchten — am 18. Febr. 1853

Rudolph Johann Hirsch.

— regte das Gemüth unseres Autors dermaßen auf, daß er der Stimmung Wiens, ja Oesterreichs in echt populären Versen die Worte lieh. Diese »Stimmen des Volkes« (Wien, Hügel 1853) trafen den Ton des Volksgedichtes auf so durchgreifende Weise, daß sich alsbald des kleinen Büchleins Poeten aller heimatlichen Zungen bemächtigten; es wurde wiederholt ins Böhmische, ins Ungarische und ins Italienische übersetzt. Die Hofbuchhandlung Braumüller's brachte eine prachtvolle polyglotte Ausgabe (zweite und dritte Auflage) des Ganzen in vier Sprachen, geschmückt mit dem Bilde des Grafen Max O'Donel, dem einzigen, welches von dem Lebensretter des Kaisers besteht.

Die erste Auflage der »Lieder ohne Weltschmerz« erschien 1853 (Wien, Greß). Eine zweite sehr vermehrte folgte. Den überwiegend bedeutenden Theil des Büchleins bildeten darin die »Fresco-Sonette«. Eine Separatausgabe dieser Sonette, sehr vermehrt, wird eben angekündigt. Bei der Eigenthümlichkeit dieser »Sonette« ist eine nähere Betrachtung derselben nöthig. Die »Fresco-Sonette« sind es, die den Titel des Buches rechtfertigen; klare, scharfe Auffassung des Lebens, geweckte Laune voll Witz und Selbsthumor, treffender Ausdruck, Formgewandtheit und Frische zeichnen sie aus; das menschliche Thun und Lassen ist in diesen Darstellungen al fresco behandelt, in kräftiger Farbe, mit breitem Pinsel, es schwimmt da nichts kaleidoskopisch durcheinander und man hat eines Vergrößerungsglases dabei nicht nöthig, wenn es gleich darin auch nicht an Zeilen fehlt, zwischen denen noch dies und das zu lesen ist, was ein Autor, nur mit jener chemischen Tinte schreibt, die erst durch Nachsinnen und Nachdichten lesbar wird. Für Augen, welche nur an Miniaturbilder, weiche Pastellgemälde oder zarte Aquarelle gewöhnt, sind diese Fresken allerdings nicht; wie denn wirklich auch Madame Pruderie gleich nach der ersten Enthüllung derselben einen großen ästhetischen Thee bei sich gab und sämmtlichen dabei erschienenen Basen dringendst ans magere Herz legte, diese Lebensbilder, genannt Fresken, links liegen oder sich darüber mit der schärfsten Lauge, womit jemals gewaschen worden, unverweilt und unbarmherzig auszulassen. Aber diesem Frau-Basen-Thee entgegen gab Monsieur Bonsens bei sich ein kräftiges Gabelfrühstück und dabei fanden sich gesunde junge, und selbst ältere Männer ein, die nahrhafte Kost gewöhnt sind. Und einer aus ihnen äußerte sich über diese Lebensbilder so: »Nun wäre für die Sonettform ein neues Gebiet erobert.

Rudolph Johann Hirsch.

Einst pflegte man im Sonette nur die Lauren zu bejubeln und zu betrauern, zu preisen und zu bedauern; später bekamen die Sonette Harnische und Tendenzen; jetzt — wäre es ein Feld für den Humor, ein Turnplatz für frische, schlanke, markige Gedanken; vorwärts also und weiter versucht, was in diesem so kunstvoll abgegrenzten Raume des Sonettes noch gestaltet werden kann!«

Ein wunderliches, eigenthümliches, der bisher entwickelten Natur des Dichters völlig fremdes Product erschien 1856 zu Pest, »Eulenspiegels Tagebuch« Nur in den »Fresco-Sonetten« dürften Spuren des Ideenganges auf verwandten Wegen nachzuweisen sein. »Eulenspiegels Tagebuch« fand viele jubelnde Gönner, aber auch zeterschreiende Schmäher, welche das Büchlein als eine Ausgeburt des Cynismus verwarfen. Aber um gewisse Schäden beim rechten Namen zu nennen, muß man oft sehr häßliche Worte in den Mund nehmen. Ein seltener Freisinn weht vielmehr aus dem Ganzen und ein unter den Verhältnissen des Dichters seltener Muth, mancher — Maske zuzurufen: Du heißest so und so, wie gut kenne ich dich!

Oettinger schreibt: »Eulenspiegels Tagebuch« ist ein lachendes Bouquet von Poesien, die halb Lieder, halb Novellen, halb Epigramme, halb Genrebildchen sind, in welchen jeder einzelne Pinselstrich, jeder einzelne Vers eine blutritzende Sentenz, ein geißelnder Gnom, eine muthwillige Xenie, die nach rechts und nach links, nach unten wie nach oben poetische Nasenstüber austheilt. Das ganze Buch ist ein wimmelnder Ameisenhaufe hüpfenden Humors und treffender Satyre, eine Blumenlese zwölfzeiliger Ohrfeigen, die der Erzschalk Eulenspiegel mit lachender Miene allen Thorheiten und Don-Quixoterien unserer moralisch verkrüppelten Zeit allerhuldreichst angedeihen zu lassen geruht. Die meisten dieser mehr als hundert gereimten Geißelhiebe sind leicht und graziös hingeworfene Chargen und Carricaturen à la Grandville, Daumier und Cham, heitere, schnellzündende Melodien, die sich wie Kletten ins Ohr festsetzen und die wir, einmal gehört, nicht mehr loswerden können. Das Hauptverdienst dieses humoristisch-satyrischen Feuerwerks besteht endlich darin, daß sowohl Form als Materie neu und überraschend ist. Nirgends gähnt uns irgendwie Nachahmung an; der Dichter hat sich aller Vorbilder entschlagen: er ist nicht Rückert, nicht Heine; er ist nicht Lenau, nicht Saphir, nicht Herwegh, nicht Hoffmann von Fallersleben; er ist Hirsch, ganz Rudolph Hirsch, ein muth-

willig ausgelassener Polisson, dessen Poesie bei helllichtem Tage mit Schneebällen um sich wirft und Nachts an allen Hausthüren die Klingelzüge ausreißt, hier an den Laden pocht und dort die Fenster einschlägt, hier ein ironisches Ständchen und dort eine vandalische Katzenmusik bringt, sich schadenfroh ins Fäustchen lacht und selbst der Polizei ein Schnippchen schlägt, die durch die Finger sieht und mitlacht, weil sie weiß, daß dieser kecke Schalk, der Alles foppt und neckt, trotz seiner Ungezogenheit und trotz seines Muthwillens ein lieber, guter treuherziger Bursche ist, der es mit Gott und seiner schönen, sündhaften Welt gewiß gut und ehrlich meint.«

Gleichzeitig mit diesem ganz aparten Büchlein erschien bei Geibel in Pest seine Novellensammlung in zwei Bänden unter dem Titel »Siesta«. Sie besteht zum größten Theil aus den früher zerstreut erschienenen Erzählungen des Verfassers, leichte, dabei aber nicht triviale Waare in eleganter Prosa. Nur einige Piecen sind ganz neu. Darunter die Stücke »Petruscha« und »eine Dorfgeschichte«; diese sind von eigenthümlichem Interesse. Hirsch ging, wie er in dem schmuck geschriebenen Vorwort zur »Siesta« selbst sagt, sehr befangen an die Herausgabe dieser prosaischen Kleinigkeiten. Jedermann weiß, daß Leute, die sehr gute Verse machen, oft sehr schlechte Prosa schreiben. Um so mehr darf es unseren Autor freuen, daß seiner Prosa nichts Provinzielles anklebt und daß man ihn eben als Antwort auf sein zaghaftes Vorwort überall auch »in Prosa« willkommen hieß.

Anfangs 1858 erschien die dritte Auflage seiner »Balladen und Romanzen« in zwei Theilen (Wien, Hügel). Man muß genauere Einblicke nehmen in die früheren Auflagen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, mit welchem hohen sittlichen Ernst der Autor an die Revision, Feile und abermalige Umarbeitung gegangen; von diesem Streben und Ringen nach Vervollkommnung und Läuterung in Form und Ideen findet sich bei wenigen Poeten ein so unzweifelhaftes Zeugniß. Die erste Auflage ist gewissermaßen nur das Embryo der dritten; extensiv wie intensiv. Manches wurde ausgeschieden, die Hälfte beinahe neu hinzugefügt. Der Dichter machte sich der Uhland'schen Aufmunterung würdig und was er uns hier gesammelt, revidirt bietet, wird gewiß den ausgedehntesten Lesekreis finden, abgesehen davon, daß dieses Werk für Declamatoren eine wahre Fundgrube ernsten wie heitern Inhalts ist. Gar manche Auflagen werden dieser dritten noch folgen. Schon im

Rudolph Johann Hirsch.

Jahre 1842 schrieben über die erste Auflage die Brockhaus'schen Blätter für literarische Unterhaltung (Nr. 229) unter Anderm: Wir möchten fast glauben, nachdem wir Episches und Lyrisches von Hirsch gelesen, wohl auch andere Stimmen über ihn vernommen haben, Hirsch werde sich zu einer literarischen Notabilität emporarbeiten. Gütige Götter haben die Fülle schöner Gaben über ihn ausgegossen u. s. w. — W. Menzel lobte den Rhythmus der Sprache, die Phantasie, das Gefühl des Dichters u. s. w. — Irren wir nicht sehr, mußte der Altmeister Ludwig Uhland nahe an die zehn Jahre warten, ehe Deutschland nur wußte, daß es einen Uhland gebe.

Das Totale der Muse unseres Autors ist: reiche Phantasie bei selbstschöpferischen Gestaltungen, originelle Formung des Gegebenen; plastische Kraft bis zur Wiedergabe der Wellenlinie bei strenger Einhaltung der Körperproportionen; ein gesunder, so zu sagen practischer Grundton in Allem, tausend Meilen ferne vom Weltschmerz, eine mannhafte Gesinnung und Gesittung. Ja, die Kunst soll erheben, erstarken, erfreuen. Jene, die nur in Gräbern wühlen, Moder aufwirbeln, Krankhaftes, Entsetzliches, Gespenstiges um jeden Preis bringen, die beim leisesten Athemzug abnormal sind, die da verblüffen oder erschrecken; solche Autoren werden gewiß auf der literarisch-kritischen Klinik höchst interessante Objecte zur Debatte und Section sein; aber erheben, erstarken, erfreuen wird sich ihrer ein Menschenherz nie und nimmermehr! Man wird sie in Retorten mit Weingeist, in Museen und anatomischen Hörsälen als höchst instructive Präparate zur Literaturgeschichte bewahren: — ein Lied aber, recht aus dem Herzen gesprungen, das lebt fort auf tausend und abermals tausend frischen Lippen. Unser Autor hat nichts mit den fabelhaften Göttern, den übermenschlichen Giganten und Literaturphantomen neuester Zeit gemein; seine Muse ist ein rothbackiges, rundes, gesundes Kind; sie grüßt euch treuherzig und ihr heißt sie gerne willkommen! — Der herbe, satyrische Ansatz in den letzten zwei Schriften desselben ist ein Product der neuesten Zeit; den Ursprung zu erörtern, gehört nicht hieher.

Den musikalischen Bestrebungen hat Hirsch seit langen Jahren so gut wie abgesagt. Er hat wenigstens nichts damit in der Oeffentlichkeit zu thun. Die bedeutendsten Künstler der Residenz kennen ihn am Piano im Salon als den Mann, der (mit Mendelssohn zu reden) die »discreteste Hand beim Liederbegleiten« besitzt. Er selbst sagt: An zwei Tafeln

zu schwelgen ist gefährlich, und huldigt deshalb nur der Wortdichtung. Was von seinen vor Jahren gestochenen Tondichtungen vorhanden ist, wiegt nach dem Metalle des großen Carl Löwe in Stettin, den man hier nicht kennt. Es ist im Kleinsten Charakter, ein durch und durch vornehmer Typus, melodische und harmonische Schönheiten wechseln, die besten Künstlerkräfte erheischend; wahrlich, es ließe sich gar Vieles über Hirsch als Pianisten, Sänger und Componisten sagen; wir folgen aber nur seinem Wunsche es zu unterlassen. Einen Wunsch aber mögen wir hier durchaus nicht unausgesprochen lassen, den: daß Dr. Hirsch sich entschlöße von seiner umfassenden ästhetisch-musikalischen Bildung als Kritiker Gebrauch zu machen und in diesem arg mißhandelten Felde ein Wort mitzureden, das gewiß in der Wagschale sehr bald als vollwichtig befunden und geschätzt werden würde.

Der vom Sohne angebetete Vater (geb. 10. Febr. 1780) starb in Brünn 13. September 1849. Die Mutter und der Bruder leben in Brünn. Aus seiner Ehe mit Clara Schulze (einer Nichte der Frau v. Paalzow) sind zwei Kinder am Leben, Irene und Max. Seine Gemalin, im Besitze einer wohl geschulten Alt-Stimme — Miecksch und Pohlenz waren die Lehrer — war übrigens niemals Opernsängerin, wie dies in der »Leipziger Galerie denkwürdiger Persönlichkeiten« irriger Weise angeführt wird.

Erwähnt sei noch das Steckenpferd des Dichters: eine Sammlung von Porträten aus allen Perioden und in allen Formen. Er hat diese Sammlung, die ihresgleichen bei Privaten suchen dürfte, in sechs Jahren zusammengebracht. Sie zählt über 31,000 Stücke.

Humor, Gemüth und Wahrheit, welche allen poetischen Schöpfungen unseres Dichters ein so eigenthümliches Gepräge aufdrücken, sind auch die charakteristischen Eigenschaften des Menschen! — Frischen Auges blickt er in die Welt; keiner Coterie angehörig, auf Niemand sich stützend, steht er da freudigen Muthes, weiß Widerlichem durch den Humor, mit dem er es aufnimmt, den Stachel zu nehmen, und empfänglich für jedes Zeichen der Neigung und Freundschaft, trägt er dem Geprüften und Werthbefundenen sein volles warmes Herz entgegen, und ist glücklich, wenn er dem Freunde nicht nur ein herzlicher Theilnehmer, sondern auch ein Helfer, Rather und Schützer sein kann.

Znaim, im März 1858.

J. Weilen.

Rudolph Johann Hirsch.

Poetische Schriften.

(Zwei Theile. Wien 1851. Jasper, Hügel und Manz.)

Aus dem Soldatenspiegel.

Benedek.

Es stürmte Mortara Held Benedek,
Ein Kämpe, wie Keiner, verwegen und keck. *)

Er selbst an der Spitze der Sturmcolonn'
Von Gyulai's zweitem Bataillon!

Der Kampf in den Straßen sich furchtbar entspann,
Doch stritten wie Löwen hier Mann für Mann.

Den blitzenden Säbel der Oberst schwang
Und bis an das Ende des Ortes drang.

Die weichenden Schaaren besetzten das Thor,
Der feurige Ungar kam ihnen zuvor.

Gleich nahm er die flüchtende Batterie,
Verwandelte zur Barricade sie. —

*) Der Angriff begann am 21. März 1849, Abends. Das Regiment Gyulai — dessen Oberst damals Benedek war — entschied den Kampf.

Rudolph Johann Hirsch.

Hernieder gesunken war tief die Nacht,
Es hat nicht ein Sternlein am Himmel gelacht.

Und als sich der Oberst rechtsum gewandt,
Getrennt von den Seinen das Häuflein sich fand.

Und zwischen dem Helden und seiner Colonn'
Stand plötzlich ein feindliches Bataillon.

Das war ein verzweifelter Augenblick,
Wie schnell oft sich wendet Soldatenglück!

Held Benedek sich kein Weilchen besann,
Er hatte nur hundert und fünfzig Mann.

Hoch schwang er den Säbel in seiner Hand,
Und stand vor dem Feinde ganz wuthentbrannt.

»Halt! gebt euch gefangen und das sogleich!
Die Waffen gestreckt, denn noch schon' ich euch;

Ein Widerstand hier euer Tod nur wär' —
Denn hinter mir ziehet das ganze Heer!«

Das Bataillon sich kein Weilchen besann,
Es streckten die Waffen an tausend Mann.

Nun hat er Gefangne, ja viel zu viel,
Im Wahn sie zu halten kein leichtes Spiel.

»Hört! andächtig sollt ihr mir heute sein!«
Er sperrte, was ging, in die Kirche hinein.

Die anderen aber in sicherer Ruh
Die sandte er Oesterreichs Lager zu. —

Rudolph Johann Hirsch.

Das war nur Held Benedek's Feierstund',
Und war, will mir scheinen, ein prächtiger Fund,

Denn wenn ihr genau betrachtet das Ding:
Ein einziger Mann hier die tausend fing. —

Wenn solches nun vor dem Schlafengehn
Mit unserem tapfern Oberst geschehn,

Da mögt ihr ermessen, wie erst am Tag,
Im Felde, Herr Benedek wirthschaften mag!

Das Scheibenschießen von Caorle.

Des Feindes Geschwader auf ruhiger Flut
Hat wenig des Stoffes für seinen Muth.

Sie schauen herüber zwar oft nach Triest,
Doch leider bedünkt es den Helden zu fest.

Sie wollen nun fürder nicht ewig ruh'n,
Und einmal doch etwas Gewaltiges thun.

Es lüstet die Sarden zu steigen an's Land,
Drum wurden sechs Schiffe und Bote entsandt.

Bei Caorle ragt ein einsamer Wall,
Dort bringet die Batterien zu Fall! —

Sie hielten vorerst einen tüchtigen Schmaus,
Und fuhren, um Scheiben zu schießen, hinaus.

Ja, wüßt' es bei uns nicht ein jegliches Kind,
Das glaubten die Alten mir kaum so geschwind!

Rudolph Johann Hirsch.

So hört denn, bei Caorle was sie bedrohn:
Dort stand eine einzige, alte Kanon'.

Und Karoly Carl *), ein Cadet gar flott,
Lag hier, dem Geschwader zum Trotz und Spott. —

Gar lustig der Gegner zu feuern begann,
Ihm antwortet ruhig der einzelne Mann.

Er hielt dort, von heiterem Muthe beseelt;
Sie haben sogar das Gemäuer gefehlt!

Da schob er ne glühende Kugel in's Rohr
Und rief: Ei, ihr Herren! Respect davor!

Drauf hat es entsetzlich herübergekracht —
Es lag über'm Meere wie Pulvernacht.

Ein feindliches Schiff in die Lüfte flog **),
Die Flotte zur Stelle von dannen zog.

Ihr Helden! das war bei dem Scheibenschuß
Ein etwas zu grober Willkommensgruß.

Herr Karoly hoch auf dem Walle stand,
Altösterreichs flatterndes Banner zu Hand! —

Ja, wüßt' es bei uns nicht ein jegliches Kind,
Das glaubten die Alten mir kaum so geschwind!

*) Karoly Carl, Cadet des 3. Artillerie-Regiments, geboren in Olmütz.
**) Die Peniche (Kriegswachtschiff) „Furiosa" am 13. Juni 1848.

Rudolph Johann Hirsch.

Der Musketier.

Nach Haus rückt ein der Musketier.
Wie hält sein Weib ihn fest umrankt!
»So hab' ich wieder dich bei mir,
Dem lieben Herrgott sei's gedankt!«
Sein kleiner Bube springt und schreit:
»Für mich hat Vater keine Zeit!
So red', hast mir was mitgebracht
Und an den kleinen Hans gedacht?« —

»»Ei freilich! halt' ein wenig still,
Herzlieber Bub, nimm diesen Kuß!
Weißt nicht, wer etwas haben will,
Geduldig sein auch warten muß?
Hab dir was Rechtes mitgebracht,
Paß auf, mein Junge, gib wohl Acht!
Es soll die ganze Beute mein
Du kleiner Schelm dein Eigen sein.««

Er schüttelt tüchtig sich am Leib,
Den Mantel, Aermel, stürzt den Hut,
Neugierig blickt das schmucke Weib,
Mit off'nem Mund das junge Blut;
Sie träumen wohl gar selt'nes Glück;
Vielleicht manch blankes Silberstück:
Sechs Kugeln rollen auf die Erd' —
Das scheint dem Weibchen wenig werth!

»Mein Bub! das ist sardinisch Blei,
Blieb sitzen mir im Rock und Hut;
Es war kein Spaß, bei meiner Treu'!
Drum ist's mir auch ein theures Gut.
Geht's aber einmal wieder los,
Dann bist schon rüstig du und groß,
Und gibst — will's das Soldatenglück,
Den Herrn die Kugeln brav zurück!«

Rudolph Johann Hirsch.

Irrgarten der Liebe.

(Sechste Auflage. Wien 1856. Hügel.)

Am Ufer schwankt ein einsam Bot,
Fern glüht das letzte Abendroth —
O komm mit mir zum Ocean
Hinaus im kleinen, schmalen Kahn!
Wie jenen Kahn die Flut umschmiegt
Und in der Flut der Kahn sich wiegt,
So preß ich an mein Herze dich,
So drückst du an den Busen mich.
Und wenn's im Meere tobt und stürmt,
Am höchsten sich die Woge thürmt:
Es hebt uns bis zum Sternenchor
Die Liebe, höher noch, empor!

Wenn herrlich schön der Donner rollt,
O glaube nicht, der Himmel grollt;
Es ist die Sehnsuchtstimme nur
Der schwülen, schmachtenden Natur,
Womit der feuchten Wellenbraut
Der Himmel heut sich angetraut.
Umfliegt der Blitz dein Angesicht,
Geliebte mein! erbebe nicht;
Es ist der Blitz des Himmels Kuß
In namenlosem Lusterguß,
Den er so lang wie ich entbehrt,
Den er so bang wie ich begehrt.

Rudolph Johann Hirsch.

Und wenn der Sturm der Leidenschaft
Uns selbst in seine Strudel rafft,
Und wenn das dünne Bot zerreißt:
Eins sind geworden Geist in Geist;
Wie weiße Möven drüberhin
Wohl unsre beiden Seelen ziehn —
Vom Land her tönt's wie Angstgeschrei,
Wir aber sind gerettet, frei!

Wenn dann die Flut zusammenschlägt,
Uns zu krystallnen Hallen trägt:
Da findest du die Lagerstätt'
Im perlgeschmückten Muschelbett';
Ich werde zum Korallenbaum,
Und wach' bei dir im Meeresraum
So tief, so still, so eng verzweigt,
Wohin kein kühner Taucher steigt,
Kein sterblich Aug' uns Beide stört,
Eins ganz dem Andern angehört.
Denn drunten in dem Meeresgrund
Ist's grabesstill zu jeder Stund';
Die Tiefe keinen Hauch verspürt,
Wenn oben sich der Sturmwind rührt;
Tief drunten uns nicht Sorge plagt,
Nur oben braust des Lebens Jagd.

O komm, mein Lieb! o komm, mein Lieb!
Dem Sänger dich gefangen gib;
Laß nicht uns an dem Ufer stehn,
Laß in die hohe See uns gehn!
Horch! wie die Woge braust so hohl,
Ach! und dem Herzen wird so wohl . . .
Fort, fort, du Himmelsangesicht!
O komm mit mir durch Nacht zum Licht!

Rudolph Johann Hirsch.

Das Meer hat eine Muschel ausgespült,
Verkümmert starb sie hin an seinem Strande;
Ihr Leben, froh in blauer See gefühlt,
Verloren mußte gehn auf grünem Lande. —

Ich heb' die Muschel träumerisch empor,
An dem Gehäuse drängt es mich zu lauschen;
Von ihrer Schale brandet mir an's Ohr
Ein leises, heimwehgleiches Meeresrauschen. —

Und denk ich, daß ich einmal von dir schied',
Und von dir, o Geliebte! lassen müßte:
Ich tönte wohl in ewigem Sehnsuchtslied,
Wie jene Muschel dort der Meeresküste!

Ein Wildbach, Geliebte!
Ein brausender bin ich.
Ich knicke die Tannen
Und sprenge die Felsen,
Und donnre und wettre,
Entfesselt im Aufruhr,
Und stürze hinunter
Vom hohen Gebirge,
Der steinernen Heimat,
Zum blühenden Thale,
Voll Lieder und Düfte;
Denn du, o Geliebte!
Bist blühendes Thal mir.
Du bebst und erzitterst
Vor meiner Umarmung
Und kannst nicht verscheuchen
Den rasenden Freier,
Und duldest hingebend
Die stürmische Werbung. —

Doch sammeln die Schäume,
Milliarden von Perlen,
Sich mälig im Grunde,
Und lehne ich wonnig
An pochender Brust dir:
Dann formen die Fluten,
Die stäubenden, tollen,
Sich leise zum Spiegel
Aus blauem Krystalle;
Die Tannen und Felsen,
Sie lugen hernieder
Vom hohen Gebirge,

Rudolph Johann Hirsch.

Und sehen sich nickend
Im friedlichen Weiher.
Du selber erblickest
Mit holdem Erschrecken
Die sprühenden Augen,
Die kirschrothen Wangen,
Die flatternden Locken,
Den wogenden Busen,
Dich selber im Spiegel
Und kannst es nicht glauben,
— Dein Köpfchen leis' schüttelnd —
Der rasende Wildbach
Sei fügsam geworden,
Ein flüssiger, blauer,
Gefesselter Himmel,
Und trage geduldig
Sogar auf der Fläche
Die tanzenden Blätter,
Womit ihn umgaukeln
Die neckenden Lüfte.

Rudolph Johann Hirsch.

Balladen und Romanzen.

(Zwei Theile. Dritte Auflage. Wien 1858. Hügel.)

Der Schiffsball vor Genua.

Im Hafen ruht die herrliche Fregatte,
Hellrothe Flaggen wehn von ihren Masten;
Neugierig lauscht das Meer, das spiegelglatte,
Und trägt gehorsam jene stolzen Lasten.

Mit Wappen, Schildern, Fahnen, bunten Tauen
Ist seltsam ausgeschmückt des Schiffes Runde;
Man glaubt von fern ein Maskenzelt zu schauen,
Das Mummenschanz verbirgt in seinem Grunde.

Von blumigen Gewinden ist's umkettet,
Ringsum von duftgen Kränzen eingeschlossen,
Als läg's in einem Blüthenhag gebettet,
Der märchenhaft der blauen See entsprossen.

Und tausend Lampen an dem Borde sprühen,
Rings auf den Masten, auf den Segelstangen;
Leuchtkäfern ähnlich, die mit sanftem Glühen
In der Johannesnacht auf Blumen hangen.

Musik erschallt im Schiff von Hörnern, Geigen,
Kaum will sich selber heut das Auge trauen;
Es tanzt auf dem Verdeck in schmuckem Reigen
Die schöne Welt von Genua's Herrn und Frauen.

Rudolph Johann Hirsch.

Entboten ward von Albions Admirale
Der Flor von Genua zu dem heut'gen Feste,
Das er auf schwankem Kiel, mit Tanz und Mahle,
Beschickt zu Ehren seiner edlen Gäste.

Und was die Stadt nur barg des Reichen, Schönen,
Das hat zum seltnen Ball sich eingefunden;
Wie schwelgen sie in Lieb und Wein und Tönen,
Wie fliehen heut die Stunden gleich Secunden! —

Und auf dem Schiff nur Einer unter Allen,
Nur Einer darf die Lust nicht mitgenießen;
Er ist des Kerkers dumpfer Nacht verfallen
Und Fesseln seinen wunden Leib umschließen.

Es ist ein Mohr. Mit schweren Geißeltauen
Ließ ihm der Admiral, ob leichter Fehle,
Den Tag zuvor den Körper wund zerhauen,
Daß ihm der Tod fast zugeschnürt die Kehle.

Er liegt im Schiffe drunten an dem Seile,
Gleich einem Thiere in des Metzgers Stalle,
Das, halb getroffen von des Rohen Beile,
Erstehen nimmer kann von seinem Falle.

Er hört den Jubel, hört das Lustgebrause,
Wie überm Haupt ihm jetzt die Weißen springen,
Indeß er drunten in der Kerkerklause
Zu ihren Füßen mit dem Tod muß ringen.

Wie Sterbehohn klingt ihm das Liederschallen
Und peitscht zur Rache ihn mit gift'gen Nesseln,
Da braust er auf mit dumpfem Rachelallen,
Und sprengt mit Einem seine blut'gen Fesseln.

Rudolph Johann Hirsch.

Er will, bevor es geht mit ihm an's Sterben,
Um sich die letzte Stunde süß zu würzen,
In gräßlich ungeheueres Verderben
Die weiße Brut, den alten Erbfeind, stürzen.

Er hat's erfaßt mit fieberischem Sinne,
Und er versucht, sich weiter fortzuschleppen,
Und windet sich gleich einer schwarzen Spinne,
Ganz unbemerkt hinan des Schiffes Treppen.

Dort blickt er um: »Ha! ha! die Freudenbrände!
Die Blumen und der Wein, die knappen Mieder!«
Dann hascht ein Lämpchen er vom Schiffsgelände
Und taucht wie Schatten stumm zur Tiefe nieder. —

Musik erschallt im Schiff von Hörnern, Geigen,
Kaum will sich selber heut das Auge trauen;
Es tanzt auf dem Verdeck in schmuckem Reigen
Die schöne Welt von Genua's Herren und Frauen.

Es kreisen Becher, klingen die Pocale,
Als könnt's auf Erden Glückliche nur geben,
Und Alles gibt Bescheid dem Admirale,
Der eben ließ die gold'ne Freiheit leben.

Doch plötzlich scheint die Luft dem Schiff entglitten
Und bleicher Schreck malt sich in Aller Blicken:
Der blut'ge Mohr steht in der Tänzer Mitten
Und klatscht den Tact mit höllischem Entzücken.

Der Admiral gebeut von Zorn durchdrungen:
»Fort mit dem Scheusal! werft es auf die Latte!«
Da kracht's, als wär die Erd entzweigesprungen,
Fliegt in die Luft die herrliche Fregatte.

Rudolph Johann Hirsch.

Freimannsage.

Im Lehnstuhl der Freimann am Tische saß,
Und hob in die Höhe das Deckelglas.

»Heut eben, da sind es sechzehn Jahr,
Daß Hannchen, mein Herzblatt, geboren war.

So trink ich dir zu den schäumenden Wein,
Mein feines, herzinniges Töchterlein!

Denn all meine Freude bist ja nur du,
Und drückst mir einst kindlich das Auge zu!« —

Und wie er anstoßend das Glas erhob,
An seinem das ihre in Scherben zerstob.

Und grell aus dem Erker, im eichenen Schrank,
Ein schauriges Pochen und Aechzen erklang.

Entsetzt fuhr der Freimann vom Tische empor,
Vernehmlich das Rasseln berührte sein Ohr.

»O heiliger Christ! dort im eichenen Schrank
Bewahr ich mein Richtschwert, so blink und so blank.

Und, wenn sich die Klinge von selber rührt,
Ihr Eisen ein blutiges Opfer verspürt.« —

Die Tochter verließ seine Kammer entsetzt;
Zur Vesper, sie lispelte, läuten sie jetzt.

Doch wankte sie einsam zum Buchenwald,
In Schmerzen gebrochen die zarte Gestalt.

Rudolph Johann Hirsch.

Spät Abend erst, leichenblaß, kam sie zurück,
Ein Irrlicht, so schweifte verloren ihr Blick. —

Frühmorgens erzählte das Hausgesind,
Im Buchenwald fand man ein todtes Kind.

Es lag zwischen Linnen, gebettet weich —
Die Häscher bemerkten die Spuren sogleich.

Sie drangen geschäftig zum Freimann hinein
Und schleppten zum Kerker sein Töchterlein.

Und greller und schneller im eichenen Schrank
Das schaurige Pochen und Aechzen erklang . . .

Es hat sich der Alte unsäglich gegrämt,
Der Schreck hat ihm Hände und Füße gelähmt.

Sein Knecht war ein junger, ein schmucker Gesell,
Dem rannen die Thränen vom Angesicht hell.

Die Schöffen geboten: »Schneid ab ihr das Haar,
Zum Richtplatz die Metze, die Mörderin fahr!

Und daß du dein Handwerk gelernt auch recht,
Erweis an der Hanne, du zierlicher Knecht!« —

Zu Boden ihn schmettert der Schöffen Geheiß —
Ach! was ihn vernichtet das Mädchen nur weiß.

Sie aber ihm nahet gar milde und spricht:
»So komm doch, wir gehen zusamm' in's Gericht!«

Rudolph Johann Hirsch.

Im Spielberg.

Es war ein Fürst im deutschen Reich,
Den Besten aller Zeiten gleich.
Der trat zum Herrn und Knechte ein,
Ein Vater jedem Kind zu sein;
Der pflügte selbst mit eigner Hand,
Daß man den Bauer ehr' im Land.

Nach Brünn einst seinen Weg er nahm
Und in die Veste Spielberg kam.
Er stieg von seines Thrones Höh'n,
Der Menschheit Abgrund anzuseh'n,
Ob dort die strenge Kerkerwelt
Nach seinem milden Sinn bestellt.

Sie führten ihn von Ort zu Ort,
Er sprach manch weises, gold'nes Wort,
Bis man ihm schonend angesagt:
Im Kellergrund, wo's niemals tagt
Und ewig Nacht entgegen klafft,
Dort sei die schwerste Kerkerhaft.

Wie dies der edle Fürst gehört,
Den Ort er gleich zu sehn begehrt,
Und schritt bei hellem Fackelschein
Durch das Gehöft zum Kerker ein.
Als sich die Eisenthür erschloß,
Ihm Moderluft entgegenschoß.

Tief drunten an der Mauerwand
Der Schreine lange Reihe stand.
Der Schrein im Raum drei Schuhe maß,
Darin gebückt das Opfer saß;
O Schreckniß! die der Kerker barg —
Ein Raum, zu kurz für einen Sarg!

Rudolph Johann Hirsch.

Weh dem, der über jenen Pfad
Das schauerliche Bret betrat.
Er sah den lieben Sonnenstrahl,
Indem er kam, zum letzten Mal,
Und hat in jene Doppelnacht
Der Kirche Trost schon mitgebracht.

Zusammgekauert dort er lag
Und wußte nicht, was Nacht was Tag,
Und dort noch hat der Ketten Last
Lebendig ihn zerrieben fast.
Was man ihm durch die Lucke bot,
War täglich Wasser nur und Brot.

So lag er namenlos gequält,
Bis er in kurzer Frist entseelt.
Man hat den Todten erst verspürt,
Fand man die Atzung unberührt;
Dann griff der Freimann in den Schrein
Und grub ihn auf dem Anger ein.

Wie dies der große Kaiser sah,
Stand tiefen Ernstes lang er da
Und was er fühlt, hatt' er nicht hehl,
Er gab dem Schließer den Befehl:
„Sperr mich in solch 'nen Käfig ein,
Und laß mich eine Stund allein!“

Erschreckt der alte Schließer stand,
Ihm zitterte die welke Hand,
Bis wiederholt des Kaisers Mund
Ihm gab den festen Willen kund.
Da hat, zu Thränen er gerührt,
Was ihm geboten, stumm vollführt.

O Josef! Josef! heilig Blut,
Voll wunderbarem Kaisermuth!

Rudolph Johann Hirsch.

So strahlend aus dem Wolkenflor
Trat nie die gold'ne Sonn' hervor,
Wie heute deine Majestät
Aus jenem Kerker, nachtumweht!

Und also sprach der Kaiser klar:
»Ich fühl, was mir die Stunde war.
Das ist kein irdisches Gericht,
Der Kerker war, sei fürder nicht,
Ich schritt der letzte Mensch hinein,
Laßt ewig ihn verschlossen sein!«

Bild aus der Wüste.

Im heißen Wüstensande, halb verschmachtet,
Ein Jüngling ruht; was seine Blicke gleiten
In Nah und Ferne, was er sinnt und trachtet,
Er ist umstarrt von todten Einsamkeiten.

Ihn hat sein allgewaltig treues Lieben
Für die Natur, mit steigendem Entzücken
Nach immer fernern Landen hingetrieben,
Bis hier er fühlen sollte ihre Lücken.

Ein Märchen wärs, hier eine Rose finden,
Zum Wunder würde hier des Vogels Singen;
Für Himmelsmanna möcht' es Jeder künden,
Säh frische Quellen wo der Wandrer springen.

Was frische Quellen? ach, nur eine Quelle!
Wie möchten freudig ihm die Pulse klopfen!
Was eine Quelle? ach! nur eine Welle,
Was eine Welle? ach! nur einen Tropfen!

Rudolph Johann Hirsch.

Schon eine Wolke, wie ein Vließ, noch kleiner,
Als hoffnungsreich des Wandrers Blick erschiene:
Gewiß! hier tauschte solch ein Wölkchen Keiner
Mit einem prächtgen Königshermeline.

Doch, fruchtlos ist sein Hoffen und sein Beten,
Im ewgen Blau nur Sonn- und Sternenfeuer!
Er hört den Tod schon an sein Lager treten,
Und, ach! das Leben ist ihm doch so theuer.

Da plötzlich sieht er, früher unbeachtet,
Sein treues Thier sich regen ihm zu Füßen;
Und, wie er es mit stummer Qual betrachtet,
Scheint ihn aus seinem Aug ein Trost zu grüßen.

Vor ihm der Wüste wandelnde Cisterne,
Sein treu Kameel liegt, ängstlich hingekauert,
Als hülf es seinem armen Herren gerne,
Und wüßte gut, warum der Mensch hier trauert.

Rasch greift er nach dem Säbel an der Seite:
»Triumph! die Quelle rauscht, wohlan, sie springe!«
Doch, ob mit seiner Brust im Widerstreite,
Entgleitet seiner Hand die scharfe Klinge.

»Du hast mich zweimal rettend fortgetragen,
Als mich der Tod verfolgte auf der Sohle;
Es sollte jetzt dich meine Hand erschlagen,
Daß ich aus deinem Leib den Trunk mir hole?

Als Freund, als Bruder hab ich dich gehalten,
Der mich befreit aus ewgen Sclavenschlingen,
Und sollte dir zum Lohn den Schädel spalten?
Ein Andrer mags, ich kann es nicht vollbringen!

Und ob auch mälich schwinden meine Sinne,
Und ob ich selbst mich thöricht möchte schelten:
Zieh hin, nimm dir die Freiheit zum Gewinne,
Nie kann mit Tod der Treue ich vergelten!« —

Er sprichts und schließt die müden Augenlider
Und blickt der Sterbestunde dumpf entgegen;
Da senkt mild lächelnd, tröstend sein Gefieder
Auf ihn der Schlaf mit stillem Zaubersegen. —

Er schläft. Indeß aus ihrer Wolkenaue
Erbarmend tritt die junge Morgenröthe,
Und tränkt die Welt mit überreichem Thaue,
Und träuft ihm Rettung ein, die heißerflehte.

Ein farbig Leben blitzt im Wüstensande —
Ein Reiter sprengt zurück. Mit süßem Bangen
Denkt er ans Wiedersehn im Heimatlande,
Und eine Thräne netzt die braunen Wangen!

Der Schatz am Vesuv.

Schlummernd in des Baumes Schatten
Und von Liedern eingewiegt,
Auf den weichen, grünen Matten
Oft ein Wandrer sorglos liegt:
Während in des Baumes Wipfel,
Schlau zu dichtem Knäul gekauert,
Eine Schlange hängt im Gipfel,
Und auf ihn als Beute lauert.

Rudolph Johann Hirsch.

So an des Vesuves Fuße
Hängt der Kranz von Zauberhainen,
Die im Schönheitsüberflusse
Ird'sche Paradiese scheinen:
Während hoch im Bergesrachen,
Listig, stumm und wie gebrochen,
Tausend Flammenhydern wachen,
Mord und Tod der Pflanzung kochen.

Wenn der Mensch dann hingegeben
Der Natur melod'schem Rufe,
Bricht es unter Donnerbeben
Aus dem tückischen Vesuve;
Spein die Feuerriesenschlangen
Aus uraltem Felsenhafen
Auf die Gegend, schlafverfangen,
Hin ihr Herzblut, ihre Laven.

Nun, was in verklungnen Tagen
Der Vesuv in Nacht verstreute,
Müht, der Erde abzujagen
Sich der Mensch, und scharrt nach Beute;
Wühlt die Gräber, längst verschlossen,
Auf in gierig heißem Walten,
Wühlt und schaufelt unverdrossen
In des Flammenberges Spalten. —

Und so wars denn auch geschehen,
Daß sie gruben in dem Grunde,
Und durchbrachen Lavahöhen,
Abzufordern Goldeskunde.
Nicht zur Villa eines Großen,
Diesmal ist der Gräber Spaten
Auf ein klein Gehöft gestoßen,
In der Armuth Kreis gerathen.

Rudolph Johann Hirsch.

Nichts von Urnen, Gemmen, Ringen,
Goldnen Münzen, goldnen Götzen,
Von den vielersehnten Dingen,
Nichts von den geträumten Schätzen.
»Ha! noch dort ist eine Pforte,
Eine nicht erbrochne Thüre!«
Sprechen sie mit frohem Worte,
»Laßt uns sehn, wohin sie führe.«

Nun, die Thür ist aufgegangen,
Und an ihrer engen Schwelle,
Augen hohl, entfleischt die Wangen,
Lehnet ein Geripp zur Stelle.
Und in seinen Knochenhänden,
Um das Herzblatt eng gedrungen,
Hält es wohl geheime Spenden
In ein linnen Tuch geschlungen.

»Ei! so bargst du hier den Götzen!«
Lachen plump die Nachtgesellen;
»Nun heraus mit deinen Schätzen,
Sollst uns nicht den Fang vergällen!«
Und als könnt' es nicht verschmerzen,
Weil man ihm entreißt das Seine,
Was so lang es trug am Herzen,
Bricht zusammen das Gebeine.

Ja, das Tüchlein ist verwittert,
Das ihr Wahn mit Schätzen füllte,
Und sie schleudern fort, erbittert,
Jene Gaben, die es hüllte.
Lagen doch nur in der Binde,
Schätze für die Rohen keine —
Nur der Staub von einem Kinde,
Eines Säuglings Todtenbeine!

Doch mich dünkt, der Schätze keiner
Ließe sich auf Erden finden,
Köstlicher und menschlich reiner,
Als in jenen finstern Gründen:
Wo, vom Todesarm umkettet,
Eine Mutter ohne Beben
Ihren Säugling, weichgebettet,
Mit sich trug ins ew'ge Leben!

Des Finklers Weib.

Des Finklers Weib war jung und schön.
Ein Maientag schien die Gestalt,
So frisch wie junges Grün im Wald;
Und hat ihr Eines nur gefehlt,
Was erst das Weib so ganz beseelt:
Wenn es sich wonnig niederbeugt,
An eigner Brust ein Kindlein säugt,
Und seine neue Liebeswelt
Verklärt in beiden Armen hält.

Sie saß im Wald gar oft allein,
Die Blicke lauschend hingekehrt
Zum nachbarlichen Vogelherd,
Wenn in dem Netz, im hänfnen Ring
Sich Vögelein um Vöglein fing;
Dann hat sie selbst den Draht gespitzt,
Auf glüh'nden Kohlen ihn erhitzt
Und hat mit grausam kalter Hand
Der Opfer Augen ausgebrannt.

Denn also ist des Finklers Brauch:
Daß er im Herbst den Vogel fängt,
Ihn blendet und mit Nacht verhängt;

Rudolph Johann Hirsch.

Ihm einen langen Winter lügt
Und um den süßen Lenz betrügt;
Auf daß der Flattrer, irrgeführt,
Die rauhen Lüfte nicht verspürt,
Und frühlingstoll im Herbst frohlockt
Und Beute in das Netz ihm lockt. —

Und als um jene Zeit es war,
Wo jede Frucht vom Baume fällt,
Gezeitigt unterm Himmelszelt,
Da fühlt es auch des Finklers Weib,
Daß Gott gesegnet seinen Leib.
Sie hat am Herd den Draht gespitzt,
Mit glüh'nden Kohlen ihn erhitzt, —
Als sie gebar ein holdes Kind,
Doch wars an beiden Augen blind.

Wer schildert wohl der Gatten Schmerz?
Ihr lieblich Kind, ihr erstes Kind,
Und an den beiden Augen blind!
Hier half kein Rath, kein Menschenwitz,
Nur Gott verschenkt des Lichtes Blitz.
Von ihrem Weh und ihrem Ach
Ward jedes Felsenecho wach —
Doch wie der Mutter Thräne floß,
Der Knabe nicht das Aug' erschloß!

Da kam des Wegs ein Klausner her:
»Der Zufall, Weib! der war es nicht;
Der Herr geht mit dir ins Gericht,
Der in das Herz des Menschen sieht,
Ob es in seiner Liebe glüht.
Es ist dem milden, frommen Weib
Dein Werk ein böser Zeitvertreib;
Was du gethan des Vogels Brut,
Bestraft der Herr an deinem Blut!« —

Rudolph Johann Hirsch.

Es warf das Weib sich auf die Erd,
Und raufte sich das lange Haar:
»Weh mir, daß ich so grausam war!
Ach, war ich doch mir unbewußt
Der wunderseligen Mutterlust.
Wie möcht' ich jedem Vögelein
So gern mein eignes Auge leihn,
Gäb ich des Lichtes höchstes Glück
Nur meinem armen Kind zurück!« —

Sie hat wohl Tag und Nacht geweint
Und nahm zur Hand den Rosenkranz,
Und war die Lieb' und Milde ganz!
Sie hat den Himmel angefleht,
Daß er verzeih; doch war's zu spät.
Ihr armes Kind am Leib verdarb,
Und bald in ihren Händen starb;
Es war genau zu jener Zeit,
Wo schon der Wald im gelben Kleid. —

Das war das Loos der Finklerin!
Im Herbst' der Vögel Scheidelied
Erfüllte quälend ihr Gemüth;
Und weiter in dem Erdenland
Sie keine heitre Stunde fand.
Es blieb dem schönen, bleichen Weib
Unfruchtbar stets der schlanke Leib,
Obgleich sie nie dem Vogelherd
Ihr Auge wieder zugekehrt.

Rudolph Johann Hirsch.

Stimmen des Volkes.

(Dritte Auflage in vier Sprachen. Wien 1854. Braumüller.)

Der Mutter Dank. *)

Sie schmückten ihn mit Orden, Band um Band,
Ein Ringlein nur gab ihm der Mutter Hand.
Das Ringlein ist gar einfach, ist gar schlicht,
Ein Reifen, ein Türkis d'ran, and'res nicht.
Der Reifen golden und ein Steinchen, blau —
Hat bessern Lohn nicht jene hohe Frau?
Doch was der Stein verbirgt, was drunter liegt,
So leicht auch, jedes Kleinod überwiegt.
Die Kapsel springt, der Schatz wird offenbar:
Ein Löckchen ist's, des Kaisers blutig Haar! —
Sag an, wofür Dir nur das Ringlein feil?
Was mein, ist Dein, wird mir der Ring zu Theil.
Ei, schien er vorschnell Dir beinah' wie Tand?
Lies erst, was eingegraben an den Rand.
»Vergelt es Gott!« so steht's geschrieben hier —
Ach, Thränen stürzen aus den Augen mir!
Glückselig, daß der Ring, so einfach, schlicht,
Denn schöner lohnen kann die Erde nicht!
Und Heil der Mutter, die mit solchem Preis
Des Dankes heil'ge Schuld zu zahlen weiß!

*) Erzherzogin Sophie an Graf O'Donell.

Rudolph Johann Hirsch.

Eulenspiegels Tagebuch.

(Pest. 1856. Heckenast.)

Letztes Bedürfniß.

Gewinner eines Loses,
Des großen, geworden war
Mein Freund Hersch Anselm Moses;
Der sprach zum Antiquar:

Bin jetzt ein Mann von Tone,
Bin wie der Rothschild möblirt,
Das funkelt in meinem Salone,
'S ist Alles enchantirt.

Es kümmen gescheidte Leute
Und Künstlerbagage zu mir,
D'rum senden Sie mir noch heute
Zwei Centner Letteratür!

Saubere Welt.

Gib vom Gulden neunundfünfzig Kreuzer,
Wie's geziemen mag dem besten Christen,
Und behalt für Dich den letzten Kreuzer —
Und man nennt Dich einen Egoisten.

Rudolph Johann Hirsch.

Gib von deinen Kleidern Hut und Mantel,
Und dein Haus, daß warm d'rin And're nisten,
Und bewahr für Dich nur ein paar Strümpfe
Und man nennt Dich einen Egoisten.

Hast Du nichts, dann borg und geh versetzen,
Sorg für And're, Stern der Optimisten!
Und kannst Du zum Schlusse nichts mehr schaffen,
Schimpft man Dich den alten Egoisten!

Die lieben Verwandten.

Also, Gustav! wirklich, bist Du's?
Ach, gelobt sei Jesus Christus!
Fortgezogen ohne Hemde,
Kehrst Du reich nun aus der Fremde!

Melden sich da Vetter, Muhme,
Will ein Jedes eine Krume. —
Soll er all' die Hundert speisen,
Kann er gleich nur wieder reisen.

Gustav spricht: Gott schützt' im Nile
Mich vor einem Krokodile;
Schütz' mich, Herr! jetzt vor den Tanten
Und dem Zahn' der Anverwandten!

Karl Beck.

In dem unansehnlichen Städtchen Baja, der ungarischen Gespanschaft Bács angehörig, wurde Karl Beck im Jahre 1817 geboren. Er stammt von israelitischen Eltern, wurde jedoch in früher Jugend dem evangelischen Kirchenverbande einverleibt. Somit wehen uns auch häufig aus seinen Gedichten alt- und neutestamentarische Weisen entgegen. In seiner Umgebung waren nur die vollen Klänge der Magyarensprache heimisch, sie sangen das Kind ein, sie riefen es am Morgen wach; erst in seinem neunten Jahre eignete er sich die fremde deutsche Sprache an, und zwar in einem so bewunderungswürdigen Grade, daß er sie besser handhabt wie die meisten seiner deutschgeborenen Sangesgenossen.

Ungeachtet seine Eltern dem Kaufmannsstande angehörten und ihren Sohn gerne auf derselben Bahn gesehen hätten, so wurde ihm doch der Besuch des Gymnasiums in Baja gestattet, wo er bis zu seinem zwölften Jahre blieb.

Wie spinnt sich das Leben eines Knaben auf der Schule ab? Der Eine wie der Andere brütet über alten Büchern und ewigjungen muthwilligen Streichen. Beck soll, so weit wir hören, bezüglich seines Fleißes sowohl als seiner Unbändigkeit stets erste Vorzugsclassen erhalten haben. Er soll, in schroffem Gegensatze zu seinem spätern düstern und schweigsamen Wesen, ein heiterer, vor allem aber ein überaus wilder Knabe gewesen sein. Springen, klettern, raufen, — es ging nichts darüber! Oder — seine Eltern lebten damals in mehr als glänzenden Verhältnissen — er tummelte im weiten Hofraum sein Lieblingsroß, oder er lief vor das



Karl Beck.

In dem [illegible]
schaft Bács angehörig [illegible]
stammt von [illegible]
evangelischen [illegible]
aus seinen [illegible]
seiner Umgebung [illegible]
heimisch, sie [illegible]
seinem [illegible]
und [illegible]
handhabt [illegible]

Ungeachtet [illegible]
Sohn [illegible]

[illegible]



Karl Beck

Städtchen auf den Sandberg, um mit seinen theuern Zigeunern zu verkehren.

Er dichtete als Knabe von zwölf Jahren sein erstes Gedicht, aber er wählte die vollen kräftigen Klänge der ihm liebgewordenen und vertrauten lateinischen Sprache.

Was in ihm glühte, sollte auch in Flammen der Außenwelt kund werden — er besang den Aetna.

Ob nun die Herren Professoren die hohe dichterische Begabung in dem Kinde erkannt, ja ob dieselbe überhaupt schon dazumal durchgebrochen war, oder ob die Correctheit seiner Latinität die Richter über die Schale den Kern vergessen ließ, wissen wir nicht, aber der Herr Erzbischof von Kalocsa, der eben eine Inspectionsreise machte, beschenkte den Sänger für dieses Gedicht mit einem goldenen Kreuze.

Um diese Zeit begann Beck das Studium der deutschen Sprache und zwar mit dem größten Eifer, um sich sobald und tief wie möglich in die Werke der Herren Lafontaine, Kramer, Spies versenken zu können, über die er ohne Wahl und Ansehen herfiel, wie vordem über die Autoren des classischen Alterthums. In diesen Schriften ging ihm eine neue Welt auf, und wie zweifelhaft der Werth dieser Romane auch sein mag, — sie regen eine jugendliche Phantasie doch ungemein an; wir weinen bitterlich bei den geschilderten Schmerzen und jauchzen auf bei der gedruckten Wonne, und wäre das alles auch noch so verschroben, so unnatürlich und gewaltsam herbeigeführt.

Romane, Gedichte, Schauspiele, alles was lesbar war, wurde förmlich verschlungen, jede freie Zeit wurde dieser Lectüre gewidmet und wo möglich auch die unfreie. Geister drängten sich in alle seine Gedanken und Empfindungen, in seine wirklichen und wachen Träume.

Beck's Eltern beschlossen nach Pest zu übersiedeln und dort ein ausgedehnteres Geschäft zu begründen.

Jetzt sollte der erste Schmerz mit sengendem Athem durch die Seele des Knaben wehen. Künstlernaturen werden die geheimnißvollen Regungen des Herzens früh verständlich. Der Philister gründet freilich erst ein Geschäft und hat er das in befriedigenden Gang gebracht, so geht er hinaus auf die Straßen, um sich eine Gefährtin zu suchen, ihm gleich an Gesinnung und Gewöhnlichkeit.

Beck hatte ein Ideal gefunden, ein Mädchen, das sein ganzes Denken und Empfinden erfüllte, ein Kind so wie er, eine Tochter der Wild-

niß mit nußbraunen Augen, schwarzen Haaren und milchweißen Zähnen, eine Zigeunerin, wohl ein bischen wild, trotzig und verwahrlost, aber die Kinder liebten sich nun einmal in ihrer Art und glaubten kaum sich trennen zu können. Nun, sie trennten sich doch und fanden sich nie wieder. Was aus ihr geworden, wer weiß es? Vielleicht eine von Dorf zu Dorf ziehende Sibylle, die den Bäuerinnen prophezeit und keine Ahnung hat, daß sie in den Gesängen ihres Freundes lebt. Es ist Juliska, die im »Janko« ein unvergängliches Denkmal erhielt.

In Pest wandte sich Beck völlig der deutschen Sprache zu, und beschäftigte sich vornehmlich mit Abhandlungen philosophischen und religiösen Inhaltes. Dabei vernachlässigte er aber seine Schulstudien keineswegs, sondern betrieb dieselben mit solchem Fleiße, daß er schon nach zurückgelegtem sechzehnten Jahre die philosophischen Studien, jetzt Obergymnasium, absolvirt hatte und die Universität beziehen konnte. Er ging nach Wien, um sich dem Studium der Medicin zu widmen.

Hier fand er einen Freund, der sich dem jüngeren Genossen mit aufrichtiger und inniger Neigung verband. Es war Jacob Kaufmann, der durch seinen sichtenden Verstand, seine scharfe Kritik und seinen gebildeten Geschmack auf die geistige Entwicklung Beck's einen wesentlichen Einfluß übte. Unter Ebersberg's Aegyde erschienen nun in den »Feierstunden« die ersten poetischen Versuche und lenkten schon damals die Aufmerksamkeit auf den jungen Dichter.

Es war nicht in den Sternen geschrieben, daß Beck Hand an das Leben seiner Mitmenschen legen sollte, denn als er mit leidlichem Erfolge das erste Jahr der Medicin zurückgelegt, brachte ihn im zweiten ein heftiges Nervenfieber dem Grabe nahe. Lange auf der schmalen Brücke zwischen Tod und Leben schwankend, ward er endlich dem Dasein wieder gewonnen, aber die Aerzte riethen ihm auf das Dringendste alles Studiren gänzlich zu meiden, oder es wenigstens für längere Zeit zu vertagen. Dem innigen Wunsche seiner Eltern, die sich nach dem halb Verlornen immer mehr sehnten, nachgebend, kehrte er nach Pest zurück, und arbeitete ein volles Jahr in dem Comptoir eines befreundeten Kaufmanns.

Indessen hatte sein Geschmack sich geläutert und er wandte sich einer edleren Lecture zu. Es waren die Meisterwerke der deutschen Classiker, unter den Engländern Shakespeare und Scott, unter den Italienern Ariosto, die ihn vorzugsweise anzogen.

Was soll der Poet hinter dem Zahltisch? Strazzen und Haupt-

bücher sollten seine heiligen Schriften sein, statt Sylben und Füße sollte er Thaler und Gulden zählen, statt seiner geliebten Bücher sollte er Wechsel, Bestell- und Frachtbriefe lesen. Das schien ihm ungereimt, und mit sich und seiner Stellung unzufrieden geworden, begab sich Beck nach Leipzig, dem Eldorado aller jungen Schriftsteller, wo jeder das goldene Vließ sucht und die Meisten schließlich ein ganz gewöhnliches Schaffell finden.

Beck suchte einen Verleger, fand aber keinen, natürlich sein Name war nicht bekannt und die Herren Buchhändler gehen gerne sicher. Dem Werdenden weichen sie aus, er mag das Beste liefern, hat er sich aber einmal ein gewisses Ansehen erworben, dann laufen sie ihm nach und für Jeden soll er dann schreiben.

In Kühne's Zeitschrift: »Die elegante Welt« erschienen »Die gepanzerten Lieder«, Klänge voll Kraft und Feuer, reich und werthvoll, aber auch diese fanden nur taube Buchhändlerohren, bis 1837 in der genannten Zeitung das Gedicht »Die Eisenbahn« erschien. Der prophetische Ton, womit dieses Lied die ganze Sendung des Dampfes und der Eisenschiene besingt, erregte Aufsehen, enthusiasmirte, und es dauerte nicht lange, so fanden sich auch honorirende Verleger ein.

Im Jahre 1838 erschienen die Gedichte: »Nächte« mit dem Beititel »gepanzerte Lieder«, welche durch den frischen Duft, der ihnen entströmte, durch ihre studentikose Keckheit, ihren Farbenreichthum und ihre Bilderpracht die größte Theilnahme erregten, mit Begeisterung gelesen wurden und die Aufmerksamkeit auf den Sänger lenkten, der, ein wildes Studentenleben führend, bei den Commercen Keiner der Letzten, mit seinen gewaltigen Sporen durch die Gassen klirrte und von großen Hunden beständig begleitet war.

In all diesem Treiben wurde aber doch ein edlerer Umgang nicht versäumt. An Gustav Kühne schloß er sich innigst; mit Kaufmann, der mittlerweile in Leipzig eintraf, war er brüderlich verwachsen. An Ottilie von Goethe, der Schwiegertochter des Altmeisters, einer geborenen Gräfin Pogwisch, hing er mit kindlicher Seele. Die hohe, ausgezeichnete Frau lud den gepanzerten Sänger nach Weimar.

Wo Goethe, Schiller, Wieland, Herder athmeten und ihre Werke schufen, Weimar war für den Dichter eine geheiligte Stätte.

Im anziehenden Umgange mit jener geistreichen Frau, in innigem Verkehr mit ihren Söhnen, den Enkeln des großen Todten, Wolfgang und

Karl Beck.

Walter. in deu Kreisen der hohen Aristokratie, trotz Koller und Kanonen, Schnurenrock und Sporen, gern gesehen und verhätschelt, verflossen Beck's Tage. Im Hause Goethe's wohnend empfing er mit jedem Schritte, mit jedem Athemzuge die mächtigsten Eindrücke, und auf diesem classischen Boden entstand »der fahrende Poet«, ein Liederkranz, der gegen die »Nächte« einen bedeutenden Fortschritt der Form wie der Wesenheit nach beurkundet, einen geläutertern Geschmack, eine tiefere Anschauung darlegt. Keime waren zu herrlichen Blüthen geworden, und Gutzkow nannte in einer glänzenden Kritik den einundzwanzigjährigen Dichter den deutschen Byron. Bald darauf erschien ein Bändchen zarter »Stiller Lieder«.

Bei all diesem rastlosen Schaffen, bei der verzehrenden Glut, die den Poeten und Beck insbesonders innewohnt, mußte sein Körper sich immer mehr erschöpft fühlen, und um einem werdenden Uebel in der Geburt zu begegnen, ging er in das Nordseebad nach Helgoland. In Hamburg fand er Gutzkow und Wienbarg.

Hamburgs geschäftiges zerstreuendes Leben, das fleißige Benützen der Seebäder übten ihren heilsamen Einfluß, und kräftiger, ruhiger sah Leipzig den fahrenden Poeten wieder, der nun mit größtem Eifer Naturwissenschaften und Geschichte trieb.

Eine liebenswürdige Familie, die des Banquiers Harkort, nahm ihn wie ein Kind des Hauses auf; hier lernte er auch den Fürsten Friedrich Schwarzenberg, den »verabschiedeten Lanzknecht« kennen, dessen lebensvolle Skizzen allgemeinen Anklang fanden.

Das rege Leben, welches uns aus Karl Beck's Liedern entgegenleuchtet, das sollte einmal wirklich gestaltet erscheinen, er wollte sich auch im Drama versuchen. Die gewaltigen Gestalten des alten Testamentes übten neuerdings ihre Anziehungskraft, und so entstand reich an poetischen Schönheiten das Drama »Saul«, wiederholt mit großem Beifalle gespielt, das jedoch Gutzkow sehr mißgünstig besprochen hatte und später vom Verfasser wohl mit Unrecht von der Bühne zurückgezogen wurde.

Es treten im Leben eines Poeten Momente ein, wo die Phantasie in ihm gänzlich eingeschlafen scheint; seine Gedanken schweifen abwärts, nichts will sich gestalten und lebendig in die Erscheinung treten, — dann aber strömt wieder die ganze Macht des Gesanges über ihn, überall ein Duften, Blühen und Strahlen, alles ist erhoben und veredelt, jede Begegnung, jeder Anblick bringt ein Lied; solch eine Zeit

der Weihe war es, als Karl Beck innerhalb vier Wochen seinen Liederroman »Janko« schrieb. Vielleicht hat ihn während dieser Arbeit der Geist der Heimat mächtiger denn je umweht, ihm die lieben Klänge ins Gedächtniß zurück gerufen; genug, es wurde die Sehnsucht in ihm, die Seinigen, sein Vaterland wieder zu sehen, immer reger, und den es früher rastlos hinausgetrieben in die Ferne, der kannte jetzt kein anderes Glück, als am heimischen Herde wieder mit den Seinigen zu leben.

Nach einer Abwesenheit von sechs Jahren erhielt Beck 1841 einen Paß von der Regierung, um wieder nach Hause zurückzukehren. In Pest betheiligte er sich an dem Journale »Der Ungar«, hatte aber dabei viel des Widerwärtigen zu erfahren, er konnte sich nicht mit dem verwilderten Geschmacke der damaligen Leserkreise befreunden. Das deutsche Element in Ungarn war kläglich. Ueberdies wurde er vielfach von den sogenannten Patrioten angefeindet, weil er, der geborne Ungar, in deutscher Sprache schrieb, und doch waren es gerade er und Lenau, die ihr Vaterland im Auslande verherrlichten.

Er zog sich auch bald von jenem Journale gänzlich zurück.

Im Jahre 1842 verkehrte er viel mit einer eben so liebenswürdigen wie geistreichen Edelfrau E. v. F. Fast vor ihren Augen schuf er sein schwungvollstes Gedicht: »Auferstehung.« Zugleich entstanden viele neue Lieder, und er entschloß sich eine Revision seiner bereits vorhandenen vorzunehmen. Wie indeß sein Geschmack sich geläutert hatte, welche Fortschritte er gemacht, geht am klarsten daraus hervor, daß von den dreihundert Seiten seiner »Gepanzerten Lieder« nicht mehr als achtundfünfzig zurückblieben! Wir gestehen, so viele Strenge gegen sich selbst noch sehr selten, oder besser, noch bei keinem Poeten gefunden zu haben. Die meisten Dichter liegen anbetend vor ihren Werken auf den Knien, sich selbst verehrend, und jedes auch das unbedeutendste Product wird als heilige Reliquie betrachtet.

Ein Jahr später ging er nach Wien, wo er mit Lenau auf das Herzlichste verkehrte. Hier blieb er studirend und schaffend bis zum März 1844 und reiste dann nach Berlin. Dort erschienen unter dem Titel Gedichte: »Der fahrende Poet,« »Die stillen Lieder,« »Die Auferstehung« und »Die gepanzerten Lieder« in einem Bande, der über zwanzig Bogen stark war, also censurfrei ausgegeben werden durfte. Dennoch wurden sie in Preußen confiscirt und erst nach sechs Monaten auf speciellen Befehl des Königs freigegeben, der sich zur Selbstprüfung ein Exemplar

hatte überreichen lassen. Das Obercensurgericht hatte sechzehn Seiten beanständet; nicht etwa die inkriminirte »Auferstehung,« sondern auffallender Weise schon früher unter Censur gedruckte und in Leipzig erschienene Gedichte. Der König sprach sich dahin aus, daß man in seinen Landen wohl die Schreier controlliren solle, aber Dichter, die in würdiger, wenn auch in etwas kühner Sprache sprächen, gewähren lassen müsse.

Wie gewöhnlich hatten diese Vorfälle solch' großes Aufsehen gemacht, daß die beträchtliche Auflage in vierzehn Tagen vollständig vergriffen war.

In diese Zeit fällt die Bekanntschaft mit Julie Mühlmann, einem liebreizenden Kinde von dreizehn Jahren, einer Nichte des berühmten Chemikers Heinrich Rose, an deren Erziehung Beck einflußreich theilnahm. Mit hoher Freude erfüllte den Dichter das Aufblühen all der reichen Keime, welche die Natur in diese begabte Seele gelegt.

Die Liebe soll jedoch einen Mann nicht ganz erfüllen und beherrschen, und Beck blieb seinen Studien, seiner Muse treu. Er suchte Männer von Bedeutung und wurde von ihnen erkannt und geschätzt. Alexander von Humboldt, Schelling, Boeckh und Varnhagen von Ense zeichneten ihn aus. Besonders war es Titus Ullrich, der gegen den überschwänglichen Bilderreichthum des jüngeren Freundes eiferte, und heilsam wirkte. Ein Verlust wird da oft zum Gewinn! Bei reichbegabten Sängern finden wir in ihrer Jugendzeit dieses Zuviel fast immer.

Die alte Wanderlust erwachte wieder in ihm uud er verließ Berlin, um Süddeutschland und die Schweiz zu bereisen. Die wunderbaren Schönheiten der Alpennatur, ihre Kraft und Milde reizten ihn, und auf jedem Schritte trat ihm Neues überraschend entgegen. Unter diesen Eindrücken, im Umgang mit Freiligrath und Herwegh, entstanden die »Lieder vom armen Mann,« die im Jahre 1846 erschienen und von denen in wenigen Wochen zwei starke Auflagen vergriffen wurden, eine gewiß höchst seltene Erscheinung, allein es war bereits die Zeit gekommen, wo man jedem neuen Werke Beck's mit Spannung entgegensah.

Nachdem er fast alle Cantone der Schweiz bereis't hatte, kehrte er nach Pest zurück, um die Seinigen wieder zu sehen. Dort traf er Petöfi, mit dem er in vertrautem Umgange lebte.

Nach kurzem Aufenthalte verließ Beck abermals sein Vaterland

Karl Beck.

um nach Berlin zu übersiedeln, wo er an Emanuel Geibel einen lieben Sangesgenossen fand.

Er gründete die »Monatrosen,« die von vier zu vier Wochen erscheinen und durchweg seine eigenen Productionen enthalten sollten. Die ersten beiden Hefte 3000 Exemplare stark wurden wiederholt aufgelegt — da kam der März des Jahres 1848 und begrub das Unternehmen.

Im September 1848 kam er nach Wien, wo er sich an Berthold Auerbach den Dorfgeschichtenerzähler, an Bodenstedt und Moriz Wagner schloß, mit diesen in freundschaftlicher Verbindung lebte und ein Jahr lang das Feuilleton des »Lloyd«, jetzt »Oesterreichische Zeitung«, leitete.

Zu Weihnachten 1849 verband er sich mit einem geliebten Weibe; er führte Julie Mühlmann heim, die er sich selbst erzogen und die er seit lange tief und innig liebte. Allein die schönsten Blumen blühen nur kurze Zeit, der schönste Abend sinket bald in die Nacht, die seligsten Genüsse zählen ihre Dauer nur nach Secunden; es soll eben dem Menschen nichts bleiben als die Hoffnung auf das Kommende und die Erinnerung an das Geschiedene. Empfang und Verlust reichen sich oft beinahe die Hand.

Kaum war ein halbes Jahr seit ihrer Verbindung abgelaufen, als ein Todesengel mit schwarzen Schwingen durch die Länder zog.

Die Cholera hatte wieder einmal ihre Rundreise um die Welt angetreten, und das erste Opfer, welches sie in die Erde legte, war Julie, die noch nicht neunzehnjährige Frau Beck's, die im kurzen Frühling ihres Lebens zu so schönen Hoffnungen berechtiget hatte.

Nur wenige Wochen später ging auch Nicolaus Lenau hin, und Beck stand in so kurzer Zeit an zwei so thränenwerthen Bahren.

Von diesen herben Schicksalen bis in die innersten Tiefen erschüttert und beinahe aufgerieben, bedurfte er zerstreuender Reisen und zugleich anstrengender und anregender Arbeiten. Er lebte in Breslau, Berlin, an der Ostsee und wieder in der Schweiz und war drei Jahre lang verschollen. Dann erschienen in rascher Folge »Gesänge an die Heimat«, der Roman »Mater Dolorosa« und die »Epistel an den Czaren«. Im Jahre 1854 kehrte er nach Pest zurück, wo er ein neues Journal »Frische Quellen« gründete, aber schon nach einem Jahre, durch Krankheitsfälle in seiner Familie gestört, wieder aufgab. Später

begab er sich nach Wien, um daselbst seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen, aber bei seiner immer wachen Wanderlust dürfte dieser Vorsatz kaum Stich halten. Er gab den »Gesellschafter« heraus, ein Wochenblatt, das eine bessere Richtung anstrebte und rasch zur Geltung gekommen wäre, allein bevor es noch auf den Punct gelangte, sich unabhängig zu erhalten, mußte es aufgegeben werden. Wortbrüchige, zweifelhafte Freunde, die Beck zu diesem Unternehmen vorzugsweise angeregt und ihm plötzlich die zugesagte materielle Hilfe entzogen, haben diese junge Leiche auf dem Gewissen.

Nun lebt er vereinsamt, zurückgezogen und in sich verschlossen, größere Werke vorbereitend, neue Auflagen seiner älteren Bücher revidirend, rastlos sinnend und schaffend.

Beck ist ein Dichter durch und durch, alles regt ihn an, erscheint vor ihm frisch und veredelt und gestaltet sich zum Liede. Seine Gedichte zeichnen sich durch Bilderreichthum, durch großartigen erhabenen Schwung der Gedanken aus, es ist da nichts Gemachtes, Alles tief empfunden und voll innerer Wahrheit, daher dringen seine Lieder tief zum Herzen, daher die allgemeine Verbreitung, die sie gefunden, die Begeisterung, die sie geweckt haben. Seine Form ist vollendet und immer dem Gedanken angepaßt. Seine Prosa ist gefällig, kernhaft, männlich, und nie findet man eine Spur, daß die deutsche Sprache nicht seine Muttersprache ist. Viele seiner Productionen sind in fremde Sprachen übersetzt. Beck ist einer von den sehr wenigen Poeten der Gegenwart, deren Namen noch in fernen Enkeltagen nachhallen werden.

Was sein Aeußeres betrifft, so ist er von kleiner, aber proportionirter Gestalt, mit feinen, fast mädchenhaften Händen, hagerem Gesicht und gedankenreicher Stirne. Seine Physiognomie trägt den Stämpel der Nervosität, der Verschlossenheit, der Hinneigung zur Melancholie, vielleicht mehr durch Leiden und Erfahrungen trüber Art hervorgerufen, als von der Natur mitgegeben.

Bis jetzt sind von ihm folgende Werke erschienen:

»Gedichte.« 8. Auflage. »Lieder vom armen Manne.« 3. Aufl. »Monatsrosen.« 2. Aufl. »Saul,« ein Trauerspiel. »Mater Dolorosa.« 2. Aufl. »Janko.« 2. Aufl. »Gesänge aus der Heimat.« 2. Aufl. »Epistel an den »Czaren.« 2. Aufl.

Alexander Patuzzi.

Karl Beck.

Gedichte.

(Achte Auflage. Berlin 1854. Schindler.)

Gepanzerte Lieder.

Die Eisenbahn.

Gleich ists den Philistern allen
Was zu Markt die Zeiten bringen,
In die Ohren muß es schallen,
In die Augen muß es springen.
Ihres Mundes Thor ist offen,
Dort in bangen Mutterwehen
Schleicht die Neugier, schleicht das Hoffen
Rings umher auf tausend Zehen.

Wie sie rechnen, wie sie sinnen:
Unsre Gelder — in Papieren —
Freunde, werden wir gewinnen?
Freunde, werden wir verlieren?
Fluch den Neuerungen, eifert
Jener mit erhitzter Wange,
Grade meine Flur begeifert
Meine Saat, die Eisenschlange.

Tobt Ihr nun im tollen Fieber?
Möcht' es Euch darnieder raffen!
Kleine Münzen sind Euch lieber
Als des Geistes höchstes Schaffen.

Karl Beck.

Regen ist Euch eben Regen,
Kiese sind Euch eben Kiese;
Doch im Regen träumt der Segen,
Und im Kies des Feuers Riese.

Nur der Dichter steht im Bunde
Mit den Geistern, kann sie hören,
Kann, ein Faust, aus jedem Hunde
Einen Geist heraufbeschwören;
Und nach neuen Welten tastet
Er mit jedem Herzensschlage;
Baut, zerstört und baut — und rastet
Nicht wie Gott am letzten Tage.

Die Papiere — feilgeboten —
Steigen — fallen — o Gemeinheit!
Mir sind die Papiere Noten,
Ausgestellt auf Deutschlands Einheit.
Diese Schienen, Hochzeitsbänder,
Trauungsringe blankgegossen:
Liebend tauschen sie die Länder,
Und die Ehe wird geschlossen.

Eisen! du bist zahm geworden!
Sonst gewohnt, mit wildem Dröhnen
Hinzuwettern, hinzumorden,
Ließest endlich dich versöhnen;
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst am Leben fest zu hangen,
Und auf deinen spröden Schienen
Wird ein Hochzeitsfest begangen.

Hört Ihr brausen die Karossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen,
Halten brünstig sich umschlossen.
Wie sie kosen, wie sie minnen

Und des Glöckleins helles Klingen
Sagt uns, daß die Paare kamen,
Und die Wolkenpfaffen singen
Drauf ein donnernd dumpfes Amen.

Rasend rauschen rings die Räder,
Rollend, grollend, stürmisch sausend,
Tief im innersten Geäder
Kämpft der Zeitgeist freiheitsbrausend.
Stemmen Steine sich entgegen,
Reibt er sie zu Sand zusammen,
Seinen Fluch und seinen Segen
Speit er aus in Rauch und Flammen.

Fahrender Poet.

Ungarischer Tanz.

Die Stube ist mit Räucherwerk gewürzt,
Spiel auf, Zigeuner! Mädchen, her die Hand!
Den Schnurenrock; ich hing ihn an die Wand,
Des Hemdes Aermel hab' ich aufgeschürzt,
Die Arme in die Seite fest gedrückt,
Die scharfe Troddelmütze schief gerückt,
Die Binde schlaff, die Sporen fest geschnallt,
Es stöhnt der Dudelsack, das Zymbal schallt.
So stehst Du mir genüber, reizend Weib,
Die Schleifen knüpfend um den schlanken Leib;
Dein Busen schwillt, der Seufzer fliegt zu mir,
Dein Herz erbebt, die Füße zittern Dir;
An meiner Brust Dein flammendes Gesicht,
Zum Teufel denn: Zigeuner, spielst Du nicht?
Ha, wie Dein Fuß den Boden kaum berührt,
Ha, wie Du hüpfst, von meinem Arm geführt!

Karl Beck.

Wir schwingen, Brust an Brust im Fieberdrange
Uns leicht beflügelt über Zeit und Raum;
Ja, des verlornen Edens süßer Traum
Ruht eingesargt im Grübchen Deiner Wange:
Um Deiner Glieder schlankgeformten Baum
Rollt sich in Ringen Deine Lockenschlange,
Berührt die Wange mir in scheuer Flucht —
Mir träumt, daß ich in Paradieseslauben
An Eva's Brust zu lehnen mich versucht;
Die Schlange spricht zu mir: Du darfst es glauben,
Auf ihren Lippen blüht die süße Frucht,
Und trägst Du kein Gelüst, sie schnell zu rauben?

O dieser Mund, wo süßer Honig schäumt,
Ist das gelobte Land, das mir geträumt!
Ich gleiche hier dem sterbenden Propheten,
Ich darf es sehen, aber nicht betreten. —
Da hallt und schallt das Zymbal wilder drein.
Du läßt mich los, Du tanzest nun allein;
Mit offnen Armen winkst und lockest Du,
Und sperrst doch gleich die weißen Thore zu;
Dein Lockenhaupt, bald rechts, bald links gewiegt,
Dein Kleid, Dein Haar und Deine Seele fliegt;
Ich seh Dich an, Du wendest rasch Dich um,
Du fliegst, ein Vögelein, um mich herum.
Der Klang ermattet, grollt und schweigt im Schmerz,
Du stöhnst und sinkst mir zahm ans wilde Herz.
Nun klingt das Zymbal wieder wild darein,
Ich lasse Dich, ich tanze nun allein:
Den Tänzer freut es, kühn empor zu springen,
Mit seinen Sporen dröhnend anzuklingen,
Er schlägt mit einer Hand die andre wund,
Des Fußes Spitzen gräbt er in den Grund,
Er pocht mit seinen Fersen dumpf und tief,
Als ob die Trommel zur Reveille rief,
Er würfelt dann die Füße rück und vor,
Dann springt er wieder sturmbewegt empor,

Karl Beck.

Er faßt die Braut, sie drehen sich und drehen,
Bis ihre Sinne schwindelnd übergehen,
Sie fassen sich, wie wir uns jetzt umfassen,
Und sinkend — doch nicht von einander lassen.

Stille Lieder.

Knecht und Magd.

Es lüstete nicht den Verwaisten, den Ball in die Lüfte zu schlagen,
Ach! war er doch selber ein Ball, vom Sturme des Schicksals getragen.
Er fing die Vögelein nicht, die sorgend im Laube nisten,
Er spähte, wie sie, nach Körnlein umher, sein Leben zu fristen.

Er schleppte die Stufen hinan die Körbe, mit Scheiten belastet,
Den Eimer, mit Wasser gefüllt, und hat erst am Abend gerastet,
Hat frierend den müßigen Hund ums bergende Lager beneidet,
Das spinnende Kätzlein, das Gott mit wärmendem Felle bekleidet.

Er reifte heran, es ward sein Geschick, sich im Dienste zu plagen,
Im farbigen Kleid ein farbiges Elend im Leben zu tragen;
Zu lächeln im Leid, zu füttern den Hund, zu satteln den Schecken,
Ein Blümlein der Sünde zu Nacht an die Brust des Gebieters zu stecken.

Er dachte mit redlichem Sinn sein wonniges Liebchen zu heuern,
Sie hatte nicht Hände wie Sammt, sie hatte die Dielen zu scheuern,
Es floß statt des würzigen Oels der Rauch in die wallenden Locken,
Die zarte Sohle, wie schien sie so plump in den bauschigen Socken.

Ihr Bildniß sandte sie nicht, noch Briefe mit güldenem Rändchen,
Er schenkte kein Ringlein ihr und brachte kein girrendes Ständchen;
Sie sahen sich spärlich, sie blieben getrennt in der Jugend Tagen,
Im rauschenden Lenz, wann die Lerchen der Brust am lautesten schlagen.

Karl Beck.

Sie alterten rasch, doch jugendlich blieb ihr gläubig Vertrauen,
Ihr Hoffen, es war wie die Blümchen im Korn, die schönen, die blauen,
Und hast Du tagüber gepflückt — Du schaust am künftigen Morgen
Ein ehelezttes, ein lezttes, ein allerlezttes verborgen.

Ach! nur im Traume schien's den gottgefälligen Seelen,
Als müßten sie dienen nicht mehr, als dürften sie selber befehlen;
Ihm war's, ob ein Bürger vor ihm den Hut in Demuth gerücket,
Und freundlich Herr ihn genannt und tief vor ihm sich gebücket.

Und als sie gespart und zusammengescharrt die Kreuzer und Gulden,
Und als sie der Priester getraut nach jahrelangem Geduldeu,
Da kauft sie die Spindel, den Flachs, um schneeiges Linnen zu spinnen,
Da kauft er die Hütte, mit Röhricht gedeckt, und sie wohnten darinnen.

Sie starrten ins züngelnde Licht, die Alten, die Endlichvereinten;
Es war nicht die Wonne der Liebe, daß sie nun lachten und weinten;
Das war ja vorüber, sie waren getrennt in der Jugend Tagen,
Im rauschenden Lenz, wann die Lerchen der Brust am lautesten schlagen.

Sich küssen? sie thäten es schämig! Sich necken? sie thäten es leise!
Ach! Blumen waren es wohl, doch waren es Blumen im Eise;
Ein Tanz auf Krücken, o Gott! ein armer, verspäteter Falter,
Der halb ein blühendes Kind und halb ein verwelkender Alter.

Es ist nicht Wonne der Liebe, daß sie nun jauchzen und beben,
Nein! nur daß am eigenen Herd die eigenen Pfühle sich heben;
Nur Gott ist ihr Herr, der die Sterne beruft, zu leuchten, wenn's nachtet,
Den Knecht, der die Kette zerbricht, mit seligem Auge betrachtet.

Karl Beck.

Zur Nacht.

Die Lichter brannten. Es blühten die schlanken,
Die prächtigen Blumen von Dir gesandt,
Und mächtig erwuchsen die zarten Ranken
Zu Bäumen, im Schatten an der Wand.

Wie unter stolzen, geheiligten Palmen,
Die Hände gefaltet, das Auge zu,
Saß ich und sann auf rauschende Psalmen,
Zu Deinem Ruhm, Kind Gottes, Du!

Die Düfte der Blumen durft' ich borgen,
Den Frieden der Nacht für dies Gebet;
Um ihre wonnig klingenden Sorgen
Hab' ich die Nachtigall gefleht.

So saß ich, bis der Morgen graute,
Bis mich der Schlummer süß beschlich —
Mein rauschender Psalm — die sieben Laute:
Vom Herzen, mit Schmerzen lieb' ich Dich!

Karl Beck.

Lieder vom armen Mann.

(Dritte Auflage. Leipzig 1846. Hermann.)

Der Trödeljude.

Rasch aus dem Bett! Den alten Kummer
Entbietet Dir das junge Licht.
Inbrünstig drehst Du gegen Morgen
Dein abgewelktes Angesicht.
Kaum gönnst Du Dir des Brotes Rinde,
Und schlichtest kaum dein kraus Gelock;
Dann greifst Du nach dem bunten Trödel,
Es bringt Dein Weib Dir Hut und Stock.

Es feilscht Dein Freund an dieser Thüre,
Du wandelst in das nächste Haus,
Blickst schlau hinauf nach allen Fenstern,
Verächtlich sieht die Magd heraus.
Die Treppen auf, die Treppen nieder,
Der Köter bellt auf Schritt und Tritt;
Roh lacht das Volk. Du stehst und lächelst,
O, Mann, vielleicht noch selber mit!

Froh klapperst Du mit Deiner Münze,
Dich reizt das Brüssler Spitzenband,
Der Ring, das Bild, der alte Degen,
Die Pendeluhr, das Pelzgewand.

Karl Beck.

Du greifst in Bangen und Verlangen
Nach jenem blanken Crucifix,
Verbirgst es vor den frommen Brüdern,
Und siehst es an verstohlnen Blicks.

Die Straßen auf, die Straßen nieder!
Die Knochen matt, die Stirne heiß!
Die Woche flieht, die Woche bietet
Nur fünf der Tage Deinem Fleiß.
O, spute Dich, Du Athemloser,
Wirb, wirb um Deinen Tagelohn:
Am Samstag will es nicht der Vater,
Am Sonntag will es nicht der Sohn.

Des Abends kehrst Du still nach Hause,
Es sieht Dein Weib Dich fragend an.
Du schweigst, sie geht hinaus und weinet,
Und liebt Dich um so wärmer dann.
Sie reicht Dir lächelnd Salz und Brote,
Sie bringt ihr schönstes Kind herein,
Es fällt Dich an mit hundert Küssen,
Und forscht in allen Taschen Dein.

Du suchst den weichsten Pfühl dem Knaben,
Ein kurz Gebet, da schläft er schon.
Du aber sprichst: »Ich will Dich wahren,
So lang ich bin, geliebter Sohn.
Doch, wenn ich ging zu meinen Vätern,
Wenn Du verarmt und schwer gebeugt,
Ach, wirst Du nicht den Eltern fluchen,
Die Dich geboren und gezeugt?«

»Ein jüdisch Kind — auf deutscher Erde —
Ich trug es kaum, Du trägst es nie.
Du willst des Christen Herz gewinnen.
Und sinnst und strebst und weißt nicht wie.

Karl Beck.

Er grollet, nicht um Jesu willen,
Er grollet, bis Dein Athem stirbt, —
Weil Deine Hand um Gold und Güter
Geschwinder und beglückter wirbt.«

»Du mußt ja schaffen, mußt erraffen,
In steter Gier nach Gut und Geld;
Sie gönnen Dir kein Handgewerke,
Sie gönnen Dir kein Ackerfeld.
Du darfst ja nicht zur Jugend sprechen
Von eines Lehrers hohem Pfühl;
Kein Sternchen scheint dem wackern Busen,
Der sich bewährt im Kampfgewühl.«

»Du bist kein Mann in Amt und Würden,
Dein Eid ist matt, Dein Herz ist lau;
Doch Gold, o Kind, das darfst Du geben
Für einen frommen Kirchenbau;
Du darfst im Land die Kranken heilen,
Den Bettlern reichen Brot und Wein,
Und darfst wie ich und Deine Brüder
Ein schlechter Trödeljude sein.«

»Du bist zu schwach, um Holz zu spalten,
Doch ehrlich bleibst Du fort und fort;
Ach, willst Du nach der Ferne schweifen?
Ein Laut verräth Dich hier und dort.
Wirst Du die Heimath lassen können?
Dein hochbetagtes Mütterlein?
Wer wird nach Jahren einst begraben
Zu mir ihr heiliges Gebein?«

Er sucht erschöpft das traute Lager,
Ein kurz Gebet, da schläft er schon.
Er spricht im Traum: »Ich will Dich wahren,
So lang ich bin, geliebter Sohn;

Doch wenn ich ging zu meinen Vätern,
Wenn Du verarmt und schwer gebeugt,
Ach, wirst Du nicht den Eltern fluchen,
Die Dich geboren und gezeugt?« —

Der Tag beginnt! Den alten Kummer
Entbietet ihm das junge Licht.
Inbrünstig dreht er gegen Morgen
Sein abgewelktes Angesicht.
Er schlichtet kaum die krausen Locken,
Er gönnt sich kaum den kargen Schmaus.
Es feilscht sein Freund an dieser Thüre,
Er wandelt in das nächste Haus.

Anna Marie.

Zertrümmert ist ihr Fensterlein,
Kein Meister will es verglasen;
Sie leimt davor ein weißes Blatt,
Der Regen schäumt und macht es satt,
Die Stürme blasen und rasen.

Ach, Anna Marie, sie kann nicht mehr
In Kränze die Röselein binden,
Denn ihre Schmach ist laut und groß:
Ein Knäblein wimmert in ihrem Schooß —
Der Vater? Wer will ihn finden?

»Was trug sie das Lärvchen so stolz zur Schau?«
So eifert die Witwe hüben;
»Was trug sie die Blumen von Haus zu Haus?
Kam selber geknickt und zerpflückt heraus« —
So geifert die Jungfer drüben.

Karl Beck.

Sie hat ihn geliebt, den leichten Mann,
Nun lebt er im fernen Lande;
Dort ruht er an dieser und jener Brust,
Und liebelt und schwört — und hat die Lust —
Die Mädchen haben die Schande.

O, dies geborstene Fensterlein,
Um das die Wetter grollen, —
Die Armuth, die so ehrlich blieb —
Sie hätten dem frechen Ehrendieb
Zum Herzen sprechen sollen. —

Es kam des geadelten Wechslers Frau
Mit einem Junker nieder,
Sie suchte die Amme mit reichem Gespinn,
Mit sorglichem Blick, mit Huld im Sinn
Und auf den Lippen die Lieder.

Nun, Anna Marie war jung und mild;
An Liedern wird's nicht fehlen:
Sie hat ja geliebt, drum kennt sie den Traum
Vom Feenpalast, vom singenden Baum
Und von den bezauberten Seelen.

Sie gibt ihr sprudelnd gesundes Blut
Dem kleinen durstigen Prasser;
Die Frucht von ihrem eigenen Leib
Erzieht ein ärmliches Bauernweib
Mit Schlägen und mit Wasser.

Der Junker gedeiht; die Mutter jauchzt,
In Thränen lächelt die Amme;
Sie kauft mit ihrem geringen Lohn
Das Hemd und das Kleid dem fernen Sohn,
Dem hingeopferten Lamme.

Karl Beck.

Und darf sie des Sonntags zum Kind hinaus,
Den Säugling an den Brüsten,
Und sieht das bleiche, verkümmerte Bild —
Dann ist's ihr, ob die Himmlischen wild
Und ewig sie strafen müßten!

Sie streichelt und küsset mit zitternder Gier,
Und wecket auf den Kleinen —
Der kennt und will die Mutter nicht —
Ach, und an ihre traurige Pflicht
Mahnt sie des Junkers Weinen.

Die Wochen gehn, das Jahr ist um,
Und um ist ihre Pflege.
Man schreibt ihr ins Zeugniß: ehrlich und gut,
Man schenkt ihr einen verwitterten Hut —
Kann gehen ihrer Wege.

Ihr Kind ist todt. Nie will sie mehr
In Kränze die Röselein flechten.
Da kommt ein altes Weib daher:
»Mein Töchterchen, dienen ist gar so schwer —
Was willst Du bei den Schlechten?

»Ich hab ein niedliches Kämmerlein,
Hab' Perlen für die Haare,
An Essen und Trinken fehlt es nie,
Die Lust ist groß!« — O Anna Marie,
Daß Gott Dich in Gnaden bewahre!

Karl Beck.

Jankó.

(Zweite Auflage. Leipzig 1853. Verlags-Magazin.)

»Zwei Jahre sind es, Kamerad,
Ich lag auf stillem Haidepfad,
Mein Haupt verdüstert niederhing,
Die Sonne just zur Rüste ging.
Da — nah und näher wallte jetzt
Die lockige Zigeunerschaar,
Den Fuß entblößt, das Hemd zerfetzt,
Das Auge braun und wunderbar!
Voran ein Wäglein fuhr dem Zug,
Ein Schimmel zog es, alt und lahm.
Wie schnob das Thier! Das Wäglein trug
Viel buntgescheckten, wüsten Kram.
Ein halb zerrissner Kinderstrumpf,
Dort auf bestaubtem Dudelsacke,
Beim rothen Schuh die blaue Jacke,
Beim Zymbal eines Lichtes Stumpf;
Ein Bündel Hanf, zerbrochne Töpfe,
Ein sterbend Huhn, ein schimmelnd Brot,
Ein Kartenspiel und Messingknöpfe,
Ein Höslein wie Zinnober roth;
Korallenschnüre, Kamm und Seife;
Ein Crucifix, ein Rosenkranz.
Ein Sporn und eine Pickelpfeife,
Und hundert andrer Mummenschanz.
Die Männer wallten wohlgemuth,
Die braune Fidel rüstig streichend,
Die Mütter mit der schwarzen Brut
Gebeugt nach den Gemahlen schleichend, —

Karl Beck.

Herab von ihren Schultern hängt,
Um Hals und Hüften fest sich zwängt
Ein Korb aus groben Linnen,
Die Kindlein sitzen drinnen.«

»Zuletzt im ärmlichen Gewande
Ein Mägdlein sinnend vor sich hin,
Als stünd ihr Haupt im vollen Brande,
So funkelten die Augen drin,
Und heilig doch, wie's Sonnenlicht,
Was durch ein Kirchenfenster bricht!
Die Ringellocken, schwarz und frei,
Das braune Antlitz scheu gesenkt,
So mild — und schelmisch doch dabei,
Wie's Kätzlein, das der Maus gedenkt;
Und wie die Beeren, voll und roth,
Die mein verewigt Mütterlein
Zum Kauf den reichen Städtern bot,
So war die Lippe! — Mondenschein
War groß indeß hervorgetreten,
Als wir uns selig angeschaut, —
Halb trieb es mich, ein Lied zu beten,
Halb hats mir ahnungsvoll gegraut!
Der Zug verschwand. Des Mädchens Bild
Erfüllte mich mit Lust und Qual,
Mein wonnig Haus: die Haide wild,
War mir verhaßt zum ersten Mal.
Ich sann, ich ließ den weißen Spitz
Als Wächter bei den freien Rossen,
Schnell war mein Rappe, wie der Blitz,
Mit mir dem Zuge nachgeschossen.
Mit Sang und Klang, in Saus und Braus,
So zogen wir ins Schenkenhaus.
O Freund! O, hättest Du gesehen
Den wunderbaren Eiertanz!
Noch seh ich sie verzücket stehen,
Im Haargelock den grünen Kranz!

Karl Beck.

O, wie die bunten Eier lagen;
Wie sie im murmelnden Gebet
Die langen Wimpern aufgeschlagen,
Um Segen bang zu Gott gefleht;
Wie da das Zymbal wild geklungen,
Wie sie den Schuh vom Fuße zog,
Und wirbelnd hoch sich aufgeschwungen,
Ihr Kleid, ihr Haar im Sturme flog;
Und wie das Antlitz aufgelodert,
Der Schaum von ihren Lippen rann;
Die kühnsten Weisen sie gefodert,
Und bang gezittert Mann für Mann:
Daß schwindelnd sie hinauf sich schnellen,
Und nun, — im raschen Niederschuß —
Nun, — nun, — ein Ei zertreten muß,
Und lächelnd sie zum Klang der Schellen
Nur toll und toller sich gebäumt, —
Herr Gott in Deinen Himmeln oben,
Mir war's, als ob ich Nachts geträumt,
Es hätten Flügel mich gehoben!
Doch als sie aus dem Kreise trat,
Und der Zigeuner nimmer geigte,
Um Pfennige die Gäste bat,
Die unverletzten Eier zeigte,
Und in die Ecke still sich kauerte,
Vom Tanz erschöpft zusammenschauerte, —
War Silber, Gold und Edelstein,
War da die liebe Sonne mein,
War — Alles, Alles gab ich dran,
So leidend sah das Kind mich an.
Da schien es mir, daß ich so recht
Ein gottverlassner, armer Knecht!
Gab ihr das Blümlein, das ich trug
So stolz in meines Hutes Bug.
Sie gab mir einen Ringelreif,
Geflochten aus des Hengstes Schweif.«

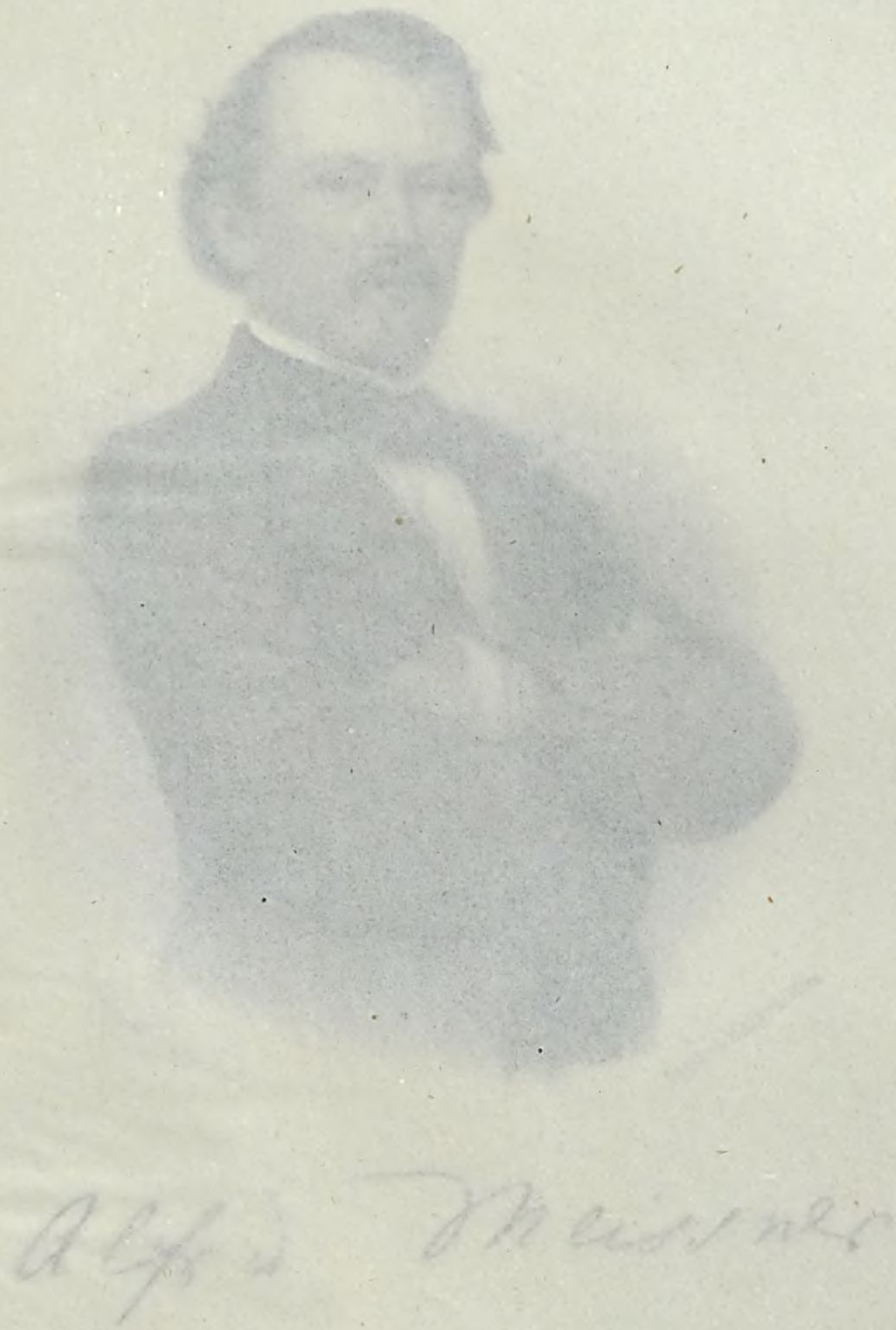
Karl Beck.

»So saßen wir in süßer Ruh,
Trank Glas auf Glas der Holden zu,
Und herzte ihr Geschenk und sprach,
Daß ich das Blümlein selber brach;
Hätt auf der Haide sie gesehn
Im Mondenschein vorübergehn,
Und daß es stürmisch ihr zu lieb
Ins Dorf mich vom Gefilde trieb,
Und daß sie stolz mich angeschaut,
Wie eine schöngeputzte Braut!
»»Wer sollte denn — was fällt Dir ein —
Mein Bräutigam gewesen sein?
Und stolz? O, daß Du mich gegrüßt,
Hat mir den ganzen Weg versüßt!
Und ists gewiß, daß mir zu lieb
Es Dich herein vom Felde trieb:
So wisse nur, — doch stille, still,
Man naht, man uns belauschen will!«« —
Rief schlau die Nachbarin heran,
Die spähende, mit holdem Gruß,
Und sah zum Schein mich finster an,
Und trat verstohlen mir den Fuß.
Da schlug es donnernd zwölf vom Thurm,
Fort ritt ich freudig und verdrossen,
Schnell war mein Rappe wie der Sturm
Mit mir zur Haide hingeschossen.

»Die Erde kann ein Himmel sein!
Allnächtlich, ob es Mondenschein,
Ob grau die Wetterwolke zog,
Die Windesbraut den Gipfel bog,
Obs Winter, ob es Sommer war.
Ein liebes schnell verfloßnes Jahr, —
Ich kam zu meinem süßen Lieb,
Bis an den Morgen hangen blieb.
Wenn ich in rauher Winterszeit
Oft um ein Stündlein es versah,

Karl Beck.

Sie saß, die Locken eingeschneit,
Vor ihrer Thür und harrte da,
Und harrte mein, daß Gott erbarm!
Ein spinnend Kätzlein auf dem Arm,
Und herzte das getreue Thier,
An seinem Fell sich wärmend schier.
So bettelarm! So redlich doch!
Vom Volk geschmäht! In ihrer Noth
Kaum ein verschimmelt schlechtes Brot,
Ihr Kämmerlein ein finstres Loch,
Ein morscher Klotz die Ruhebank,
Aus Säcken war das Bett gemacht,
Darauf sie oft, vor Liebe krank,
An meiner Brust den Schlaf verwacht.
Und ich, der selbst ein armer Mann,
Von heute kaum auf morgen sann,
Mit schlechten Lumpen um den Leib:
Ich hab gesonnen her und hin,
Ich hab gesorgt mit treuem Sinn,
Als wär die kleine Bettlerin
Mein christlich angetrautes Weib!
rc. rc. rc.


Alfr. Meissner

Karl Beck

Sie saß, die Locken [illegible]
Vor ihrer Thür und [illegible]
Und harrte mein, daß [illegible]
Ein spinnend Kätzlein [illegible]
Und herzte das [illegible]
An seinem Fell [illegible]
So [illegible]
Vom [illegible]
Kaum [illegible]
[illegible]


Druck v. J. Haller in Wien
Alfred Meissner

Alfred Meißner

ist am 15. October 1822 zu Teplitz in Böhmen geboren. Er ist ein Enkel des bekannten Verfassers der »Skizzen des Alcibiades«, Gottl. Aug. Meißner, der in Prag die Professur der Aesthetik und Literatur bekleidete und in Fulda als Studiendirector starb. Sein Vater lebte in Teplitz als beschäftigter Badearzt, seine Mutter stammt aus Schottland. Dies hatte die Folge, daß er das Englische beinahe eher oder mindestens zugleich mit dem Deutschen erlernte.

Im Jahre 1831 übersiedelte die Familie nach Carlsbad und Meißner kam auf die Schule nach Schlackenwerth. Das Städtchen ist arm, das nunmehr aufgehobene Gymnasium war nicht auf's Beste bestellt, doch erst nach drei dort verbrachten Jahren kam der Knabe und zwar zu seiner größten Freude nach Prag und trat hier in das Gymnasium auf der Altstadt ein. Hier fand er zahlreiche Genossen, durfte sich freier bewegen, durfte nach Herzenslust lesen und sah das erste Theater, wofür er eine große Leidenschaft faßte.

Schon sehr früh fing er an sich lyrisch und dramatisch zu versuchen. Im Jahre 1837 erschienen bereits Balladen von ihm in »Ost und West«, einer damaligen von Rudolf Glaser recht gut redigirten Zeitung, an welcher auch Rückert, Immermann, L. Schefer, Heinr. Stieglitz u. a. m. mitarbeiteten. Auch der Professor erkannte seine poetische Begabung, die sich in deutschen wie in lateinischen Versen kundgab. Noch jetzt liest Meißner mit Vorliebe römische Dichter von Virgil, Tibull und Horaz bis auf Catull und Lucan. Aus den Metamorphosen Ovids wußte er Stellen von hundert und abermals hundert Versen auswendig.

Es ist merkwürdig, wie viele Talente sich damals unter den jun-

gen Leuten befanden, die Meißner's Schulgenossen oder mindestens Altersgenossen und nähere Freunde waren. Fried. Bach schrieb schon damals sinnige Lieder; Moriz Hartmann, ein Jahr älter als Meißner, doch am selben Tage und im selben Monat geboren — ein merkwürdiges Zusammentreffen bei Menschen, die, früher wenigstens, so oft zusammengenannt worden sind — dichtete bereits böhmische Elegien und Romanzen, Max Schlesinger zeigte sich als witziger pointirter Stylist; endlich Isidor Heller, älter als die Vorgenannten, trat zu Zeiten in den Kreis, verschwand dann wieder, nachdem er von Noth gedrängt Skizzen aus dem jüdischen Leben für »Ost und West« geschrieben, die geradezu genial gezeichnete Bilder zu nennen sind.

Als Meißner die beiden damals bestehenden sogenannten philosophischen Jahrgänge absolvirt hatte, wobei ihn die Herbart'sche Philosophie vielfach beschäftigte und nur die Mathemaik gar viel zu schaffen machte, wandte er sich zum Studium der Medicin. Es war ihm Ernst damit, doch was er an freien Stunden erübrigen konnte, widmete er fortwährend poetischer Lectüre und dichterischer Production.

Aus dieser Zeit stammt der Grundstock der Gedichte in seiner Sammlung; er hat Recht, wenn er am Schlusse von diesen sagt:

»Diese schrieb ich als ein Knabe,
Jene als ein Jüngling kaum.«

Er hat auch Recht, wenn er hinzufügt:

»Was als Mann ich in mir trage,
Ahnen sie nur, wie im Traum.«

Ein leidenschaftlicher, düsterer, melancholischer Grundton lebt in allen.

Im Herbste 1843 war es Meißner gegönnt, eine längere Ferienreise zu machen; er traf in Wien mit seinen Freunden Hartmann und Schlesinger, die er seit Jahren nicht gesehen, zusammen und machte auch Carl Beck's und Nicol. Lenau's Bekanntschaft. Von Triest aus ging er nach Venedig, nach Mailand, endlich nach Genua. Auf der Rückkehr stieß er mit Landsleuten zusammen. Sie wollten nach Roveredo, er auch. Meißner ließ sich überreden, der Dritte im Bunde in das Wägelchen eines Vetturins einzusteigen. Die Nacht kommt heran, der Mond steht am Himmel, man erzählt Räubergeschichten und es wird beschlossen, daß die ganze Nacht hindurch, während Zwei schlafen dürfen, Einer wachen soll. Lange wird das Reglement aufrecht erhalten, aber gegen Morgen scheint es, daß alle drei jungen Leute eingeschlafen sind.

Alfred Meißner.

Plötzlich steht der Wagen still, der Kutscher öffnet den Schlag. »Was gibts?« fragt Meißner. »Ihr Koffer« — »Nun?« — »Der Koffer ist abgeschnitten, die Kette, die ihn hielt, durchfeilt«. — »Entsetzlich!« — »Hatten Sie viel Geld darin?« frägt einer der Begleiter, der seine Bestürzung sieht. — »Nebensache!« — »Wäsche und Kleider?« — »Nebensache!« — »Aber ich sehe Sie so betroffen?« — »Der Koffer enthielt ein Gedicht, an welchem ich seit acht Monaten arbeite; ich weiß keine einzige Strophe davon auswendig.«

Es handelte sich um ein Epos, das in der Epoche der böhmischen Gegenreformation spielte. Es hat sich nie mehr vorgefunden. Der leere, aufgeschnittene Koffer kam, wie man ihn in einem Felde gefunden, nach einigen Monaten zurück.

Im Februar 1845 erschien die erste Sammlung seiner »Gedichte«. Kaum war ein Monat verstrichen, als die Kritik fast aller belletristischen Journale bereits davon Notiz nahm. Nebst den subjectiven Stimmungsgedichten erregte eine Reihe von Gedichten die Aufmerksamkeit, in welchen einem gährenden Elemente der Zeit, den socialen Conflicten innerhalb der Gesellschaft das Wort gegeben war. Sogleich rangirte man Meißner unter die politischen Dichter und wies ihm einen Zusammenhang mit den socialen und socialistischen Schriftstellern Frankreichs nach. Doch nur der Umstand, daß der junge Arzt im Spital vornehmlich mit den leidenden Classen in Berührung tritt und Conflicte täglich vor Augen hat, an denen die übrige Welt mit abgewandtem Gesicht vorübergeht, hatte den Dichter diesen Stoffen zugeführt.

Im Frühjahr 1846 begann Meißner, der in der Geschichte seiner Heimat die reichste Fundgrube poetischen Stoffes sah, die ersten Gesänge seines »Ziska«. Doch die Studien für das zweite medicinische Rigorosum unterbrachen diese Thätigkeit. Im Juli desselben Jahres wurde er zum Doctor der Medicin promovirt.

Im Herbst war der größere Theil des »Ziska« beendigt und Meißner, der einsah, daß dies Buch unter den damaligen Censurverhältnissen in Oesterreich nicht gedruckt werden könne, begab sich damit nach Leipzig. Kaum hatte er dort die ersten Gesänge gezeigt, als sich auch ein Buchhändler dazu fand. Meißner aber hatte aus Furcht, den Verleger zu verlieren, nicht gestanden, daß das Gedicht noch nicht fertig sei und wie groß war seine Verlegenheit, als dieser plötzlich über Hals und Kopf zu drucken anfing und täglich einen neuen Bogen zur Correctur

lieferte! Es gibt wohl nichts Schrecklicheres als poetisch produciren zu müssen, während zehn Setzerhände hinter dem Rücken arbeiten und die Presse wie ein Locomotiv dem poetischen Waller allstündlich näher an den Leib rückt und ihn allmälig einzuholen droht. Meißner lernte diese Schrecknisse im vollsten Grade kennen. Es war in Dresden, wo er »die Adamiten,« »den Winzerzug,« »die Simplicitas,« »der Kreuzzug naht« und mehrere andere Gesänge dem bereits in seinen Umrissen fertigen Buche einschaltete; man sieht ihnen die Eile, mit der sie geschrieben, nicht an; sie gehören zu den schönsten Partien des Werkes.

Das Erscheinen des »Ziska« war ein Ereigniß. In vier Monaten war die erste Auflage von 2000 Exemplaren vergriffen. Die Kritik stellte das Gedicht an die Seite von Lenau's »Albingenser« oder noch darüber und Alles kam in merkwürdiger Einmüthigkeit dem jungen Menschen auf das Schmeichelhafteste entgegen. Kein Wunder daß er jetzt keine Lust empfand, in Prag oder Carlsbad die medicinische Praxis anzutreten. Mit einem bereits bekannten Namen ging der Poet nach Paris. Dort, im Hotel Violet einquartiert, sah Meißner das Jahr 1847 herankommen. Er wurde ein Freund Heinrich Heine's, der in derselben Gasse, der Rue du Faubourg Poissonnière Nr. 41 wohnte, und brachte allwöchentlich einen oder mehrere Abende bei dem bereits schwer erkrankten Dichter zu. In der »Revue independante« war inzwischen der größte Theil des »Ziska« übersetzt erschienen und Meißner kam mit vielen Notabilitäten in Berührung. Gerard de Nerval, der einige Jahre später sich selbst ein Ende machte, zählte zu seinen genaueren Freunden. Er blieb dabei nicht literarisch unthätig. Die zweite und dritte Auflage des »Ziska«, die mittlerweile nöthig geworden, erhielten neue zahlreiche Bereicherungen und beinahe jede Wochennummer der »Grenzboten« brachte von seiner Feder eine Skizze aus dem literarischen und politischen Leben Frankreichs.

Nach einem zehnmonatlichen Aufenthalt in Paris kam Meißner nach Prag zurück und wandte sich dort der dramatischen Production zu. Er schrieb ein bürgerliches Stück »Die Ehre des Hauses«, das er später jedoch, weil es ihm nicht genügte, bei Seite legte. Auch Hartmann hatte sich nach Prag gezogen.

Die neuen Zeitereignisse, die ihre Donnerschläge beinahe zu gleicher Zeit in Paris, Berlin und Wien vernehmen ließen, durchkreuzten plötzlich das stille dichterische Schaffen. Ein deutsches Parlament trat

in Frankfurt zusammen. Mehrere Freunde Meißner's saßen dort und er selbst ging einige Monate später, des Treibens, das er in Prag vor Augen hatte, satt, als ruhiger Beobachter dahin.

Zu Weihnachten 1848 ging Meißner zum zweiten Male nach Paris, blieb dort bis Mai und brachte zwei Bände »Studien« mit. Das Jahr 1848 und der Zusammenbruch des deutschen Parlamentes zeitigten in ihm noch ein kleines komisches Epos »Der Sohn des Atta Troll.« Das war Alles, was er dem politischen Treiben jener Tage zum Opfer brachte.

Mit dem folgenden Jahre entschied sich in Meißner's Gemüth eine längst vorbereitete Wendung. Der überschwengliche idealistische Glaube an eine bevorstehende Neugestaltung der Gesellschaft, der idealistische Glaube an die Zukunft, wie er sich in seinen bisherigen Werken aussprach, war durch die Ereignisse, die er mit angesehen und theilweise miterlebt, zertrümmert worden. Er wies es von sich, fürder noch durch begeisterte Confessionen und lyrische Bekehrungsversuche auf die Welt einwirken zu wollen, zwang sich die Nothwendigkeit des Bestehenden zu begreifen und faßte von da an alle echte Dichtung nur als einen Spiegel auf, in welchen das Bild der Welt mit vertieften Farben fällt. Der Enthusiasmus, der früher so feurig überströmte, klärte sich in ihm zu einem nachhaltigen und im Zaum gehaltenen Feuer ab. Doch seltsam! Die Welt nahm einen Proceß, der ein entschiedener Fortschritt war, ungünstig auf; sie glaubte eine schroffe, ironische Erkaltung zu gewahren, wo eine besonnene Abklärung sich still und entschieden vollzog. Im Jahre 1851 erschien das »Weib des Urias« und Meißner fand einen großen Theil der Kritik gegen sich gekehrt, er, der bisher fast nur Lob gelesen und von der Kritik fast verzärtelt worden war. Das Publicum, das seine Kenntnisse der jüdischen Geschichte von der Schulbank mitbringt und großentheils auf dem Katechismusstandpuncte steht, war von dem nackten, wahrheitgemäßen Bilde des Gewaltmenschen David choquirt; es fehlte nicht an Anklagen vom sittlichen und religiösen Standpuncte aus. In unseren Augen hat dies Werk ein großes Verdienst, das erst später anerkannt werden wird und anerkannt werden kann. Stoffe aus der Bibel wurden bisher nur in einem conventionellen Style behandelt; wie die Geschichte früherer Zeit kritiklos verfuhr, eben so die Poesie. Mit großer Kühnheit, mit freiem, unverzagtem Blick erfaßt unser Dichter einen Stoff, der von einer Familientragödie sich zu einer Staatsaction emporgipfelt,

und frägt wenig darnach, wie seine auf die Geschichte basirte Auffassung sich zur kirchlich hergebrachten, von den Kindertagen überbrachten Tradition verhalte. Dem Dichter ist das »Buch der Könige« eine Quelle wie eben jede andere; die Behandlung ist eine profane, aber eine vollberechtigte. Wohl fehlte es nicht an anerkennenden Stimmen. Heine sprach sich in einem langen Briefe begeistert über das Stück aus und erwähnt es auch in der Vorrede seiner französischen »Allemagne«. (Paris bei Michel Levy.) Er stellt es mit Hebbel's »Judith« zusammen und nannte Meißner den »héritier présomptif de la gloire de Frédéric Schiller!« Ein Anderer, den wir auch nicht für urtheillos halten können, Julian Schmidt, fand im »Weib des Urias« einen Fortschritt über den »Ziska« hinaus. Dagegen sagte Laube, als ihn Meißner fragte, was er von dem Stück halte, das er übrigens nie für die Darstellung bestimmt hatte: »Dies Stück ist so unmoralisch, daß es Ihnen die Mohren auspfeifen würden.« »Ich habe die Mohren auch in der That nie für große Kunstrichter gehalten,« erwiederte der Dichter ruhig.

Dem »Weib des Urias« folgte »Reginald Armstrong, oder die Welt des Geldes«, ein bürgerliches Trauerspiel, das Meißner im Sommer des Jahres 1851 am Gmundnersee, in einer einsamen Herberge wohnend, schrieb, diesem (1854) der »Prätendent von York« (geschrieben im Frühjahr 1853 zu Territet bei Vevay). Das erste Stück erfordert, um vollständig zu reussiren, einen jugendlichen Characterdarsteller, welcher mit äußerer Eleganz und Gewandtheit große Schärfe verbindet und die ganze Scala der Töne von scheinbar harmloser Ironie an bis zur grandiosen Wildheit besitzt. Glendower ist eine Personification moderner Selbstsucht, ein Teufel des Salons, in den ersten Acten durch funkelnden Esprit gewinnend, bis er allmälig eine Maske nach der andern abwirft und zuletzt einsam in furchtbarer Superiorität dasteht. In Prag, wo die Hauptrolle durch Friedrich Haase einen diesen Anforderungen höchst angemessenen Darsteller fand, hatte das Stück einen außerordentlichen Erfolg, der sich auch nach Jahren, als Haase in seinen Gastspielen dort die Rolle wieder vorführte, gleich blieb. In Wien hatte der »Reginald« kein Glück, es erschien zu herb. Dagegen wurde es auf den meisten Theatern Norddeutschlands, wo die Nerven des Publicums weniger zart, auch bei ungenügender Besetzung mit Beifall gegeben und wird gewiß, wenn sich einst ein der Rolle des Glendower gewachsener Schauspieler dafür interessirt, noch seine Wirkung äußern.

Alfred Meißner.

»Der Prätendent von York« wurde zuerst in Weimar, später erst in Prag gegeben. Es ist seit Kurzem in Druck erschienen; wir haben all dem Vielen, was darüber geschrieben, nichts hinzuzufügen. Carl Wach in Hamburg hat noch unlängst eine Abhandlung darüber gebracht, welche länger ist als das Drama selbst.

Auf seinen Reisen hatte Meißner Thüringen kennen gelernt, und eine große Vorliebe für dies romantische Waldland mit seinen kräftigen Bewohnern und seinen characteristischen Städten gefaßt. Er verbrachte den Herbst 1854 zu Tabarz, in einem einsam stehenden Jagdhause unfern vom Inselsberg, und componirte dort »den Pfarrer von Grafenried« (2 Bände), einen Roman aus der jüngstvergangenen Zeit der Bewegung in Thüringen. Reinhold, der Held des Romans, steht in einem Conflict des Herzens mit den Principien. Wir begegnen ihm zuerst zur Zeit der französischen Julirevolution. Seinen Ueberzeugungen nach gehört er der Democratie an, andererseits ist er durch Verpflichtungen an seinen Fürsten gebunden. Er verliert Amt und Stellung, irrt als Flüchtling, und muß in dem persönlichen Wohlthäter, der ihm unerkannt naht, immer wieder den Fürsten erkennen, der ihm als Feind der Volkssache erscheint. Das Jahr 1848 tritt heran, der Verfolgte sucht im Zwiespalt seines Herzens völlig theilnahmlos zu bleiben. Es gelingt ihm nicht. Er wird von der Volkspartei wider Willen zu ihrem Stimmführer auserkoren, er muß sogar an seinen Wohlthäter Forderungen stellen, die ihm das Herz zu brechen drohen. Reinhold, zuletzt Minister geworden, erfährt, daß der Fürst sein Vater ist! Der Zwiespalt zwischen Volk und Thron reißt ihn gleichsam entzwei und macht seinem Leben ein Ende.

Dies Buch hat unserer Meinung nach noch nicht die Würdigung gefunden, die es verdient. Es hat Scenen von erschütternder Wirkung, und die zartesten, wie die düstersten Bilder werden nach einander darin aufgerollt. Hätte Meißner diesen Roman gleichmäßiger durchgearbeitet, und die beiden Hälften der überaus reichen Handlung völlig ineinander zu weben verstanden, so hätte die Kritik wohl nur Anerkennendes über dies Buch sagen können; die Scenen auf der Pfaueninsel sind mit hinreißender Glut gemalt, und die Enthüllungen vom Schlosse Babelstein von tiefster Wirkung. Die Gestalt des Communisten Wolf, das rührende poetische Gebild der Agnes, der Sänger Pietri, die Fürstin Parergi, Minister von Schalk, die Prinzessin Alexandra, vor Allen der Fürst und Reinhold sind lebendige Gestalten.

Alfred Meißner.

Im Februar 1856 war Heine gestorben. Im Mai beendigte Meißner seine »Erinnerungen an H. Heine« und legte sie als einen Kranz auf dem Monumente seines verstorbenen Freundes nieder. Dies Buch ist allbekannt, es ist in zwei Auflagen in Deutschland und Nordamerika verbreitet; auch eine französische Uebersetzung ist erschienen.

Den Frühling und Sommer 1857 brachte Meißner an den Ufern des Lago Maggiore und in den Alpen Piemonts zu. Von Genua aus besuchte er Corsica und die Insel Sardinien. Sein letztes Werk ist der vierbändige Roman »die Sansara«, ein großes figuren- und farbenreiches Gemälde, des Verfassers reichste und bedeutendste Arbeit, die vielleicht die Grenze bezeichnet, bis an die sein Talent gehen kann.

Nebst dieser ziemlich beträchtlichen Reihe größerer Arbeiten führen wir noch auf seine Novellen: »Was hängt, laß hängen« (im illustrirten Familienbuche), die »Tage des Teufels« (Westermann's Monatshefte), der »Spieltisch Peter des Großen« und das Skizzenbuch »Am Stein«, ein wahres Schatzkästlein idyllischer und humoristischer Bilder.

Ueberblicken wir Meißner's Leistungen, wie wir es jetzt können, nachdem wir ein Werk wie die »Sansara« von ihm erhalten, so können wir ihn als ein Talent bezeichnen, das, wenn auch nicht mit demselben Glück, in den verschiedensten Formen der Poesie sich fortschreitend entfaltet. Er ist aus der Schaar der vormärzlichen »politischen Dichter« der einzige Ueberlebende, ja er hat eben nach dem Zusammenbruch der Ideen, die seinen ersten Gedichten und dem »Ziska« zu so großem Erfolg verhalfen, seine wahre Entwicklung begonnen. Seine Gestalten fußen alle in der Realität, seine Romanfiguren sind so wahr, daß wir immer veranlaßt werden zu glauben, wir seien ihnen bereits einmal im Leben begegnet, doch den heutigen Daguerreotypisten der Alltäglichkeit gegenüber verficht er eine streng idealistische Richtung. Er hat die Welt in den verschiedensten Schichten studiert, und schildert den Bürger und den Minister, den Bauer wie den Hofmann und den Fürsten mit gleicher Sicherheit. Zur Schilderung von Stillleben, friedlichem Glück fehlt ihm die Behaglichkeit; die Darstellung gewaltsamer Affecte lockt ihn am meisten. Uebrigens steht er erst in dem Abschlusse der ersten Phase seiner Entwicklung, und wir können mit Vertrauen seinen weitern Bestrebungen entgegensehen.

Dr. Mannel.

Alfred Meißner.

Gedichte.

(Siebente Auflage. Leipzig 1856. Herbig.)

O laß das Klagen.

O laß das Klagen und Verzagen,
Blick' nicht so bang' zu mir hinan,
Ich kann dir, Arme, selbst nichts sagen
Von unsres Schiffes Ziel und Bahn.
Die See geht hoch. Trüb scheint die Ferne
Der Zukunft sich uns aufzuthun —
Laß du mich unter meinem Sterne
In meines Kummers Mantel ruhn.

Ich kann nicht lieben, wie du foderst,
Das Leben hat mein Herz gekühlt;
Die Glut, in der du still verloderst,
Ich, Harter, hab' sie nie gefühlt.
Mein Lieben ist Gewitterblitzen,
Ein Sturm ist meine Poesie —
Mein ganzes Herz willst du besitzen?
Mein ganzes Herz verschenkt' ich nie!

Du bist nicht glücklich. Wonn' und Elend
Zerwühlen dir des Herzens Grund,
Und das Gewissen mahnt dich quälend,
Daß weltverdammt ist unser Bund.
Ein Elfengeist warst du hienieden
Nur für ein stilles Glück gemacht,
Und findest nun bei mir den Frieden
Auch nicht für eine kurze Nacht.

Alfred Meißner.

O daß aus deinem süßen Munde
Sich je das süße Wort verirrt,
Das einst in dunkelsel'ger Stunde
Dein schönes Herz noch brechen wird!
Nun bist du fest an mich gekettet,
Gekettet bis dein Auge bricht.
Und vor dem düstern Freunde rettet
Dich selbst dein guter Engel nicht!

Dein schönes Hüttlein unter Reben —
Es hat doch einst mein Herz gerührt —
Was hab' ich in ein stürmisch Leben,
Unsel'ger, dich hinausgeführt?
Bei Donnerfall und wilden Wettern
Treibt's mich hinaus in Lust und Kraft,
Bis an den Felsen uns zerschmettern
Die Wogen meiner Leidenschaft!

In der Gebirgswüste.

Du wildes Gebirg, so schroff und gezackt,
Urwüste der Welt, wie am ersten Tag,
Als der Himmel öd' und die Erde nackt
Und kein klopfend Herz an der Erde lag, —
Urstille der Welt! nimm mildgesinnt
In deine Arme dein zagendes Kind.

Verlassen hab' ich im tiefen Thal
Der Menschheit Kampf und der Menschheit Müh'n,
Das ärmliche Glück und die kleinliche Qual,
Doch auch die Rosen, das Saatengrün,
Die Fischerhütte im stillen Ried,
Das Heerdengeläut' und das Hirtenlied.

Alfred Meißner.

Wo der braune Falk' um die Klippen schreit,
Durch der Klüfte Schnee, durch der Felsen Bann,
Durch alle Schauer der Einsamkeit
Zog ich mit klopfender Brust hinan.
In der Hütte dort, wo die Wüste beginnt,
Dort segnete ich das letzte Kind.

Den Bach, der über die Felsen schlug,
Ich hört' ihn singen so laut und so wild:
Hier duldet Natur, sich selbst genug,
Kein Menschenwerk und kein Gottesbild,
Und ein Kreuz, das der Glaube hoch aufgestellt,
Er warf's in die Tiefe, in Trümmer zerschellt.

Das Bild der leidenden Creatur,
Das Bild von des Geistes Kampf und Noth,
Was sollt' es hier in der großen Natur,
Hier, wo kein Leben und auch kein Tod?
Prometheus selbst auf diesem Gestein,
Des Kaukasus Dulder, wie wär er so klein!

Du aber, die zu trotzen gewagt,
Du Seele, die dies Gebirg durchstreift.
Dein Schmerz hat Gott und die Menschen verklagt,
Was ist das Gefühl, das dich hier ergreift?
Du rufst in schwindelnder Todeslust
All', alle Felsen an deine Brust!

Sieh' dort das Lamm, das der Aar zerfleischt,
Sieh' den Falken dort ohne Rast und Ruh',
Sieh' dort das Rohr, das im Winde kreischt,
Sie leiden alle — was klagest du?
Hier lerne, wie klein eines Menschen Weh'n,
Hier lerne jauchzen und untergehn!

Alfred Meißner.

Die Jüdin.

(Romanze.)

Es hallen dumpf die Todtenlieder,
Der alte Jud' zerreißt sein Kleid,
Doch senkt er keine Todte nieder,
Die man begräbt, die lebt in Freud' —
Das Grab, das wartet.

So ist der Juden Brauch zu Lande
Schon aus uralter Zeit herab;
Wer sich von seinem Glauben wandte,
Der heißet todt, man gräbt sein Grab —
Ein Grab, das wartet.

Der Trauerbaum, die Schrift am Steine
Thun Kunde, wann die sünd'ge Seel'
Gestorben ist für die Gemeine,
Für's treue Volk von Israel —
Das Grab, das wartet. — —

Fern zu Venedig, licht und helle
Zieht eine Gondel durch die Flut,
Drin sitzt der blonde Kriegsgeselle,
An seiner Brust die Jüdin ruht —
Ihr Grab, das wartet.

Er küßt ihr Haar, küßt ihre Wangen,
Er nennt sie seine süße Braut;
Sie spielt mit seinen goldnen Spangen,
Streicht ihm den Bart und jubelt laut —
Ihr Grab, das wartet.

Alfred Meißner.

Dann Nachts im Saal bei Duft und Glanze
Schlägt sie die Zither beim Banquett,
Bis sie der schöne Christ vom Tanze
Heimführet in sein seidnes Bett —
Ihr Grab, das wartet.

Doch einst, erwacht nach holdem Kosen,
Trifft sie zur Seit' das Lager leer;
Fern trägt das Schiff den Treuelosen
Mit vollen Segeln über's Meer —
Das Grab, das wartet.

Die Jüdin rauft ihr Haar von Seiden,
Sie irrt am Strand umher und sucht;
Zum ersten Mal mit tausend Leiden
Denkt sie des Worts: Du bist verflucht —
Dein Grab, das wartet!

Ein bettelnd Weib auf Alpenwegen
Zieht heimwärts sie durch Nacht und Wind,
Am Abgrund, ohne Thrän' und Segen,
Hat sie verscharrt ihr todtes Kind —
Ihr Grab, das wartet.

Daheim so stumm die Gräber trauern —
Wer ist's, der ihren Frieden bricht?
Ein Schatten an den Kirchhofsmauern:
Die Jüdin sucht im Mondenlicht —
Ihr Grab, das wartet.

Mit letzter Kraft der kranken Glieder
Rollt sie vom Grab den breiten Stein,
Spricht das Gebet der Väter wieder,
Legt sich dann selbst in's Grab hinein —
Es hat gewartet.

Alfred Meißner.

Neue Lieder.

(An Lucile.)

Wenn die Natur den armen Blinden
Auf deinem Wege sehend machte,
Daß er dich, wie du schön, betrachte,
Ich würde es begreiflich finden!

Ja, würde sich in Frühlingsschimmer
Der Winter kleiden, wo du nahtest,
Der Garten blühn, den du betratest,
Verwundern würde es mich nimmer!

Du bist so schön! Aus ihren Grenzen
Trat die Natur, als sie dich dachte,
Soll sich das Wunder nicht ergänzen,
Daß sie entzückt ihr Werk betrachte?

Erst Abends pflegst du zu erscheinen
Auf dem Spazirgang. Aber ist
Es Abend auch? Es schwand die Sonne
Wohl nur, weil du erschienen bist.

Neugierig kommen alle Sterne
Hervor, sie flüstern durch das Blau:
Du bist so schön, sei unsre Sonne,
Du hohe, fremde, bleiche Frau!

Am Tag, wo ich dich nicht gesehen,
Hab ich mich selber auch vermißt;
Wie kann die Sonne untergehen,
Da heut' kein Tag gewesen ist?

Alfred Meißner.

Noch stehen und warten? 's ist vergebens,
Ein dunkler Abend senkt sich jetzt.
Verloren ist ein Tag des Lebens,
Den keine Ewigkeit ersetzt!

Nach Haus! Die letzten Lichter schwanden,
So muß ein Bettler schlafen gehn,
Der, da er tagelang gestanden,
Geschlossen jede Hand gesehn!

Vernahmst du nie, was fast mit Zähren
Mein Herz zu dir durch's Auge spricht:
Was du nicht willst, nicht kannst gewähren,
Du Holde, o versprich mir's nicht!

Schlimm ist's, dem armen Kranken sprechen
Vom nahen freudevollen Tag;
Enttäuschung wird das Herz ihm brechen
Eh' die Entsagung es vermag.

Trag' nicht mein Herz so hoch zu allen
Gestirnen auf von Glück und Licht,
Bedenk', daß, wenn du's lässest fallen,
Es auf dem Fels der Welt zerbricht.

Erschrocken fühl' ich, daß ich blute,
Und weiß doch nicht, woher mir's kam.
Trüb, todestrüb ist mir zu Muthe
Und frag' mich selbst: woher mein Gram?

Braucht' ich nur eine Hand zu rühren
Nach einem Schatz, ich ließ es sein,
Und pocht' das Glück an meinen Thüren,
Dem Mund versagte das: Herein!

Alfred Meißner.

Weh mir! ich war so froh und scherzte
Und nur ein Wort fiel unbewußt,
Und Alles, was mich jemals schmerzte,
Wühlt krampfhaft nun durch meine Brust!

Kein Mitleid! keins! — Behalt's zu eigen,
Schenk's jenem, der dich drum ersucht! —
Ich brauch' nur Einsamkeit und Schweigen
Und beides find' ich auf der Flucht.

Genesen werd' ich, — dich verlassen
Scheint mir wie Tod jetzt. Doch — es sei!
Stumm will ich meine Schmerzen fassen
Und sie ersticken ohne Schrei!

Leb wohl! Vielleicht nach wenig Tagen
Frag' ich schon ruhig an: Wie geht's? — —
Ein Blitz hat in den See geschlagen,
Er wogt und stürmt — und übersteht's!

Alfred Meißner.

Ziska.

(Siebente Auflage. Leipzig 1856. Herbig.)

Die Nonne.

Im Klosterhofe breitet eine Linde
In allen Raum ihr knorriges Geäste,
Die frommen Vöglein bau'n an ihrem Neste
Im Wipfel, der sich leise regt im Winde.

Ein Pilgrim sitzt, vom Abendroth beschattet,
Dort auf der Bank in später Abendstunde,
Auf seiner Stirne steht die böse Kunde:
Der Arme hat sein letztes Glück bestattet.

Sein Bart ist wild und Rabenlocken hängen,
Von Blut geballt, um seine Schläfe nieder;
Wer kennt in ihm den holden Zavoi wieder,
Der einst das Volk entflammt mit seinen Sängen?

Man hat dem Fremden Wein und Brod gesendet,
Daß er daran den kranken Leichnam labe,
Er aber starrt, das Aug' zur Erd' gewendet,
Als suche er verlornes Glück im Grabe.

Mitleidig schmiegt sich an den Seelenkranken
Des Klosters Dogge mit der Löwenmähne,
Legt ihm auf's Knie die braunen schweren Pranken,
Und leckt vom Schnurrbart ihm die stille Thräne.

Alfred Meißner.

Er merkt es nicht. Des Abends holde Feier
Wirft ihm ins Herz nicht einen Strahl der Wonne,
Er merkt es nicht, wie mit gehobnem Schleier
Dicht vor ihm steht die schöne, ernste Nonne.

Ein junger Lenz im Kleid von Schnee, ein Wesen
Mit unerklärbar schmerzlicher Geberde
Blickt sie ihn an, des Kummers Schrift zu lesen;
Er aber sieht sie nicht, er starrt zur Erde.

Da legt sie ihre Hand ihm auf die Locken;
Er fährt empor. In einem schnellen Blicke
Rührt's ihn wie Macht unendlicher Geschicke,
Daß er erbebt — so bittersüß erschrocken,

Ludmilla! spricht er, reichen deine Hände
Dem armen Bettler an des Klosters Pforte,
So zögernd, ach, so weigernd eine Spende,
Wie du dem Freund die Gabe reichst der Worte?

Und doch, du weißt! nicht Liebe komm' ich flehen —
Das ist vorbei wie eine blasse Sage —
Wenn ich ein Wort zu deinem Herzen wage,
Ist's Botschaft von ganz andren Menschenwehen.

Ein Sturm drängt an! Hin ist's mit holdem Frieden!
Ein Krieg empört sich gegen Klosterhallen,
Der Wahn soll nimmer Herzensketten schmieden,
Die Seelenzwinger lodern auf und fallen.

Der wilde Held, in dessen Brust die Funken
Von Hussens Holzstoß wunderbar entlodert,
Zieht durch das Land und seine Stimme fodert
Vor's Schwert, vor's Licht, was noch in Nacht versunken.

Alfred Meißner.

Was pfäffisch lobt den Herrn mit müß'gem Trauern,
Was nicht mit Thaten spricht, nur mit Gebeten,
Er wirft es in den Schutt gebrochner Mauern,
Erbarmungslos wird es in Staub getreten.

O komm'! entflieh! Wenn der Erbarmungslose
Hieher sich kehrt, o sprich, wer kann es sagen?
Wer wird dann dich, du holde weiße Rose,
Aus all' dem Greuel der Verwüstung tragen?

Der Pilger spricht's und schweigt, dann qualvoll harrend
Blickt er sie an und seine Pulse beben;
Da hebt sie sich und jedes Wort geht starrend
Wie böser Nachtfrost in sein tiefstes Leben.

»Mit dir entfliehn? mag dir's der Herr vergeben
Solch' Wort zu sprechen zu der Gottgeweihten!
Ich fühl' es mehr als je, daß all' mein Leben
Dem Himmel angehört in diesen Zeiten.

Soll ich, ein Weib, dich aus der Schrift belehren,
Der sonst ein Werber warst des höchsten Ruhmes,
Daß diese Welt bedarf der Priesterzähren,
Den Fluch zu tilgen unsers Menschenthumes?

In Sünden hat die Mutter dich empfangen,
Du warst verflucht, noch ehe du geboren;
Wär' Gott nicht für Dich in den Tod gegangen,
Dein ew'ger Theil wär' ewiglich verloren!

Dies traurige Verhängniß abzubüßen,
Ob theilweis nur, sitz' ich mit andern Reinen,
Mein Loos ist hier, zu des Erlösers Füßen
Um die in Schuld versunk'ne Menschheit weinen.

Versucher, flieh' von des Gerechten Mahle!
Der Teufel liegt in deinem Wort verkrochen,
Es täuscht mich nicht der Rede glatte Schale,
Ich hör' im Ei die falsche Schlange pochen!

Unsel'ge, die im ketzerischen Wahne
Sich von der Mutterkirche abgewendet,
Der Satzung reine Schrift zerstört, geschändet,
Wie Spreu sollt' ihr verfliegen im Orkane!

Doch deinem Ziska mit dem Kainszeichen
Fluch ich auf's Haupt Verdammniß und Verderben.
Er komme her! Von uns wird keine weichen,
Erwünschtes End' ist's uns für Gott zu sterben.«

Sie hat gesprochen. Bleich wie eine Todte
Kehrt sie sich ab ohn' eines Blickes Spende. —
Lang' sitzt der Pilgrim noch im Abendrothe
Und weinet stumm in seine hag'ren Hände.

Eine Mutter.

Es gehet und wehet die Kunde durch's Land:
Es trafen die Heere am Moldaustrand,
Sie haben ein Treffen geschlagen,
Auf hölzerner Brücke, hoch über dem Fluß,
Da trafen die Deutschen die Kinder des Huß,
Die Kinder des Kelches erlagen.

Und unter dem Tritte der Pferde zerbrach
Die hallende Brücke mit Donnergekrach,
Es wichen die Pfeiler im Falle.
Die Reiter, das Fußvolk voll Wunden und Blut,
Sie stürzten kopfüber hinab in die Flut,
Da sanken, ertranken sie Alle.

Alfred Meißner.

Die böhmische Mutter, sie höret die Mähr,
Ihr Sohn ist mit im versunkenen Heer,
Ihr letzter geboren, verloren.
Es heulet der Sturmwind, die Nacht ist kalt,
Sie flieht durch den sausenden, brausenden Wald,
Ihr letzter geboren, verloren!

Durch starrende Felsen, so wüst und so leer,
Kommt donnernd und brausend die Moldau daher
Und sinkende Trümmer und Thore.
Am Saume des Strand's, wo der Weidenbusch rauscht,
Da sitzet die Mutter und lauscht und lauscht,
Ein zerschossener Vogel im Rohre.

Und wie sie so lauscht mit dem Auge voll Glut,
Da hebt und regt sich die grollende Flut,
Es röthen sich seltsam die Wogen,
Ist's Glühen des Morgen, das so sie bestrahlt?
'S ist Herzblut der Edeln, das also sie malt —
Und jetzt kommen Leichen gezogen.

Viel Leichen mit bleichem, erstarrtem Gesicht,
Sie kommen daher wie zum Todtengericht,
Den Blutschaum auf offenem Munde.
Gewappnete Krieger, ein gräßlicher Knäul,
Rings um sie die Wogen mit Klagegeheul,
Aufrauschend vom Grunde, vom Grunde.

Die Leichen der Pferde, sie schleppen so schwer
An Zügeln und Bügeln die Reiter einher,
Es grinsen die bleichen Gesichter.
Mit gläsernen Augen, mit wallendem Haar,
So treibt auf der Flut die gespenstige Schaar,
Die Schaar sie wird dichter und dichter.

Die böhmische Mutter erfasset ein Grau'n:
O Herr des Himmels, den Sohn laß mich schau'n,

Ihn, den ich geboren in Schmerzen.
O Jesus Maria, da nahet er schon
Als blutige Leiche der herrliche Sohn,
Die klaffende Wunde am Herzen.

Was blickst mit metallenen Augen mich an,
Du sollst nicht schwimmen zum Ocean,
Mein wirst du, du herrliche Leiche.
Sie kämpft mit den Leichen, sie ringt mit der Flut,
Sie trinket der Helden hellrothes Blut,
O, daß sie den Sohn nur erreiche. —

Vergebenes Ringen! nun ist es geschehn,
Es weichet die Erde, die Sinne vergehn —
O Herr und der Leichen kein Ende —
Die böhmische Mutter, der böhmische Sohn,
Sie treiben auf jagenden Wellen davon,
Im Krampfe verflochten die Hände.

Der Winzerzug.

Es war ein seltner, wunderbarer Zug,
Wie hin er schritt durch Mährens grüne Gau'n
Und seltsam war die Absicht, die ihn trug
Ins Land, wo hell der Donau Wellen blau'n.
Nicht dir, der selbst den Himmel blutig färbst,
Dir Kriegsrecht, galt der Einfall in das Land,
Mit Waffen ist das Heer hinausgesandt,
Die Beute dir zu rauben, stiller Herbst!
Du aber reichst, o liebende Natur,
Dein Füllhorn Gaben Jedem, der da naht,
Weh', wenn ein Fuß auf deiner grünen Flur
Sie zu erringen, einen Wurm zertrat!
Der Kelch braucht Wein, und also glüht der Brand
Der Glaubenssonne ob dem Böhmerland,

Alfred Meißner.

Daß er im Kelch versickert also schnell
Als wie am heißen Tag ein Silberquell.
Was aber soll der Pfaff dem Gläub'gen reichen,
Wenn nach dem Schlachttag er den Kelch begehrt?
Die letzten Klosterkeller sind geleert,
Und Melnik ist verheert von Wetterstreichen.

Nach Oest'reich denn! Ins schöne Land der Reben,
Ins Land der blauen Trauben, blauen Seen,
Ein Einbruch nur! Holdsel'ger Herbst ist's eben,
Der blinde Held will selber winzern gehn,
Er, sonst ein Winzer, der am Winzerfest
Der Schlacht so oft das Blut wie Wein gepreßt!

Das ist kein Zug, wie sonst mit Schreck und Grau'n
Das arme Böhmen war gewohnt zu schau'n,
Der Thaja Ufer schallt vom Sang ringsum
Denn Winzer sind ja niemals liederstumm!
Dem waffenleichten, treuen Heeresbann
Zieht froh die Frau'n- und Kinderschaar voran —
Es ist kein Zug wie sonst in Staub und Glut,
Ein frommes Wallfahr'n ist's nach Traubenblut!

Und durch die Wälder Böhmens wild und rauh,
Wo in den Klüften hängt das Nebelgrau,
Wo durch die ew'gen Felsen starrgezackt
Mit Donnerfängen geht der Katarakt,
Hinzieht das Heer; der Strom auf seiner Flucht
Zeigt ihm den Weg nach Süden, den er sucht.

Und mälig wird die Landschaft mild und still,
Der Wasser Toben ist nicht mehr zu hören,
Frischgrüne Buchen rings statt schwarzer Föhren —
Die weite Flur ist schön wie ein Idyll.
Dem Herzen ist's, als sei's, vom Sturm verheert,
Allmäl'gen Schritt's zum Frieden rückgekehrt.
Hier hat noch nie gewittert eine Schlacht,

Alfred Meißner.

Auf unzertretner Flur ein Fruchtbaum lacht,
Die Donau geht durch Thäler ihre Bahn,
Auf Höh'n erzählen Burgen graue Chronik,
Die Seele denkt an's Land von Milch und Honig —
Es ist ein Winzerland wie Kanaan!
Die Rebengärten stehn mit fahlem Laube
Am Uferabhang, wo ihr klares Gold
Im Morgenlicht die breite Donau rollt,
Und üppig hängt in dem Gehäg' die Traube.
O Donauthal, du selbst bist wie ein Becher,
Darein die Sonne schaut, ein durst'ger Zecher,
Der sich erfreut an Glanz und Duft und Schimmer,
Stilllächelnd träumt und säumt und satt wird nimmer.

Ein seltnes Bild von ungewohntem Leben
Sieht nun der Tag in seinem Glanz beginnen,
Statt buntberockter deutscher Winzerinnen
Wildbärtige Hussiten unter Reben!
Da klingen Lieder, schauriger und härter,
Als jemals sie vernahm die deutsche Flut,
Und statt der Winzermesser schneiden Schwerter
Vom Rebenholz das süße Rebenblut.
Die Schilder aber sind ins Grün gesunken,
So tief ins frische Grün — man sieht sie kaum!
Sind's Krieger? sind es Kinder, die hier trunken
Aus ihren Helmen zechen auf dem Raum?
O alter Ziska, Herr ob Tod und Leben,
Der Kön'ge Schreck, der Völker Grau'n und Pein,
O sähst du unter deinem Dach von Reben
Nur heut' dies Bild voll Glanz und Sonnenschein!
Du hörst den Winzerchor, die frohen Sänge,
Was siehst du nicht das Festgesicht der Menge!
Wie starr dein Herz, ob nimmermehr hienieden
Du schlössest heute mit der Menschheit Frieden!

Auf Erden sein und nicht die Erde sehn,
In Nacht stets pochen an verschloßnen Thüren

Alfred Meißner.

Blind sein und leben — hin und wieder gehn
Und zweifeln müssen, daß sie recht uns führen,
In Nacht entschlummern und zu Nacht erwachen,
Kein Kindeslächeln seh'n, kein Flurenlachen,
Ein Unglück ist es über jede Klage,
Doch zwiefach Unglück ist's an solchem Tage.

O blinder Mann, du setzest nicht die Lippen
An deines ird'nen Bechers gold'ne Flut,
Du magst, ein Mensch, von edlem Wein nur nippen,
Wenn Priesterzauber ihn verkehrt zu Blut.
Du siehst nicht, wie ein Rudel holder Kinder
Dir deinen Heln umflicht mit einem Kranz;
Wie arm du bist, wie elend, alter Blinder,
Zum ersten Male heut' begreif' ich's ganz!

Das Tagwerk ist gethan. Am blauen Strom
Kahl steht der Berg — ein ausgeraubter Dom!
Es war ein blüh'nder Tag, was hilft's zu weilen?
Der Sigismund ist nah', das Heer muß eilen.

Hinrollen still die schlachtberühmten Wagen
Mit Keltern, die die süße Beute tragen.
Die Frau'n und Kinder folgen lustberauscht,
Und ihrem fremden Lied die Donau lauscht,
Wie einst der Indus zwischen Lenzgestaden
Dem Zug gehorcht von Satyrn und Mänaden,

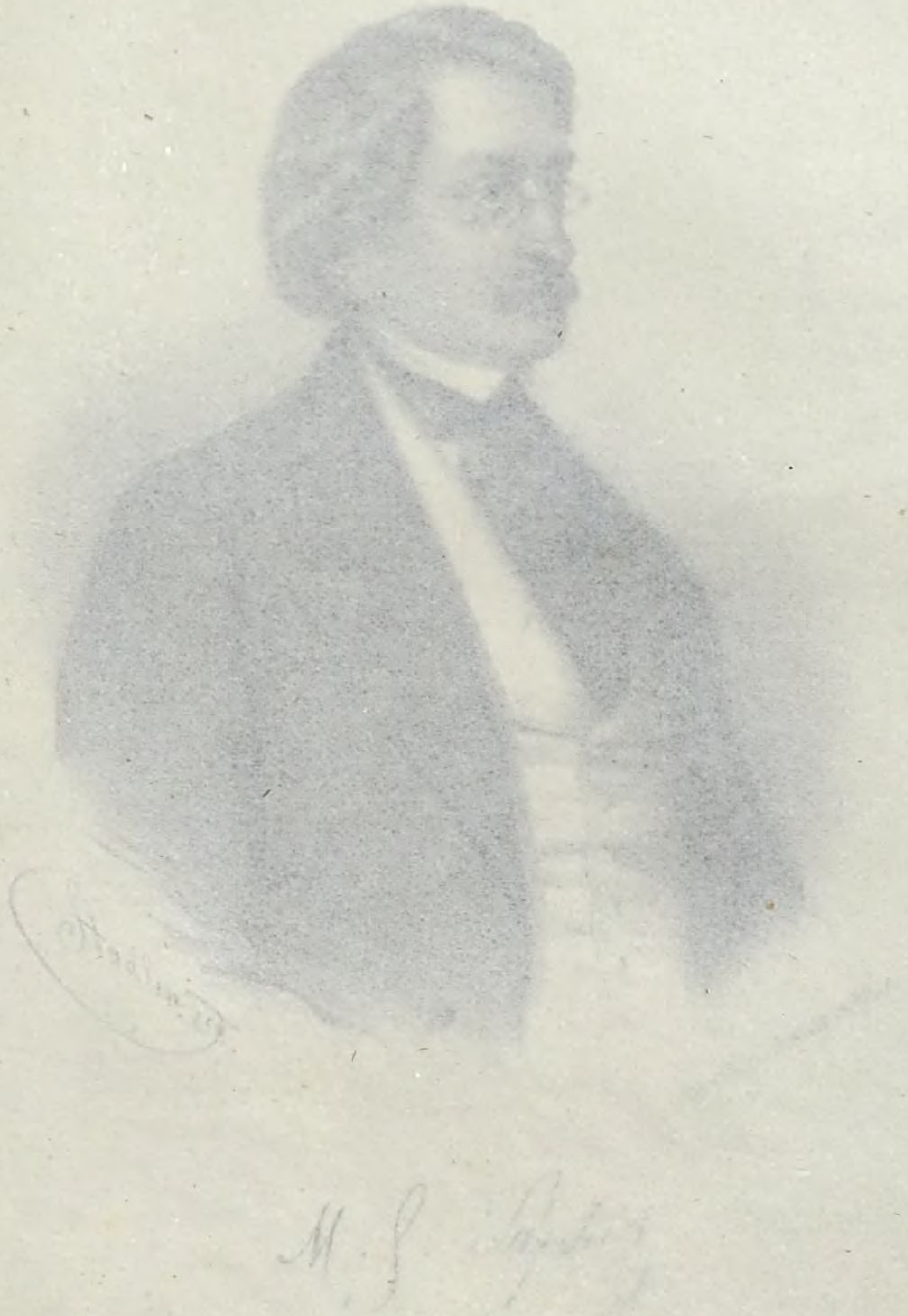
So zieht das Heer. Auf jedem Eisenhut
Verwelkt, vergilbt der Kranz von Weinlaub ruht,
Und jedes Schwert, das Schreck und Tod gesandt,
Lacht wie ein Thyrsusstab in Kriegerhand.
O stiller Zug zum heimatlichen Herd,
Wo Böhmens Tanne ihre Arme reckt —
Du bist der einz'ge, aus dem unbefleckt
Von Blut die Kinder Tabor's heimgekehrt.

M. G. Saphir.

Moritz Gottlieb Saphir, der Großmeister des Humors, der Erbe Jean Paul's, wurde am 8. Februar 1795 in Lovas-Berény geboren. Es ist dies ein ungarisches Städtchen, in der Stuhlweißenburger Gespanschaft gelegen, dessen Bewohner sich vorzugsweise dem Betriebe des Weinbaues zu widmen pflegen. Wer den Geist und die Blume des ungarischen Rebensaftes kennt und zu würdigen versteht, der wird sich bei der Lecture von Saphir's Dichtungen wohl oft unwillkürlich an die geheimen Gesetze der Wahlverwandtschaft erinnert haben.

Der Großvater des Dichters hieß Israel Isreel. Als die Israeliten auf Befehl Kaiser Joseph des Zweiten Familiennamen annehmen mußten, berief der damalige Stuhlrichter den erwähnten Großvater zu sich und befrug ihn, wie er in Zukunft heißen wolle. Israel Isreel wußte dies anfangs selbst nicht, doch da er einen Siegelring als Erbstück an seinem Zeigefinger trug, in welchem Ringe ein Saphir saß, so meinte der Stuhlrichter: »Nennen Sie sich einfach Saphir!« Und so geschah es auch.

Nach dem Wunsche seiner Eltern sollte sich M. G. Saphir dem Kaufmannsstande widmen. Nun folgte, wie zu erwarten stand, ein Seitenstück zu der bekannten Fabel des großen Dichters Schiller, welche ihrer Zeit unter dem bezeichnenden Titel »Pegasus im Joche« verdientermaßen so großes Aufsehen in allen gebildeten Kreisen erregte. Auch Saphir konnte nicht dahin gebracht werden, die Gefilde des Parnasses mit der kaufmännischen Schreibstube bleibend zu vertauschen. Man suchte daher einen Mittelweg. Saphir sollte dem Studium des



[illegible]

[illegible]

[illegible]
ten auf [illegible]
mußten, [illegible]
sich und [illegible]
wußte [illegible]
stück [illegible]
so [illegible]
so [illegible]

[illegible]
Auch [illegible]
[illegible]
Man suchte [illegible]



Druck v. J. Haller in Wien

M. G. Saphir

Talmud obliegen. Er selbst schrieb hierüber in seiner Selbstbiographie, »Humorist« 1845, wie folgt:

Vom Schicksal zum Juden bestimmt, von den Eltern zum Handelsmann, von der Erziehung zum Dorfrabbiner, von den Verhältnissen zum armen Teufel, von dem Zufall zu seinem Fangball, bin ich jetzt trotz diesen Bestimmungen so ein ehrlicher und aufrichtiger Christ, wie nur ein ehrlicher und aufrichtiger Christ sein kann; Eigenthümer eines mittellosen Intendanzraths-Titels, bürgerlicher befugter Redacteur der Stadt Wien und aller umliegenden Ortschaften, lebenslänglicher Prätendent des Titels »Deutscher Humorist«, geistreicher Schriftsteller von Gnaden einiger befreundeter Blätter, Hof- und Leibvorleser verschiedener Wohlthätigkeitsanstalten, populärer Volkscharacter ohne gefährliche Folgen, Besitzer vieler Anhänger, die mir nichts ins Knopfloch stecken können, Inhaber eines steuerfreien Renommées mit dem dazu gehörigen Gottesacker, mit Ernten im weiten Feld, Ordensmitglied mehrerer Capitel aus dem Buche der Leiden der wahrheitsliebenden Familien, ungelehrtes Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaftsspiele, redlicher Patriot ohne Aushängschild und freiheitsliebender Mensch ohne politische Lieder mit messingenen Schrauben, Lohnkutscher-Adjunct des deutschen im Koth steckenden Thespiskarren, vulgo Recensent, hinterlassener Wittiber der nach langem Leiden an der Federlähmung verstorbenen Bezirkskritik, lustiger Ritter mehrer traurig umherliegender Wahrheiten u. s. w.«

Kehren wir jedoch zu unserer Biographie zurück! Saphir begab sich nach Prag, um dort, wie bereits erwähnt, das Studium des Talmud zu betreiben. So verstrich der lange Zeitraum von 1806 bis 1814, schöne Jugendjahre verflossen bei angestrengtem Fleiße auf dem Gebiete ernster Wissenschaft. Zum Glücke gibt es ein ewiges Naturgesetz, kraft dessen auch nicht das geringste Samenkorn verloren geht und verloren gehen kann. Saphir hatte nicht Ursache, jenes Studium zu bereuen. Sein Geist, schon früher ein jugendlicher Riese, lernte die scharfen Waffen der Kritik und Dialectik handhaben, und mancher spätere Gegner dankte es einzig den Lehren dieser geistigen Fechtschule, wenn er so zu sagen bei dem ersten Anrennen unsanft aus dem Sattel geschleudert wurde.

Eine wahrhaft geniale Natur läßt sich übrigens auf die Dauer nicht fesseln, nicht knebeln. Deshalb sprengte auch Saphir die hem-

menden Bande, fest entschlossen, künftig einzig den Eingebungen seiner Muse zu lauschen. Die Erstlinge dieser Muse erschienen in der »Pannonia,« einer Zeitschrift, welche damals von dem Grafen Festetics in Pest herausgegeben wurde. Der junge Schriftsteller ward von der Lesewelt sehr beifällig aufgenommen. Seine Poesien fanden warme Theilnahme, namentlich erregte sein satyrisches Talent ungewöhnliches Aufsehen. Die künftige Gottesgeißel schlechter Scribenten und Reimschmiede wußte sich schon damals durch die Wucht ihrer Hiebe vortheilhaft auszuzeichnen.

Saphir wollte sich übrigens mit den Lorbeern nicht begnügen, welche eine Stadt zweiten Ranges zu bieten vermochte. Pest war auch damals nicht geeignet, das Capua irgend eines großen Talentes zu werden. Unser Humorist eilte daher nach der Kaiserstadt an der obern Donau, und wurde binnen wenigen Monaten der beliebteste Mitarbeiter der vielgelesenen Theaterzeitung. Die Künstler von Wien beugten sich in Kürze vor dem Geist, der zwar meist verneinte, dessen Feder jedoch in Paris geschnitten worden zu sein schien. Auch wußte Saphir seine Tinte mit dem feinsten attischen Salze zu versetzen. Die geniale Schauspielerin Therese Krones war eine der Ersten, welche den Werth des jungen Kritikers zu würdigen verstanden, und sich deshalb beeilten, seinen Rathschlägen ein willfähriges Ohr zu leihen.

Der Humorist verlebte in dieser glänzenden Lage ein paar glückliche Jahre. Im Sommer pflegte er eine Stube in dem Gasthause zur »Elster« im Prater zu miethen. Diese Art Villa glich mehr einem Vogelbauer, mitten im Grünen aufgehangen; geheimes Vorgefühl schien Saphir bei der Wahl dieser Stube zu leiten. Dies Gemach ward ja zur Behausung jener Nachtigall bestimmt, welche in späteren Tagen die vielgerühmten Lieder an die wilde Rose singen sollte. Witz und Satyre sind jedoch leider ein Gegenstück zu dem bösen Blicke, von welchem man in Wälschland so viel Trauriges zu erzählen weiß; auch sie bereiten Mißgeschick, nur liebt es gewöhnlich denjenigen heimzusuchen, welcher jene gefährlichen Geschenke der Mutter Natur erblich und eigenthümlich überkommen. Unannehmlichkeiten, durch mehrere satyrische Aufsätze heraufbeschworen, veranlaßten Saphir die Reichshauptstadt Wien zu verlassen, und nach dem Neuathen an der Spree, nach Berlin, zu übersiedeln.

Der reichbegabte Schriftsteller wurde daselbst keineswegs mit offe-

nen Armen aufgenommen, namentlich herrschte in der Coulissenwelt jener frostige Luftzug der Mißgunst aus Norden, welcher fast alle glänzenden Erscheinungen aus Süddeutschland kalt und unfreundlich anzuwehen pflegt. Schauspieler und Poeten hielten Saphir für einen blinden Nachäffer des großen Dichters Jean Paul, schwatzten von Blumen-, Frucht- und Dornenstücken im Geschmacke des Armenadvocaten Siebenkäs, und konnten nicht glauben, daß die Alba's der Kritik in Berlin gar bald um ihren erschlichenen Purpur kommen dürften. Holtei hat dies in einem seiner Bücher mit lobenswerther Ehrlichkeit geschildert, und offenherzig beigefügt, wie erschrocken alle Welt gewesen sei, als Saphir, Dank seiner »Schnellpost«, die er 1826 herauszugeben begann, plötzlich zur kritischen Großmacht heranwuchs, und als Richter im Justizpalast künstlerischen Rufes die angeblichen Freibriefe auf Unsterblichkeit einer strengeren Prüfung unterzog, als es in der Stadt an der Spree bisher Brauch und Sitte gewesen.

Sein Ruhm steigerte sich noch mehr, als er im nächsten Jahre eine zweite Zeitschrift, den »Berliner Courier« begründete. Aus jener Zeit stammt, nebenbei gesagt, Saphirs bekannte Chiffre »Dr. Debek«, das ist »der Redacteur des Berliner Couriers«, mit der unser Humorist auch später viele neuere Aufsätze, wie den »Plauderer am Kaffehtische« unterzeichnete. An Gegnern konnte es nicht fehlen. Saphir kehrte jedoch aus derlei polemischen Scharmützeln mit neuen Lorbeern zurück. Er glich dem Riesen Einheer, der im Dienste Carls des Großen bei der Heerfahrt gegen die Avaren sieben bis acht Heiden auf einmal auf seine Lanze zu spießen pflegte.

Sein wackerster Waffengang war der siegreiche Kampf gegen dreizehn Berliner Bühnendichter. Diese Erbfeinde des Humoristen hießen: Louis Angely, Alexander Cosmar, C. Dielitz, F. Förster, Friedrich Baron von L. M. Fouqué, F. W. Gubitz, W. Häring, Baron von Lichtenstein, Ludwig Rellstab, Ludwig Robert, Fr. Tietz, Adalbert vom Thale und von Uechtritz. Saphir schrieb damals in Berlin, im Jahre 1828 nämlich, zwei Flugschriften, welche als gedrucktes brillantes Feuerwerk des Spottes und der Satyre gerühmt werden konnten. Die eine Broschüre führte den Titel »der getödtete und doch lebendige Saphir«, die andere war »Kommt her!« überschrieben. Beide Flugschriften erregten ungeheuere Sensation, und der Berliner Volkswitz bezeichnete sie als das Todesurtheil der erwähnten Bühnendichter. Homerisches Gelächter

M. G. Saphir.

erweckte ferner nachstehender köstlicher Witz. Der Humorist erfreut sich bekanntlich einer stattlichen Körperlänge, Dichter Angely war hingegen ein kleiner, unansehnlicher Knirps. Als man daher Saphir eines Tages die Nachricht brachte, Angely habe sich einen Dolch angeschafft, um seinen Gegner auf tödtliche Weise zurechtzuweisen, erwiederte unser Humorist lakonisch: »Sorgt euch nicht um mich, ich habe mir bereits ein Paar Kappenstiefel anfertigen lassen!«

Bekannt ist seine Fehde gegen die berühmte Sängerin Henriette Sonntag, nachherige Gräfin Rossi. Saphir befolgte schon damals seine bekannte ebenso schlaue als gerechte Tactik, er legte seine Lanze nie wie Don Quirotte gegen eine Windmühle, gegen Ephemeren des Tages ein; nein, es waren ewig nur gefeierte Notabilitäten, die er zu bekämpfen suchte, und so manche erschwindelte Größe sank bei seinem kritischen Speerstoß in den Sand, um sich nicht so bald wieder von ihrem Sturze zu erheben. Er haßte wie Heinrich Heine die »Plateniden«, die geistigen Schuldenmacher.

Im Jahre 1828 erschien die »Schnellpost« in Altenburg, 1829 wurde sie zwar wieder in Berlin herausgegeben, endete aber mit dem Jahresschlusse, da sich Saphir entschlossen, München zum Schauplatze seines schriftstellerischen Wirkens zu erwählen. Dort redigirte er 1830 den »Bazar für München und Baiern«. Im nächsten Jahre unternahm er seine vielbesprochene Fahrt nach Paris.

Es ist hier der Ort eine Lüge zu widerlegen, die ihrer Zeit in den Spalten vieler deutschen Journale abgedruckt wurde. Ein böswilliger Witzbold hatte die Fabel ausgeheckt, Saphir sei mit den Behörden in Conflict gerathen, und habe wegen einer Stelle, die man auf den König Ludwig von Baiern bezog, nach überstandener zeitweiser Haft vor dem Bilde jenes Souveräns Abbitte leisten müssen. Man konnte kein alberneres Märchen ersinnen, und es gehörte die bekannte deutsche Leichtgläubigkeit dazu, um diese handgreifliche Mystification gläubig nachzubeten. Saphir hatte einfach gegen das unschöne Treiben in der Theaterwelt zu München geschrieben, und dabei die Feder in Blausäure statt in Tinte getaucht. Deshalb erhielt er in einem gerichtlichen Erlasse eine scharfe Verwarnung und Rüge hinsichtlich seiner Schreibweise. Was weiter hierüber gefabelt wurde, gehörte, wie gesagt, in die Memoiren des seligen Freiherrn von Münchhausen. Von einer Beleidigung des Königs war vollends nie die Rede gewesen.

M. G. Saphir.

In Paris lebte der geistvolle Humorist in innigem Verkehr mit dem doppelten Großkreuz des Ordens der Ritter vom Geist, mit Heinrich Heine und Ludwig Börne, ja er wohnte in einer Chambre garnie, unmittelbar über der Wohnstube des Letztern gelegen, was nicht wenig beitrug, die Camerадschaft dieser Triarier des Witzes und der Satyre noch fester zu knüpfen.

Noch im selben Jahre, nämlich 1831, wurde Saphir von dem König von Baiern nach München zurückberufen, um die Redaction des »Baierischen Beobachters« zu übernehmen; auch gründete er nebstbei seinen »Münchener Horizont«, der in Kürze zu den gelesensten Blättern von ganz Deutschland zählte. Anfangs 1832 erfolgte sein Uebertritt zum christlichen Glaubensbekenntnisse. Saphir ward im Hause des Decan Beck in München nach dem Gebrauche der protestantischen Kirche getauft. Um diese Zeit erhielt er ferner den Titel als Hoftheater-Intendanzrath. Zu erwähnen sind hier noch seine Vorlesungen im Museum zu München, welche schon damals als das Stelldichein der eleganten und gebildeten Welt betrachtet wurden. Mit dem Jahre 1834 endete seine journalistische Thätigkeit in der Hauptstadt an der Isar.

Saphir kehrte nach Wien zurück. Der hohe Ruf, den er sich als Schriftsteller erworben, diente als Seitenstück zu der bezauberten Springwurzel; er verschaffte dem Humoristen unbestrittenen Zutritt zu Salons, deren Flügelthüren sich bisher nur für die Crème de la crème zu öffnen pflegten. Die deutsche Muse ward durch Saphir appartementfähig in den Prunksälen der Großen der Erde, ein Verdienst, das nur Scheelsucht und Unverstand zu bemäkeln vermochten. Weiter unten ein Mehreres über diese Streitfrage.

Alte Liebe rostet nicht. Dies gilt auch in der Journalistik. Saphir wurde abermals Hauptmitarbeiter der Theaterzeitung, und galt seit dieser Zeit als Haupt der Kritik in der Kaiserstadt. Drei Jahre später, 1837, begann er die Herausgabe seiner Zeitschrift, »Der Humorist« betitelt. Mehr als zwei Decennien sind seit jener Zeit verstrichen, und dies Journal verblieb noch immer die Lieblingslectüre der gebildeten Welt; selbst der gewaltige Märzsturm wie der Actienstaub der Gegenwart vermochte die Stimme des »Humoristen« nicht zu ersticken; viele größere Journale gingen während dieser langen Epoche den Weg alles Fleisches, andere Blätter fristen zwar noch immer ihr Leben, aber vielleicht rührt dies blos daher, weil ihre Gründer eigentlich keinen

M. G. Saphir.

Geist aufzugeben haben. Seit 1850 erscheint auch alljährlich Saphir's „Humoristisch-satyrischer Volkskalender", also beliebt, daß er trotz einer Auflage von sechzehn- bis zwanzigtausend Exemplaren binnen wenigen Wochen vergriffen zu werden pflegt. Ein weiteres hohes Verdienst um Poesie und Kunst erwarb sich Saphir durch die Begründung seiner musikalisch-declamatorischen Academien. Der geistreiche Mann gedachte damit eine Sünde der modernen Zeit wenn nicht zu beseitigen, doch wenigstens zu veredeln. Angelica Catalani und Nicolo Paganini glichen den Propheten des alten Testamentes, namentlich schien letzterer ein Elias, als er auf dem feurigen Wagen der Töne die Fahrt durch alle Lande unternahm. Ihre Nachfolger sanken allmälig zu Krämern herab. Mit den Dreißigerjahren begann die neue Zeitrechnung des fahrenden Virtuosenthums. Seit dieser Epoche stand der abgöttische Cultus der Technik in voller Blüthe, die Virtuosen wandelten auf Louisd'or umher und schmückten sich widerrechtlich mit den Lorbeern der Tondichter. Es war etwas faul geworden im Staate Musik.

Saphir suchte wie gesagt diese Sünde der Gegenwart wenn nicht zu beseitigen, doch mindestens zu adeln. Nach seinem Glaubensbekenntniß sollte und mußte der Geist auch bei diesem Gebahren der Mode den Antheil des Löwen in der bekannten Fabel beanspruchen und festhalten. Deshalb fiel und fällt das Schwergewicht bei Saphir's Academien auf seine Declamationsgedichte, namentlich auf seine humoristische Vorlesung. Das erste Concert des Geistes, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, fand bereits 1834 in Wien statt, und zwar zum Besten der Verunglückten in Wiener-Neustadt, welcher Ort in jenem Jahre durch eine furchtbare Feuersbrunst in Schutt und Asche gelegt worden.

Nächstenliebe wurde der Souffleur des Talentes. Deshalb versammelte sich nicht blos die Elite der Bildung bei Saphir's Academie, es kamen auch Alle, welchen das Wort Mitleid als heilig gilt, oder welche doch diesen schönen Glauben zu heucheln versuchten; deshalb nahte jeder, welcher im Reichthum das Elend nicht vergaß, oder doch wenigstens nicht so vergeßlich scheinen wollte, und von derlei Gaben ward der Opferstock der Nächstenliebe gefüllt mit Silber und Gold. In den Mauern der Kaiserstadt lebt so mancher Krösus, schaltet so mancher Nabob, aber wir glauben kaum, daß Einer von ihnen der Armuth so viel Mammon spendete, als der Humorist im Laufe eines Vierteljahrhunderts auf dem Altar der Wohlthätigkeit niederlegte.

M. G. Saphir.

Die Eintrittskarten zu seinen Vorlesungen wurden zwar von dem Geiste unterschrieben, aber von dem Mitleid contrasignirt.

Sein Ruf als Vorleser verbreitete sich weit über die Grenzen des Kaiserstaates, auch unternahm er, um im Theaterdialect oder dem Concertjargon zu sprechen, mehrere Kunstreisen nach dem weiland römisch-deutschen Reiche. Es waren Triumphzüge des Geistes nach dem Siege über die musikalische Technik. In der neuesten Zeit dehnte Saphir, wie wir weiter unten lesen werden, seine Eroberungen auch über den Rhein aus.

Das verhängnißvolle Jahr 1848 begann. In den Februartagen fiel der geschichtlich denkwürdige Schuß vor dem Hotel Guizot in Paris, und eine Lawine von Greuelscenen wälzte sich über halb Europa. Auch in Wien erdröhnte das Echo des unseligen Schusses. Saphir, als freisinniger Schriftsteller bekannt, wurde in der Bewegungszeit mit Acclamation zum Präsidenten des Schriftstellervereines erwählt, sein feiner Tact, das zweite Gesicht, jedem echten Poeten eigen, veranlaßte ihn jedoch, dieser Würde bereits nach zwei Tagen zu entsagen, und für die Dauer der politischen Stürme nach dem Curort Baden zu übersiedeln. Er ist auch später der Reichshistoriograph der dortigen Thermen geworden. Dem Gebote der Nächstenliebe getreu veranstaltete er daselbst, als Seine Excellenz der Ban von Croatien mit seinem Heere anrückte, eine glänzende Academie zum Besten der verwundeten Krieger.

Die Ruhe ward hergestellt. Saphir ergriff aufs Neue seine gefürchtete Feder. Im Jahre 1853, im Monat August, ward er als Ablegat der Literatur und Journalistik zu den Feierlichkeiten gesendet, welche bei der Vermälung der Frau Erzherzogin Maria Henrika Anna mit dem Kronprinzen von Belgien, dem Herzog von Brabant, in Brüssel stattfanden. In der Hauptstadt von Belgien schloß Saphir enge Freundschaft mit dem fruchtbaren Dichter Dumas Vater, der später in den Salons des Prinzen Napoleon und der Prinzessin Mathilde so viel Schönes von dem deutschen Humoristen erzählte, daß beide erlauchten Mitglieder des französischen Kaiserhauses dem Glauben lebten, M. G. Saphir sei eigentlich nur eine geistreiche Mythe, welche Dumas in seiner schöpferischen Phantasie zum Ergötzen des Hoflagers zu Paris ersonnen.

Saphir ward daher auch in der französischen Hauptstadt mit offe-

nen Armen empfangen, als er 1855 der Eröffnung der Industrieausstellung in Paris beiwohnte. Der Humorist vertrat aber auch die Ehre und Noblesse der deutschen Journalistik in glänzender Weise. Er war, um mit einem geistreichen Freunde zu sprechen, in den Salons an der Seine dieselbe gefeierte schriftstellerische Größe, wie er sie seit Jahren in den Theezirkeln an der Donau repräsentirte. Saphir speiste, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, als »Lucull bei Lucull«, er war heimisch in den Gemächern der Großen Frankreichs, und Prinzessin Mathilde freute sich herzlich, als die neueste Auflage seiner beliebten »wilden Rosen« an der Stelle der Dedication ihren Namen wies. Die deutsche Poesie wie Journalistik konnte keinen größeren Triumph feiern, als jenen, den M. G. Saphir sich selbst in den ersten Cercles der vornehmen Welt in Paris bereitete. Auch wurde ihm die Auszeichnung zu Theil, in den Tuilerien eine humoristische Vorlesung halten zu dürfen. Stürmischen Beifall fand ferner sein herrliches, noch in München geschriebenes Gedicht:

Im Garten zu Schönbronnen
Da liegt der König von Rom!

Ein so großer Sieg im französischen Salon konnte natürlich nicht ohne Rückwirkung in der deutschen Lesewelt bleiben. Saphir legte zudem die Summe der Eindrücke, in der Fremde empfangen, in einem neuen Werke nieder, das er mit dem bezeichnenden Titel »Pariser Briefe aus dem Glaspalaste über Leben, Kunst, Geselligkeit und Industrie« überschrieb.

Seit dem Beginne des laufenden Jahres widmet Saphir seiner Zeitschrift »Der Humorist« noch regeren Fleiß und Eifer; er bewahrte die alte Geistesfrische, die bei vielen seiner Zeitgenossen seit Jahren erlahmte, während der kastalische Bronnen für unsern Humoristen zur Quelle ewiger Jugend geworden zu sein scheint. Einen zahlreichen Lesekreis erwarb sich ferner sein satyrisch-politisches Montagsblatt, »Der Wochenkrebs« betitelt.

Schreiten wir nunmehr zu seiner Characteristik als Mensch, Poet und Kritiker! Saphir ist hoch gewachsen, von schlanker Statur, aus seinen blauen Augen spricht Geist und Gutmüthigkeit; nur um die Lippen zuckt es zuweilen wie mühsam verhaltener Spott, auch scheint sich in Augenblicken satyrischer Aufregung ein Stück Mephisto unter den blonden Barthaaren zu bergen.

M. G. Saphir.

Trotz seiner vorgerückten Jahre verblieb M. G. Saphir ein Meister in der Kalobiotik, in der Kunst, ein schönes Leben zu führen. Seine Toilette ist tadellos, auch besitzt er die Manieren eines vollendeten Gentleman. Er ist aber auch in Wahrheit fast die einzige literarische Notabilität Deutschlands, welcher wie unsere Collegen über dem Rhein allimmer gelebt hat als ein Rentier des Geistes, als eine Art Rothschild des Talentes, mit einem Worte als deutscher Alexander Dumas.

Saphir spricht außer seiner Muttersprache geläufig französisch, englisch und italienisch, auch etwas ungarisch. Seiner hebräischen Studien haben wir bereits erwähnt. Er besitzt außerdem alle jene kleinen Kenntnisse, die sich ein Lebemann aneignen muß, falls er sich anders mit Erfolg in den Cercles der vornehmen und eleganten Welt bewegen will. Auch dieser Vorzug darf nicht mit poetischem Eigendünkel übersehen werden. Der Dichter wird jetzt nicht mehr auf dem Forum gekrönt, zum Weltruhme genügt jetzt eine frisch gepflückte Rose, die uns für einen Band Liebesgedichte aus einem Boudoir zugeworfen wurde. Selbst der Journalist, der nicht als Habitué eleganter Salons gilt, ist nur ein Stiefkind der Presse. Wenigstens findet er nirgends Gelegenheit, das mütterliche Erbe vollwichtig zu verwerthen.

Man betrachte unsere Tintengenossen in London und Paris. Was sich an Talent daselbst auf jeglichem Gebiete des Parnasses entfaltet, findet allüberall die gebührende Anerkennung und Förderung. Besagtes Talent gleicht einer Dollarnote von hohem Nennwerth, die natürlich schwer an den Mann zu bringen wäre. Die Salons vertreten jedoch die Wechselstuben, wo diese Note augenblicklich in gangbare klingende Münze umgesetzt wird, auf daß letztere im ganzen Lande circulire. Das ist jedoch nicht der einzige Vortheil, welcher dem Poeten und Journalisten aus seinem Verweilen im high life erwächst. Der feine Ton, das gewisse anmuthige savoir faire wird ihm daselbst allmälig zur zweiten Natur. Dies spiegelt sich dann auch später in seinen Werken ab. Salon und Presse ergänzen sich gegenseitig. Saphir erfaßte dies frühzeitig mit richtigem Scharfblick; seine Muse durfte daher auch nicht jahrelang als Aschenbrödel auf die Stunde der Erlösung harren.

Der geistreiche Humorist gibt übrigens seit geraumer Zeit selbst sehr glänzende Soiréen. Sein »Salonscher Wochenkrebs«, wie er seine Behausung schalkhaft zu nennen liebt, ist häufig der Sammelpunct, das Rendezvous, zu dem sich alles dasjenige einzufinden eilt, was

M. G. Saphir.

Wien jeweilig an gefeierten Bewohnern des Parnasses in seinen Mauern beherbergt. Der Hausherr versteht es aber auch in französischem Geschmacke die Honneurs zu machen, und es sind keine »Stunden der Täuschung«, die man bei ihm zu verleben pflegt.

So schaltet und waltet Saphir als Gentleman. Im Leben selbst gilt er mit Recht als zärtlicher Vater, als treuer Freund, als Schirmherr der Armuth und des Elendes; seinen Feinden gegenüber tritt er freilich geharnischt in die Schranken, er zählt ja zu jenen gewaltigen Naturen, die eben so warm zu lieben, als grimmig zu hassen verstehen. In seinen reiferen Jahren ist er jedoch milder in seinem Urtheil geworden, mitunter lautete sein Wahlspruch: Soyons amis, Cinna!

Was Saphir als Dichter anbelangt, so muß man vor Allem die Vielseitigkeit seines Talentes bewundern. Seine metrischen Spenden zerfallen übrigens in zwei streng geschiedene Spielarten, in erotische Lieder, wie sie die Zärtlichkeit singt, dann in Gedichte, welche sich vorzugsweise zur Declamation eignen. Als Sänger der Liebe, als lyrischer Dichter weiß Saphir die Saiten des Herzens so rührend und ergreifend anzuschlagen, daß man keinen Augenblick an der Wahrheit seines Grames zu zweifeln vermag. Seine Sammlung »Wilde Rosen« darf daher auch als ein Schatzkästlein betrachtet werden, darein die lyrische Poesie so manchen köstlichen Edelstein verschlossen. Bei der Schnelligkeit, mit der unser Humorist zu schreiben pflegt, wurden freilich im Laufe der Zeit auch hie und da ein paar erotische Lieder veröffentlicht, welche besser ungedruckt geblieben wären. Göthe hat sich jedoch einen ähnlichen Fehler zu Schulden kommen lassen.

Die Declamationsgedichte, welche Saphir's Namen in der Theaterwelt so populär machten, haben bereits die Runde durch ganz Deutschland zurückgelegt, und zwar manche Gegner, aber weit mehr Bewunderer gefunden. Die Acten hierüber sind bereits geschlossen. Ein Lied »Das Frauenherz« schlägt hundert kritische Zeloten todt. Ein fait accompli läßt sich zudem nicht abläugnen. Dies fait accompli aber besteht in dem Umstande, daß die Gedichte, welche Saphir für seine Academien schrieb, noch überall stürmischen Anklang fanden, also einen eigenthümlichen Zauber besitzen müssen, derart bannend und mächtig, daß ihm die Zuhörer nicht zu widerstehen vermögen. Volksstimme, Gottesstimme!

Saphir versteht ferner auch im Gebiete der Romanze den rechten

M. G. Saphir.

Ton anzuschlagen. Sein Gedicht am Todestage des Herzogs von Reichstadt wird so gut auf die späte Nachwelt übergehen, als die Romanze »Die nächtliche Heerschau« von Zedlitz. Emil Titl, welcher diese Heerschau so prachtvoll in Klänge übersetzte, hätte auch jene tiefrührende Todtenklage oder Elegie in die Weltsprache des Gefühles, in Musik, übertragen sollen.

Als Humorist ist M. G. Saphir ein würdiger Nachfolger des großen Jean Paul Friedrich Richter. Auch aus den Schriften des Ersteren spricht überall ein höchst origineller Geist und eine humoristische Darstellungsgabe, wie sie nur wenigen deutschen Schriftstellern eigen gewesen. Selbst seine Novellen wie das Prachtstück »Güldane« gleichen reizenden Phantasiestücken, wie sie nur ein hochbegabter Autor zu schaffen vermag. Saphir besitzt noch eine weitere Aehnlichkeit mit Jean Paul. Das Gepräge der reinsten Sittlichkeit, das seine Werke fast ohne Ausnahme schmückt, gereicht auch unserm Humoristen zum besonderen Ruhme. Die Sage geht, das homerische unauslöschliche Gelächter sei bei der Flucht der griechischen Götter aus dem Olymp verloren gegangen, und erst spät wieder aufgefunden worden. Beruht diese Mähre anders auf Wahrheit, so darf Saphir getrost als redlicher Finder bezeichnet werden. Man lese seine Novellette »Don Carlos mit Butter.«

Die Kritik zählt Saphir gleichfalls zu ihren scharfsinnigsten Vertretern. Er besitzt alle Eigenschaften, welche Ludwig Börne von einem Kritiker fordert, wie große Belesenheit, vielseitiges Wissen, feine Sitte, Gewandtheit, Anstand, Muth und Gegenwart des Geistes. Hierzu kommt noch nebst beißendem Witze ein überaus blumiger Styl. Viele deutsche Schriftsteller halten letzteres zwar eher für einen Uebelstand, als für einen Vorzug, wir aber stimmen hierin unserm früheren Gewährsmann vollkommen bei, wenn er sagt: »Wenn in Frankreich Bettlergedanken sich immer schön und sauber kleiden, und darum Zutritt in guter Gesellschaft finden, hüllen sich die reichsten deutschen Geister in Lumpen ein, finden alle Thüren verschlossen, und werden von jedem unverschämten Hofhund angebellt.« Auch Saphir pflegt elegante geistige Toilette zu machen, wenn er die Feder zu einem kritischen Aufsatze ergreift. Reich an Erfahrung erficht er ferner seine schönsten kritischen Siege durch die Parallele, durch das Gleichniß. Dies gilt selbst auf musikalischem Gebiete. Ein bewährter Musikkenner, selbst ausübender

Künstler von großem Rufe, sagte uns einst, er habe nie eine so bündige Characteristik gefeierter Violinspieler von Paganini bis zu Molique gelesen, als wie sie einst Saphir in seinem »Humoristen« niedergeschrieben.

Als wahrer Schreck-ins-Land erwies sich Saphir bei literarischen Fehden. Fast scheint es, als bestehe seine Hauptstärke in der Polemik. Man möchte ihn, falls man einen Parlamentsredner mit einem Schriftsteller vergleichen darf, den Lord Brougham der Feder nennen. Wie diese Lordschaft bei parlamentarischen Kämpfen nach Heine's Schilderung anfangs einzelne Sätze kalt, fast unsicher hinschleudert, so daß der Redner weit ab vom Ziele zu schweifen scheint, so schiebt auch Saphir seine polemischen Truppen langsam, einzeln in das Gefecht, bis sein ganzes Heer in Schlachtordnung steht, und dann vorbricht wie die macedonische Phalanx, wie die Hochländer, die sich mit gefälltem Bayonnete zum Sturme anschicken. Das ist aber wie bei Henry Brougham nur Vorbereitung zur bataille rangée. Der Gegner glaubt bereits die gesammten Streitkräfte Saphir's zu übersehen, während die alte Garde des Witzes, des Spottes, der Ironie noch ruhig Gewehr bei Fuß hält, und in einem Hinterhalt lauert. Plötzlich aber, wenn der Augenblick der Entscheidung kommt, eilt diese Reserve im Geschwindschritte vor, die letzten Schanzwerke des Gegners im Fluge erstürmend. Die Tinte vertritt nunmehr die Stelle des schweren Geschützes, ja man könnte sie mit einem flüssigen Folterwerkzeuge vergleichen, nicht eher außer Gebrauch gesetzt, als »bis der unglückselige Gegner bis auf die Knochen geschunden und seine verstümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgestampft worden.«

Fassen wir das bisher Gesagte zusammen, so dürfte uns wohl Niemand zu weitgetriebener Vorliebe beschuldigen, wenn wir bei der Vielseitigkeit Saphir's als Lyriker, Humorist, Journalist und Kritiker seine Characteristik und Biographie mit dem bekannten Verse schließen:

Er ist ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der Seine genannt!

Heinrich Ritter von Levitschnigg.

M. G. Saphir.

Gedichte.

Am Todestage des Herzogs von Reichstadt.

Im Garten zu Schönbronnen,
Da liegt der König von Rom,
Sieht nicht das Licht der Sonnen,
Sieht nicht des Himmels Dom.

Im fernen Inselstrande
Da liegt Napoleon,
Liegt da zu Englands Schande,
Liegt da zu Englands Hohn.

Im Garten von Schönbronnen
Da liegt der König von Rom,
Sein Blut ist ihm geronnen,
Es stockt sein Lebensstrom.

Am fernen Inselstrande
Da liegt Napoleon,
Liegt nicht in seinem Lande,
Liegt nicht bei seinem Sohn.

Liegt nicht bei seinen Kriegern,
Bei den Marschällen nicht,
Liegt nicht bei seinen Siegern,
Liegt in Europa nicht.

M. G. Saphir.

Liegt hart und tief gebettet
Im fernen Meereskreis,
Am Felsen angekettet,
Ein todter Prometheus.

Wo Baum und Blatt und Reiser
Versengt vom Sonnenstrahl,
Da liegt der große Kaiser,
Der kleine Corporal.

An seinem Grabe fehlen
Cypreß und Blumenstab
Am Tage Allerseelen
Besucht kein Mensch sein Grab.

So liegt er lange Jahre
In öder Einsamkeit,
Da klopft es an die Bahre
Zu mitternächt'ger Zeit.

— Es klopft und rufet leise:
»Wach' auf, du todter Held!
Es kommt nach langer Reise
Ein Gast aus jener Welt.«

— Es klopft zum zweiten Male:
»Wach', großer Kaiser, auf!
Es kommt vom Erdenthale
Ein Bote dir herauf.«

Es klopft zum dritten Male:
»Wach', Vater, auf geschwind!
Es kommt im Geisterstrahle
Zur dir dein einzig Kind.«

M. G. Saphir.

Da weichen Erd' und Steine,
Es thut sich auf der Sarg,
Der lange die Gebeine
Des größten Helden barg.

Da streckt des Kaisers Leiche
Die Knochenarme aus
Und zieht das Kind, das bleiche,
Hinab ins Breterhaus.

Und ziehet es hernieder:
»So seh' ich, theurer Sohn,
Seh' ich dich endlich wieder,
Mein Kind, Napoleon!«

Und rücket an die Seite,
Und rücket an die Wand.
»Mein Kind, das ist die Breite
Von meinem ganzen Land!«

Da schlingen die Gerippe
Die Knochen ineinand,
Und liegen Lipp' an Lippe,
Und liegen Hand in Hand.

Und zu derselben Stunde
Schließt auch das Grab sich schon;
Das war die letzte Stunde
Vom Haus Napoleon.

M. G. Saphir.

Wilde Rosen.

(Neue Auswahl. Zweite Auflage. Wien 1857. Hügel.)

Eine blaue Himmelsdecke
Hat uns Gott hier für das Leben,
Eine grüne Erdendecke
Für den Tod uns auch gegeben.

In die blaue Lebensdecke
Stickt er seine lichten Sterne,
Daß der Mensch hier auf der Erde
Höh're Lichter kennen lerne;

In die grüne Todesdecke
Stickt er jährlich frische Rosen,
Daß sie von dem Auferstehen
Sprechen zu den Glaubenslosen.

Sterne steh'n in deinen Augen,
Blumen in dem Antlitz eben;
Bist mir Himmel, bist mir Erde,
Hier und dort mir Tod und Leben!

Die Ros' ist schön, doch ist sie schöner,
Wenn eine Thrän' im Kelche glänzet; —
Die Hoffnung auch ist süß, doch süßer,
Wenn sie von Furcht wird rings begrenzet.

M. G. Saphir.

Das Aug' ist hold, doch ist es holder
Wenn Scham die Wimper drüber senket;
Geständniß ist süß, doch süßer,
Wenn halb vom Zagen es beschränket.

Das Morgenroth ist mild, doch milder,
Wenn es durch Blässe zart entglommen; —
Ein Kuß ist süß, doch ist er süßer,
Wenn unter Sträuben er genommen.

Die Sonn' ist hell, doch scheint sie heller
Seh'n wir durch Wolkenflor sie schreiten; —
Die Lieb ist süß, doch ist sie süßer,
Wenn sie vermischt mit Bitterkeiten!

Den Wald nur kann ich lieben,
Der Wald ist recht mein Ort,
Im Walde steht geschrieben
Manch' grünes Räthselwort.

Im Walde, so im düstern,
Da wird's in mir erst licht,
Ich hör' die Zweige flüstern,
Ich hör' das Blatt, das spricht.

Ich liege, um zu lauschen,
Wie durch der Bäume Weh'n,
Wie durch der Blätter Rauschen
Verschied'ne Stimmen geh'n.

Aus hohen Wipfelräumen
Tönt eine Stimme her,
Als ob's in schweren Träumen
Ein Herz voll Sorgen wär'.

M. G. Saphir.

Doch durch die tiefern Aeste,
  Da geht ein Klingen mild,
Wie aus dem Blätterneste
  Des Sprossers Klage quillt;

Viel tausend süße Lieder
  Von Sehnsucht, Lieb' und Schmerz,
Sie sinken dann hernieder,
  Und sinken in mein Herz!

Da pfleg' ich sie in Wehmuth,
  Tauch' sie in Thränen ganz,
Und flechte sie in Demuth
  Der Lieblichen zum Kranz!

Ich lieb' die Rose, wenn sie frisch
  Gesprengt das grüne Mieder,
Und Niemand sagt und Niemand fragt:
  Liebt Dich die Rose wieder?

Ich lieb' den Stern, ich seh' nach ihm,
  Ich sehne ihn hernieder,
Und Niemand sagt und Niemand fragt:
  Liebt Dich der Stern denn wieder?

Ich lieb' den Frühling, wenn er geht
  Durch Blumen, Laub und Flieder,
Und Niemand sagt und Niemand fragt:
  Liebt Dich der Frühling wieder?

Die »wilde Rose« liebe ich,
  Ich sing' ihr tausend Lieder,
Und frage auch mich selber nicht:
  Liebt Dich die Rose wieder?

M. G. Saphir.

Liebesschmerzen sind wie Bienen,
Flattern summend um die Herzen,
Flattern, schweben, kommen wieder
Mit dem Stich voll heißer Schmerzen.

Während sie so stechend flattern
In des Herzens off'ne Zelle,
Legen sie den Liederhonig
In des Stachels Wundenstelle.

Am Grabe meiner Mutter möcht' ich knien
Nur eine Nacht entlang,
An einem treuen Herzen möcht' ich ruhen
Nur die Minute lang!

Den Traum der ersten Jugend möcht' ich träumen
Einmal noch kurze Zeit,
Wie einst die Welt ich sah, möcht' ich sie sehen
Im rosenrothen Kleid!

Gefühle, längst erkaltet, möcht' ich fühlen
So glühend wiederum,
Die Lieder, die zerflattert, möcht' ich bitten:
O, kehrt noch einmal um!

Wo Jemand weint, da möcht' ich mit ihm weinen,
Wenn er voll Kummer wacht;
Ist Jemand einsam, möcht' ich ihm erscheinen
In stillverhüllter Nacht!

Die Kerkerthore alle möcht' ich öffnen
Für die in Haft und Band,
Die Fernverbannten alle möcht' ich führen
Zurück ins Heimatland!

29

M. G. Saphir.

Die Herzenswunden alle möcht' ich heilen,
Die Haß und Falschheit schlug,
Den Duldern möcht' die Krone ich ertheilen,
Die einst der Gottmensch trug!

Den Erdenfürsten möcht' ich kniend lehren
Der Völker Herz versteh'n,
Die Völker alle möcht' ich weinend bitten,
Den Liebesweg zu geh'n!

Die holde Dichtkunst möcht' ich zwingen können:
»Verlaß nur Du mich nicht!«
Und meines Kindes Antlitz möcht' ich sehen
Bis Tod das Aug' mir bricht!

Und eines sanften Todes möcht' ich sterben,
Mit ungetrübtem Geist,
Der noch mit reinem Abschiedskusse
Von dieser Welt sich reißt!

Und jene Seele möcht' ich jetzt schon kennen,
Die dann mir gibt Geleit,
Und jene Seele, die mein Grab besuchet
Zur Allerseelen-Zeit!

Und ruh'n möcht' ich am grünen Schattenorte,
Im Grabe schlicht und g'ring,
Und auf dem Grabstein möcht' ich nur die Worte:
»Er kam — und litt — und ging!«

M. G. Saphir.

Fliegendes Album

für ernste und heitere Declamation.

(Dritte Auflage. Leipzig, 1858. Wöller.)

Das Gewand der Erde.

Paramythe.

Zum dritten Male aus dem Morgenthore
Zog mit dem goldbehuften Lichtgespann
Die junge Königin des Tags, Aurore;
Die Fäden dunkler Dämmerungen spann
Ihr gold'ner Finger ein zum Rosenflore,
Der Strom der feuchten Strahlenlocken rann
Zur Erd' herab, die, wie ein dunkler Globen,
Von keinem Kleid bedeckt war und umwoben.

Da sprach die Göttin mit der Strahlenkrone:
»Ihr Schöpfungsgeister alle, kommt herbei!
Die Erde ist bestimmt dem Erdensohne,
Daß sie sein Reich und seine Wohnung sei,
Doch, daß er nicht auf nacktem Boden throne,
Gebt ihr ein Kleid um ihre Glieder neu,
Gebt ihr ein Kleid, auf daß sie nicht erröthe,
Daß schnell der Tag vor ihre Augen trete.«

M. G. Saphir.

Da trat hervor in seiner Strahlenbinde
  Der Geist des »Demants« mit dem Feuerschein,
Berührt' mit seinem Fuß die Erdenrinde
  Und sprach: »So soll das Kleid der Erde sein;
Ihr Feuer- und ihr Wasserstrahl verkünde,
  Daß ihr Gewand der erste Edelstein;
Ein Strahlenstrom entspringe ihrem Kleide,
Daß Tag und Nacht in seinem Glanz sich weide!«

Da bat der Erde Schutzgeist schüchtern, leise:
  »Aus »Demant« webe nimmer ihr Gewand,
Die Erd' wird nicht bewohnt vom Götterkreise,
  Der in dem Lichte hat sein Vaterland.
Des Menschen Aug' ist schwach, des Lichtes Gleise
  Sie fließen blendend ihm zum Wimperrand,
Aus Demant schaffe nicht das Kleid der Erde,
Auf daß der Mensch nicht blind im Glanze werde!«

Da tritt heran, vom Morgenlicht umgossen,
  Der Geist nun des »Rubins«, im rothen Kleid,
Und spricht: »So sei die Erd' denn eingeschlossen
  In Roth, in dem sich jeder Tag erneut,
Wenn er, vom reinen, hellen Licht umflossen,
  Erscheint in Morgenrothes Herrlichkeit;
Im Kleide von Rubinen soll sie prangen,
Das Licht des Morgens geben und empfangen!«

Allein der Erde Schutzgeist bat nun wieder:
  »Nicht aus Rubinen sei ihr Kleid voll Pracht,
Das Licht den Menschen strahl' von oben nieder,
  Und nicht vom Staub, aus dem er selbst gemacht;
Ihn grüße nur des Morgenlichts Gefieder,
  Wenn er des Morgens aus dem Schlaf erwacht,
Damit ihn jeder Tag mag unterweisen,
Den Quell des Lichtes dankend lobzupreisen.«

M. G. Saphir.

Da trat heran im Kleid, dem äthergleichen,
  Der Geist des »Saphir's«, blau und weich und mild,
Und sprach: »Ich will ein Kleid der Erde reichen
  Nach meines Azurstrahles Ebenbild,
Mit jenem Glanz, dem freundlich sanften, weichen,
  Wie er vom Himmel lieblich niederquillt,
Damit ein zweiter Himmel sie, im Kleinen,
Im blauen Kleide strahlend mag erscheinen!«

Und wieder trat heran, mit leisem Zagen
  Der Erde Schutzgeist dann: »Nicht Aetherblau
Will ein Gewand der jungen Erd' behagen,
  Nicht azurgleich sei Feld und Wald und Au',
Nicht gleiches Kleid soll Erd' und Himmel tragen;
  Der Aether glänze nur in Himmelsblau,
Damit empor man seinen Blick entfalte
Und nicht die Erde für den Himmel halte!«

Darauf verfinstern sich Aurorens Wangen,
  Das Roth entflieht aus ihrem Angesicht,
Und finst're Ungewitterwolken hangen
  In Tag hinein mit ihrer schwarzen Schicht,
Die Schatten dichter Finsternisse fangen
  Den Strahl aus dem zerriss'nen Netz von Licht,
Und aus dem Bett vom Lichte und vom Dunkeln
Sprang der »Smaragd« heraus im grünen Funkeln.

Und also sprach Smaragd: »Aus Licht und Schatten
  Entspringt das Grün im bunten Farbenbund;
So wie sich Licht und Finsterniß auch gatten
  In dem Geschöpf auf jenem Erdenrund,
So web' ich zum Gewand von Flur und Matten
  Ein Kleid, das Licht und Schatten hat zum Grund,
Ein grünes Kleid, ganz feenhaft gewoben
Aus Erdendunkel und aus Licht von oben!«

M. G. Saphir.

Darauf berührt' mit seinem Strahlenkusse
Smaragd der Erde farbenlosen Saum,
Und plötzlich stand im grünen Feuergusse
Gebüsch und Strauch und Feld und Flur und Baum.
Es spiegelt sich der Schmelz im Wiesenflusse,
Es spiegelt sich der Schmelz im Meeresschaum,
Es spiegeln sich des Schmelzes grüne Wellen
In Gras und Halmen, die zum Teppich schwellen.

Und all' die Edelsteine dann zusammen,
Sie wirkten Blumen in das grüne Kleid,
Der Demant stickte reine Lilienflammen,
Rubin stickt' Rosen ein zur Blüthenzeit,
Und Veilchen, die dem zarten Blau entstammen,
Hat Saphir an des Kleides Saum gestreut,
Und für den Herbst auch stickten tief're Tinten
Opal, Topas, Granat und Hyacinthen.

Und lächelnd sah der Erde Schutzgeist nieder,
Und segnete die Erd' im neuen Kleid,
Und sprach: »Es walle stolz um deine Glieder,
Doch daur' es immer nur auf kurze Zeit,
Es welke jährlich in dem Herbste wieder,
Und werd' im Frühling jugendlich erneut,
Auf daß du denkst bei jedem neuen Kleide
Der Macht, die es gestickt zum Festgeschmeide.«

»Und daß der Mensch den Frühling soll empfangen
Wie einen Boten aus dem Himmelsland,
Auf Gottes Segenswort hervorgegangen,
An die verzagte Menschheit ausgesandt,
Daß sie nicht zitt're, wenn des Lebens Spangen
Nicht halten mehr am irdischen Gewand,
Denn wenn der Erd' ihr Kleid zurück wir geben,
Wird ew'ger Frühling neues Kleid uns weben!«

M. G. Saphir.

Der stille Gang.

Empfangen wird ein jeder Mensch in diesem Erdenthal
Zum mindesten von einem einz'gen Freudenstrahl,
Und eine Thräne mindestens doch rinnt
Vom Aug' der Mutter auf das holde Kind.
So arm ist doch nicht eine Mutterbrust,
Daß sie das Kind begrüße nicht mit süßer Lust,
Und so beschränkt ist wohl kein Vaterherz,
Daß es das Kind begrüße nicht mit Freud' im Schmerz,
Daß ihm zwei Hände nicht doch Liebe weih'n?
Allein wie viele gehen aus dem Leben fort
Oh'n' Thräne, ohne Lieb', oh'n' Trost, oh'n' süßes Wort!
Wie viele schlafen in der Kammer ein
Im Finstern, seufzend, schmachtend ganz allein!
Wie Mancher kehret sterbend sich noch an die Wand,
Weil gar kein Mensch an seinem Sterbebette stand,
Weil Mutter nicht, nicht Gattin, Kind und Freund
Im Endgebet sich still mit ihm vereint!
Wie viele wandern, in dem kleinen Reiseschrein
Zur letzten Reise, unbegleitet, ganz allein! —
Wer solchem Sarg begegnet je, dem hinterher
Nicht folgt ein Herz, von Schmerz und Thränen schwer,
Kein Aug', den Blick gerichtet hoch empor,
Kein Haupt, gehüllt in schwarzen Trauerflor,
Kein Mund, der ein Gebet dem Todten spricht,
Kein Arm, der ihm den Kranz zum Sarge flicht,
Nicht eine Hand, die trüb' hinab in's Grab
Ein Bischen Erde wirft als letzte Liebesgab',
Wer solchem Sarg' begegnet, denke fromm und still
An einen »stillen Gang«, den ich erzählen will. —

Ein's Tages geht der Kaiser aus, und ihm zur Seit'
Ein einz'ger Mann nur, als sein ganz Geleit',
Den Kaiser schmücken Orden nicht, nicht Stern und Band,
Ganz einfach und ganz schlicht ist sein Gewand,

M. G. Saphir.

Und kenntlich nur ist er dem ganzen Volk' allein
Am frommen Antlitz, an des Auges mildem Schein.
Sein Haupthaar ist ganz weiß, die Wange bleich,
Denn Glück und Unglück, sie erprobten ihn zugleich;
Denn Glück und Unglück, sie erprobten ihm das Herz,
Und fanden edel es, in Freude wie in Schmerz;
Denn Glück und Unglück, sie erprobten ihm das Haupt,
Er hat in Beiden an den Göttlichen geglaubt;
Denn Glück und Unglück, sie erprobten ihm sein Land,
Es hielt in Lieb' und Treu', in beiden, Stand;
Denn Glück und Unglück, sie erprobtem ihm sein Haus,
Es ging wie Gold nur aus der Glut heraus.
D'rum war sein Haupt voll Silber, wie sein Herz voll Gold,
Weil läuternd das Schicksal darüber gerollt;
D'rum, wenn er ging durch seine Kinder, sanft und schlicht,
Neigt jeder das Haupt, und »Gott erhalte!« spricht. —
Und als er einst ging in dem Städtchen zumal,
Als sich hernieder senkte g'rad der Abendstrahl,
Da kömmt entgegen ihm ein Sarg, ganz ohn' Geleit,
Ein Bretlein oben, ein Bretlein zur Seit',
Und mit dem Sarge geht gar Niemand mit,
Der ihm erwiese doch den letzten Liebesschritt.
Und da ergreift es den Kaiser tief im Gemüth,
Daß eines seiner Kinder ganz so einsam zieht
Auf seinem letzten, allerletzten Erdengang,
Und eine Thräne rollt auf seine blasse Wang'
Und Wehmuth spielt um seinen frommen Mund,
Er zieht den Hut ab zu derselben Stund',
Und zum Geleitsmann milden Ton's er spricht:
»Laßt uns erfüllen nun die frömmste Pflicht,
Weil Niemand gehet nach dem Todten hinterher,
Erzeig' ihm sein Kaiser die letzte Ehr'!«

Und wie der Kaiser, fromm und mild, so wie er war,
Die Gasse entlang schreitet nach der Bahr',
Und wie das Volk dann seinen Kaiser sieht,
Der mit des armen Mannes Leiche zieht,

M. G. Saphir.

Entblößt es das Haupt und faltet die Händ',
Und segnet seinen Kaiser ohn' End'
Und schließet sich in frommer Wehmuth dann
Zu zwei und zwei dem Leichenzuge an!
Und Männer, Frauen, Kinder, Jung und Alt
Nun mit hinaus zum fernen Kirchhof wallt;
Und angelangt auf dem Kirchhof, ist's ein Leichenzug,
Als ob ein Fürst es war, den man zu Grabe trug!
Der Kaiser harrt, bis man die schwarze Truh'
Hinabgesenkt zur allerletzten Ruh',
Und spricht ein still Gebet noch eine Weil'
Für des Entschlaf'nen Seelenheil,
Und schreitet dann, der schönen That bewußt,
Zurück, bewegt in seiner vollen Brust.

Da fließt das Abendroth g'rad durch des Himmels Raum,
Legt um die Berge sich wie Purpursaum
Und streuet in des Aethers blauem Meer
Die Flammenrosen spielend hin und her,
Und kämmt herab das lange Flatterhaar
Mit gold'nem Kamm, ums Haupt so klar,
Und leget dann sein gülden Tagsgewand
Im Walde ab, der an dem Berge stand;
An Blumen und an Sträuchen hing Geschmeide
Und Perlen und Demant von seinem Kleide,
Und aus dem dunkeln, tiefen Himmelsschooß
Rang sich der Abendstern lieblich los,
Dem Bräut'gam gleich, der von Lieb umhellt
Erröthend tritt ins Brautgezelt;
Dem Auge gleich, das mit Liebesmacht
Den Strahl ergießt aus schwarzer Wimpernacht.
Und von dem Stern ergießt ein magisch Licht
Sich um des Kaisers frommes Angesicht.
Als wie verklärt erscheint sein heilig Haupt,
Mit Strahlenkronen scheint sein Haar umlaubt,
In seines sanften Auges mildem Blau
Erglänzt der höchsten Gnade reinster Thau

M. G. Saphir.

Und um das Haar des Greises, silberrein,
Da bildet sich ein lichter Kreis und Schein,
Und von den Sphären tönt es hell und laut:
»Den stillen Gang« hat Gott, der Herr, geschaut,
Dafür sei auch Dein ganzer Lebensgang
Umbaut von Engelsgruß und Sphärensang;
D'rum sei der Gang von Deinem ganzen Haus
Ein Segensgang mit ew'gem Blumenstrauß,
Drum sei Dein letzter Gang auf Erden auch
Ein Engelsgruß, ein Seraphsruf, ein Friedenshauch;
D'rum sei Dein Gang zu Gottes Thron
Ein Siegeszug nach Palmenkron';
D'rum jedem Gang erblühe Heil und Recht,
Den fürder geht Dein Glanzgeschlecht! —

Frauenherz und Eisenbahn.

Ein Frauenherz und eine Eisenbahn, sie gleichen
Sich alle beide fast bis auf das Haar;
Wer so mit beiden fährt, ist gar nicht mehr sein eigen,
Der fremden Macht gehört er ganz und gar.
Den eignen Willen muß man ganz vergessen,
Ist man auf beiden einmal aufgesessen.

Bevor man so ein Frauenherz befahren,
Da geht's mit seinen Actien Halloh!
Doch fängt man endlich an darauf zu fahren,
So fahr'n die Actien zurück: o ho!
Trotz Passagier und allem Larifari
Steh'n doch die Herzens-Actien niemals — pari.

Ein Frauenherz geht vorwärts, ungezügelt,
Es trotzt der Zeit, dem Elementenkampf,
Und die geheime Kraft, die seinen Lauf beflügelt,
Ist, wie bei einer Eisenbahn: — der Dampf,

M. G. Saphir.

Will es geschwinder noch in seinem Lauf von dannen,
Braucht's einen Hansdampf nur noch vorzuspannen.

Ja, mit dem Hansdampf ist gar nicht zu scherzen,
Er schnaubt und pfeift in seiner Seele tief,
Und schleppt oft sechszehn leere Frauenherzen
Gleich fort mit sich, wie ein Locomotiv,
Und ist das Frauenherz nicht weit gescheidter,
So kommt mit lauter Pfiff er immer weiter.

Ein Frauenherz weiß seine Fahrt schon zu belohnen,
Macht bei dem Hauptziel manchen Nebenschritt,
Es macht gar oft so — Zwischenstationen —
Und nimmt noch nebenbei so Manchen mit,
Und mit der Zeit, so will's bisweilen uns gemahnen,
Baut sich das Frauenherz auch — Flügelbahnen.

Die Billetdoux zur Fahrt bekömmt man durch die Casse,
Sie spielen alle Farben: gelb und grau und grün,
Wer mehr bezahlt, bekömmt die erste Classe,
Doch deshalb fahren sie nicht besser d'rin.
Und wollt Ihr in die Frauenherzen schauen,
So sitzen in der dritten Class' — die Grauen.

Hat man das Frauenherz versäumt nur die Secunde,
So geht es ab, da hilft kein Rasen, Schrei'n;
Doch laufe man nicht nach, man warte eine Stunde,
Dann kommt's zurück und ladet ein;
Oft sagt's: »Ich fahre ab!« und wartet doch noch häufig,
Im Technischen heißt das: »Der Zug geht so beiläufig!«

Jedoch man muß gesteh'n, Sie werden schon erlauben,
Die Frauenherzen sind sehr frequentirt;
Man braucht sich nach der Fahrt nicht abzustauben,
Besonders wird man schnell da expedirt;
Im Gegentheil man hat kaum Platz genommen,
So ruft man schon: »Ach Gott, wie bin ich angekommen!«

M. G. Saphir.

(Zum Publicum.)

Nicht wahr, jetzt lachen Sie wohl, meine Herren,
Weil es den Frauen gilt, ich selber sag',
Ich bitte Sie, zu viel sich nicht darauf zu sperren,
Wer weiß, was von dem Mann zu sagen ich vermag!
Ach! Sie erschrecken? Gut; ich lasse Gnad' ergehen,
Jedoch, geborgt ist nicht geschenkt — auf Wiedersehen! (Ab.)

(Beim Hervorrufen.)

Wie! Hör' ich recht? Ich soll noch einmal kommen,
Sie fürchten meine letzten Worte nicht?
Wohlan! Zuerst schön' Dank! (verneigt sich) und nun hab' ich mir vorgenommen
— Und wie gerufen kömmt mir die Geschicht' —
Ich rede jetzt, und drohte mir auch Köpfung,
Vom Manneshérzen, vom Wauwau der Schöpfung.

Ein Männerherz — darauf muß ich mich spreizen,
Ein Männerherz ist gleich der Eisenbahn,
Man muß das Männerherz beständig heizen,
Und alle Augenblicke schnaubt es grob uns an,
Und nöthig sind ihm oft die bösen Zangen,
Denn sonst ist gleich sein Feuer ausgegangen.

Ein Männerherz ist ein Waggon, ein breiter,
Man rückt da dutzendweise nur heran,
Wahr ist's, man kömmt damit wohl immer weiter,
Denn so ein Männerherz — das hält nicht an —!
Und mit dem Billetdoux geht's zu! ich wette,
Auch ohne Platz vergibt es noch Billette.

Ja, solch' ein Männerherz hat Vorzug, unverhohlen,
Noch vor der Eisenbahn wohl irgendwo,
Man braucht kein Holz, braucht keine Kohlen,
Ein Männerherz, das heizt man auch mit — Stroh.
Kurzum, es gleicht der Eisenbahn in allen Arten,
Denn wenn man will, macht es auch — Extrafahrten.

M. G. Saphir.

(Zum Publicum.)

Ist's wahr? Hab' ich nicht Recht? Was sagt mir Ihre Miene?
Ich weiß, Sie nehmen mir das Ding nicht schief!
Ich, ich kann nichts dafür, ich bin blos die Maschine,
Der Dichter, von dem's stammt, der ist's Locomotiv!
Sind Sie, Verehrteste, mit mir nicht gut gefahren,
Soll das Locomotiv von mir es schon erfahren.

M. G. Saphir.

Declamations-Soirée.

(Pest 1858. Hartleben.)

Beethoven's Grab.

(Gesprochen von der k. k. Hofschauspielerin Mad. Rettich.)

Der Frühling kömmt; vor seinem Wagen tanzen
    Die Schmetterlinge her,
Mit ihm ein Strahlenwald, wie gold'ne Lanzen,
    Mit ihm ein Blüthendüfte-Meer,
Für ihn, in süßen Assonanzen
    Singt Nachtigall die Zaubermär!
Vor Allem schlüpft das Veilchen
    Aus seinem Winterhaus,
Nach einem Weilchen
    Kömmt Schneeglöckchen heraus!

Schneeglöckchen läutet den Frühling ein:
„Wacht auf, wacht auf, es ist Sonnenschein,
Macht auf die Fenster, macht auf die Herzen,
Hinaus mit dem Leid, hinaus mit den Schmerzen,
Du Rose erwach', du Gräschen steh' auf,
Ihr Schläfer im Boden, kommt alle herauf,
Ich läute Tag und Nacht,
Bis sie Alle sind erwacht,
Bis wach ist die Quelle, bis Echo ist wach,
Bis wach ist die Liebe, bis Sehnsucht ist wach,
Bis wach sind die Augen am schlafenden Baum,
Bis wach ist die Knospe, bis wach ist der Traum.

M. G. Saphir.

Ich läute bei Nacht und läute bei Tag,
Bis Leben und Weben im blühenden Hag,
Bis Wälder und Felder im Jugendschein blühn,
Bis Schmetterlinge gaukelnd im Sonnenstrahl glühn,
Bis Kinder sich tummeln auf schwellendem Grün;
Bis alle Kelche aufgeschlossen,
Bis Thau und Duft in Eins geflossen,
Bis zum geheimen Boten werden Blüthensprossen,
Bis Lied und Lieb, die lieblichen Genossen,
Durch Büsche und durch Lauben sich ergossen,
Bis da wird zu des Frühlings Ehr' und Ruhme
Die junge Schöpfung rings zum Heiligthume,
Der Mensch zum Kind, das Wort zum Lied, das Herz zur Blume."

Jedoch Schneeglöckchen, weiß und rein,
Es läutet nicht blos den Frühling ein,
Es ist ein Todtenglöcklein auch, es läutet durch's Land
Vom Frühling in dem Chorgewand,
Wie er die Menschenkinder an seiner Hand
Führt sanft hinab in's Schattenland!
Denn grad' im Frühling, wenn im jungen Leben
Gezweig und Blatt und Blüthen beben,
In Glut und Blut die Bäume prangen,
Und Stern und Kern aus Knospen sprangen,
Und alle Sterblichen hinaus verlangen,
Wo Herz und Sinn und Geist gefangen
Von Sonn' und Mond in goldnen Spangen,
Da erst geh'n gar viel Menschen ein
In den mit Blumen reich geschmückten Erden-Schrein,
Da vergehn viel Menschen zumal,
Wie die Blume im Thal,
Wie in Dämmerung der Strahl,
Wie ein Laut in der Fern',
Wie am Morgen der Stern,
Wie ein Liebesruf in den Abendwind,
Wie ein Tröpflein Thau, das am Blatt zerrinnt,

M. G. Saphir.

Wie das Sehnsuchtslied der Nachtigall
Austönt und verklingt im Wiederhall!
Glücklich nenn' ich den, der im Frühling der Jahre,
Wann noch roth die Wange, Gold die Haare,
Glatt die Stirne, rein das Auge, das klare,
Eingeht in das Schlafgemach der Bahre,
Der nur bringt die Blume heim, eh' sie verdüftet,
Der nur schlürft den Lebenskelch, eh' er vergiftet,
Der nur hat Liebe, Sehnsucht, Glück und was das Herz entzückt,
Noch voll Morgenthau, vom Baum gepflückt;
Der nur schlürfte aus den Lebenswein
Mit der Blume und dem Aroma von Sonnenschein;
Den nur stirbt mit dem vollen Kranz in der Hand,
Von Erfahrung nicht zerpflückt, vom Gifthauch nicht verbrannt,
Der nur läßt das Leben zurück wie eine Geliebte,
Die ihn stets beglückt, ihn niemals betrübte;
Der nur küßt in seines Daseins letzter Stund'
Ungetäuscht des Lebens roth glühenden Mund;
Der nur trägt zurück aus der irdischen Höhle
In den Himmel die reine unsterbliche Seele!

Und so im Herzen nun gestimmt zur stillen Rührung
Vertrauet euch im Geiste an nun meiner Führung,
Und folget mir hinaus in Wehmuthstrauer
Zu eines Kirchhofs friedgeweihter Mauer!
Da in dem Kirchhof ist ein Grab, ein einfach schlichtes,
Beleuchtet von dem Strahl des Mondenlichtes,
Da ruht ein großer Mann in kleinem Raume,
Die Lösung hat er nun vom Lebenstraume,
Die Ahnungen und Wunder, die in Tönemassen,
In Riesenklängen er zurückgelassen,
Die wir im Geist bewundern, doch nicht fassen!
Die Nacht allein hält Wacht auf seinem Grabe,
Wo Schwermuth lehnt am Blumenstabe,
Und in dem dunkelblauen Isisschleier
Des hohen Himmels hängt zur Seelenfeier
Die Mondesampel mit dem Silberfeuer;

M. G. Saphir.

Und wie der Nachtwind durch die Gräberblumen geht,
Schneeglöckchen auch als Meßner aufersteht,
Und läutet hinein ins Land so weit und breit,
Zum Seelenfest sein Todtengeläut! —

Und durch das Dunkel der Mitternacht
Erscheint ein Götterweib in Strahlenpracht,
In ihren langen, losen, gold'nen Locken flechten
Sich Sterne und Blumen zum sinnigen Kranz,
Das Psalter ruht in ihrer schönen Rechten,
Ein Strahlengürtel schließt die Falte des Gewands.
Aus ihren großen Götteraugen Geister sprühen,
Um ihre süßen Lippen Wundermärchen blühen,
Auf ihren warmen Wangen Kinderträume glühen,
Aus ihrem lebensvollen Odem ziehen
Die Geister ungeborner Melodieen,
Sie ist's, die Göttliche, die ihm den Ruhm verlieh,
Sie ist's, die Fürstin aller Harmonie,
Die er erkannt, verewigt hat — die Symphonie.
Sie stieg herab, die Göttliche, von hoher Sphäre,
Und weint auf seinem Grabe eine Zähre,
Und mit ihr weinen alle ihre Kinder:
Die Geister der Höhe und der Tiefe nicht minder,
Die Geister des Lebens, die Geister des Herzens,
Die Geister der Freude, die Geister des Schmerzens,
Die Geister des Scherzes, die Geister des Humors,
Die Geister der Nacht und des finstern Todesthors.
Die Geister, die da dringen in die Tiefe der Gedanken,
Die Geister, die sich schaukeln im Lichte, dem blanken,
Die Geister der Ahnung, die Geister der heiligen Trauer,
Die Geister der Andacht, die Geister der Schauer,
Die Geister der Natur, die in Räthselkraft walten,
Die Geister der Kunst, die mit freiem Geist schalten,
Die Geister alle, die empfunden, nicht gesehen
Durch die Symphonie in langen Schaaren gehen! —

M. G. Saphir.

Und als die Symphonie verklang im Accord,
Erklang das Schneeglöckchen sofort,
Und läutet hinein in's Land, so weit und breit,
Zum Seelenfest sein Todtengeläut!

Da fließt es süß einher, ein wundersames Klingen,
Wie Leierton und süßer Stimmen Klang,
Wie Klagetöne aus zerrissenem Herzen dringen,
Wie Jubelton aus entzücktem Liebessang,
Wie Harfenton in leisem Saitenschwingen,
Wie Sehnsuchtsseufzer, weich und bang,
Wie Glockenton und treuer Liebe Stimmen
Von ferne her auf Abendlüften schwimmen.

Und wie von dieser Harmonie getragen,
Erscheint ein edler Schatten zart und leis',
Um ihn ertönen treuer Liebe Klagen
Und Lieder zu der Liebe Ruhm und Preis,
Und zu den Kränzen, die am Grabe lagen,
Legt er des Myrthenkranzes grünes Reis,
Und flüstert leise: »Du Meister in Verklärung,
Empfange freundlich hier Fidelio's Verehrung.«

Und wiederum ertönt zur Mitternachtszeit
Schneeglöckchen zu dem festlichen Todtengeläut:

Wer nahet? wer schwebet
Hieher in Engelsgestalt?
Wie sich's belebet
In Au und Flur und Wald!
Von Liedern überfüllt
Ist Luft und Raum,
Ein Liederstrom quillt
Aus Strauch und Baum!
Was Dichter ersonnen
Von Liebesweh und Wonnen,
Was Wehmuth gesponnen,

M. G. Saphir.

Bei Mond und bei Sonnen,
Was liebend entbrannt,
Was Sehnsucht empfand,
Was Herzen bezwang,
Was Herzen errang,
Bald selig, bald bang,
Wird Lied und Gesang!

Und von den Liedern rings umgeben
Sieht man ein Wesen lieblich schweben,
Von ihrem Antlitz lacht
Des Liedes Zaubermacht,
Um ihre Locken wallen
Gesänge wie von Nachtigallen;
Denn was sie denkt, wird Klang,
Und was sie fühlt, Gesang
Und was sie spricht, wird Lied,
Und was sie singt, erblüht
Zur Blume für's Gemüth!
So nahet sie dem stillen Grab
Und schwingt den Zauberliederstab,
Und alle Nachtigallen kommen
Zu dem Requiem, dem frommen,
Und Alles, was nur Ton und Stimme hat,
Legt ein Blümlein auf des Grabes Altarblatt,
Das naht von Ost und Nord, und Süd und West,
Und stimmt ein Schmerzlied an zum Seelenfest,
Am Grabe aber kniet im Blumengewind,
Gleich in einem Kreis von Morgenröthen,
Des unsterblichen Meisters süßestes Kind —
Wer bist du, süßes Bild im süßen Liede?
Die Wellen rauschen, und Nachtigallen flöten:
»Adelaide!«

Darauf verbreitet um den Grabeshügel
Ein Licht sich und ein Sonnenschein,
Es rauscht auf seinem unbegrenzten Flügel

M. G. Saphir.

Das Himmelskind »Unsterblichkeit« herein,
Und zu den Kränzen an der Grabesschwelle
Legt es also sprechend auch die Immortelle:
»Der Frühling, als Kammerherr der Erde,
Mit gold'nem Schlüssel öffnet ihr Gemach,
Er rief dich ab von dieses Seins Beschwerde,
Als noch dein Lebenssommer rüstig, wach,
Damit der Lebenswinter nicht, das Alter,
Durchfröstle je die Gluten deiner Psalter;
Denn wer gelebt hat siebzig Jahr und länger,
Dem wird's im Herzen immer bang und bänger,
Und Welt und Raum und Dasein wird ihm enger,
Denn seinen Herzbaum sieht er ohne Blätter,
Und Treu' und Lieb' und Glauben, seine Jugend-Götter,
Erschlug so Blitz nach Blitz im Lebenswetter;
Talent und Geist und Phantasie,
Der Tugend Mitgift, der Jugendzeit Magie,
Sieht er entfliehen, von sich weichen,
Die Strahlen seines Ruhms sieht er erbleichen,
Und der Tod, mit dem Palaste der vier Bretter,
Kömmt ihm als Freund nun in der Noth, als Retter!
Du aber rettetest die unsterbliche Krone,
Unangetastet aus des Lebens feindlichem Hohne.
An deinem Kranze hängt noch voll die Blume,
Die Welt und Nachwelt dir gepflückt zum Ruhme;
Es leben ewig fort die herrlichen Gesichte,
Die du geschöpft hast aus dem ew'gen Lichte;
Du brauchst ein prunkend Denkmal nimmer,
Das Eitelkeit nur baut zu eignem Schimmer.
Du brauchst kein Monument, welches die erbauen,
Die sich selbst nur wollen verewigt schauen!
Dein Denkmal steht da, wo man liebt das heilig Schöne,
Wo man empfindet die Göttermacht der Töne,
Wo man im Herzen trägt die herrliche Camöne,
Wo noch ein Herz für Kunst sich kann entzücken,
Wo noch die Kunst wie Lichtstrahl kann beglücken,
Wo noch ein Ohr ist, offen zu Gesängen,

M. G. Saphir.

Und für das Göttertheil in Feierklängen!
So lange man liebt Kinder, Blumen, Düfte,
Der Liebe Wort, des Lenzes Morgenlüfte,
Des Morgenlandes Märchen, süße Träume,
Des Waldes Schauer, erstes Blüh'n der Bäume,
Der Räthsel Reiz und der Ahnung halbes Dunkel,
Der Wolken Zug, der Sterne hold Gefunkel,
So lange ein Ton zum Herzen kann sprechen,
So lange die Thrän' aus dem Auge kann brechen,
So lange ein Herz kann erbeben in Wehmuth,
So lang' es an heil'ger Stätte kann beten in Demuth,
So lange wirst du leben ohne Schranken
Im Reiche des Fühlens, im Reiche der Gedanken,
So lang' wirst Du strahlen, ein flammend Meteor,
In der erhabensten Geister unsterblichem Chor!«

Inhalt.

Beck, Karl.

Constant, W.

Inhalt.

Deinhardstein, Johann Ludwig.

Ebert, Karl Egon.

Inhalt.

Hirsch, Rudolph Johann.

Inhalt.

Inhalt.

Inhalt.

Inhalt.

Gedruckt bei Leop. Sommer in Wien.